UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

Hermann Stehr / Der Heiligenhof

Zweiter Band

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

YALE SCHOOL OF FINE ARTS
LIBRARY

Hermann Stehr

Der Heiligenhof

Roman

Zweiter Band

Horen-Verlag / Berlin-Grunewald

1926

16. bis 20. Tausend

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1926 by
Horen-Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald

Einbandentwurf von Georg Mathéy-Leipzig

8345816
Oh
v. 2

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Drittes Buch

Not Selected for Humanities
Preservation Project

666638

YALE MEDICAL LIBRARY
HISTORICAL LIBRARY

Erstes Kapitel

Von dem Tage, an welchem der Sintlinger durch die Begebenheit mit dem schwarzen Huhn unabwendbar in die Jenseitigkeit des Lebens seines Kindes und der Welt geführt worden war, löste sich leise, unmerklich der Weg Johannas, seines Weibes, von der Bahn los, auf der der Heiligenbauer und Helene ins Ungewisse gingen. Nicht, daß die Bäuerin sich dem Wesen ihrer beiden geliebtesten Menschen durch offenes Widersprechen entgegenstellte: die einfache, gütig-tüchtige Seele war nur nicht fähig, in dem glänzenden Gewölk von der Erde sich in raumlose Welten wie ihr Mann und ihr Kind zu verlieren, sondern nahm das Davonschweben der beiden als eine Prüfung Gottes hin und band sich fester denn je an die tausend Pflichten hausmütterlicher Tätigkeit, um der Auflösung entgegenzuwirken, die sie ahnte, und den beiden einen gesicherten Boden zu erhalten, auf den sie sich am bitteren Ende aus dem unwirklich-bunten Treiben retten konnten. Kaum daß je ihr ernstes, schleierloses Auge noch mit einer vorwurfsvollen Frage ihrem Andreas begegnete, kaum daß sie wieder einmal die Hand mahnend auf seinen Arm legte, als der Zulauf allerhand neugieriger und wundersüchtiger Menschen auf den Heiligenhof

aufs neue stärker begann, fast so stark wie in der Zeit, da die Nachricht von der unbegreiflichen Blindheit Helenens das erstemal die ganze Umgegend aufgeregt hatte. Und wie in jenen Wochen neben vielen Unnützen manche ehrlich ergriffenen Herzen von dem Drang zu helfen und zu trösten auf den Hübel getrieben worden waren, so fanden sich auch nun auf der Sintlingerschen Bauernburg gar viele Menschen ein, die, von Nöten des Leibes oder der Seele beladen, wirklich ein außerirdisches Licht über dem Dach spielen sahen, unter dem Helene wohnte. Aber gerade diese, die mit „großen Brennaugen" oder der sichtbaren Inbrunst nach den Schauern einer Wunderheilung durch das Tor des Sintlingerhofes kamen, wurden auf eine ruhige Art abgewiesen, indem man ihnen bedeutete, daß hier so wenig ein Wallfahrtsort als die Wohnung eines Doktors sei. Das Gesinde machte mit solchen Bresthaften kurzen Prozeß, die Bäuerin hieß sie bestimmt wieder gehen, und auch der Sintlinger führte alle schonend den Weg über den Hübel hinunter, die mit einem geheimen Anliegen sich einfanden, etwa, Helene möge das Fläschlein in die Hand nehmen, in das sie ihr Wasser gefüllt hatten, ihr erkranktes Bein berühren oder doch wenigstens das Licht ihrer wundersamen Augen eine Weile auf ihnen ruhen lassen. Denn darin waren der Bauer und seine Frau einig, daß durch ein solches Treiben ihr Kind sicher an verstiegene Eitelkeit, wenn nicht an Schlimmeres verlorengehen müsse. Alle aber, denen nur an einem Stück Brot, einem Napf Suppe oder einem Notpfennig gelegen war, klopften nicht umsonst an die Tür des Heiligenhofes. Um sie leichter zu übersehen und jene aus-

zuscheiden, die es nur auf die Wunderkraft des hübelheiligen Mädchens abgesehen hatten, richtete man den Raum als Speisestube der Armen ein, der auf dem unteren Flur der Küche gegenüberlag und bisher als Unterrichtszimmer Helenens gedient hatte. Dort wurde ein langer Tisch vor einer Bank aufgestellt für alle Landfahrer und Strauchvögel, die Hunger, Not und wohl auch Neugier auf den Sintlingerhof zogen.

Da ereignete es sich denn oft, daß zwei oder drei an einem Abend zugleich die Gastfreundschaft des Heiligenbauers genossen und, ein sicheres Dach über dem Schopf, saubere Fenster vor den Augen, eine gedrungene Mahlzeit im Leibe, sich von dem Geist dieses besonderbaren Hofes wie geborgen vorkamen und von ihrem vergangenen Leben zu erzählen begannen.

Es konnte auch nicht fehlen, daß der Sintlinger selbst manchem dieser Bekenntnisse zuhörte. Aber nun geschah es aus einem anderen Grunde als früher, da er zu seiner eigenen Beruhigung sehnsüchtig als Vater einer Blinden nach der Not der anderen gelangt hatte, in ihren Leiden Trost zu suchen. Jetzt war er aus seinen Daseinsschmerzen ganz hinausgeführt und saß, in höherer Art ein Bruder dieser Erdverwiesenen, unter den Männern, die ihre Entgleisungen, ihre wilden Vergehen oder ihr dumpfes Verschulden auf eine tiefere, sinnvolle Weise erlebten, sobald sie es dem Heiligenbauer erzählen konnten, und oft ihr Leben fast wie eine ehrwürdige Angelegenheit göttlicher Fügung fühlten. Ja, manch einer dieser Gestrauchelten, wenn er wieder in dem Dunkel allgemeiner Mißachtung der Leute drunten seine Vergangenheit als Schande emp-

fand, sah nach Wochen und Monden in seinem Erinnern den Heiligenhof wie ein lichtes Mirakulum auf einsamer Höhe liegen und bemühte sich vergebens, herauszubekommen, auf welche Weise ihm Köstliches und Wundersames von dem Sintlinger geschenkt worden war, da der Bauer doch nichts getan als zugehört hatte.

Auf solche Art wuchs der Ruf des Sintlingers und seines Kindes in immer weitere Kreise und das gerade durch eine Einrichtung, die diesen Wunderstrom eindämmen sollte.

An dem Heiligenbauer selbst zog das absonderliche, gar oft schmerzhafte Geräusch so vieler gestrandeter, zerbrochener Lebensläufte nicht spurlos vorüber. Nicht wie feindliche Spötter behaupteten, daß er im Anhören solch verwilderter Ausschweifungen eine verheimlichte Gier beruhigte und sich am Fuseldunst der Trinker den Ekel vor dem alten Laster immer wieder auffrischen müsse, um der nur mühsam unterdrückten Sucht nach Rausch und Toben eine unschädliche Befriedigung zu gewähren. Ach nein! Doch pirschten auch diese Wildschützen des guten Rufes, ohne es freilich zu ahnen, in der Nähe des Wesens umher, wie es zu jener Zeit in dem Heiligenbauer blühte. Denn wirklich, wie ja in des Menschen Leben nie etwas Neues kommt, sondern nur neue Formen auftauchen, soviel sich auch ereignen mag, so schweifte das Sinnen des Sintlingers in jenen langen Monaten in Gegenden, durch die ihn sein Rausch getrieben hatte.

Es war ihm ja wohl auch damals immer gewesen, daß es ihn außerhalb des Lebens zwischen Himmel und Erde umherwirbele, und jetzt, da er aus der Seelenstille, in

der er mit Helene lebte, auf das unbegreifliche Dasein dieser Verirrten sah, war es ihm manchmal, als betrachte er in ihren Verfehlungen seine eigenen hilflosen Versuche von damals, nicht nur, allen Strudeln der Tollheit zu entrinnen, sondern damit zugleich über die allgemeine Dumpfheit in das Leben außergewöhnlicher Schönheit und Kraft zu kommen. Kaum einer dieser Männer, der etwa als Bock meckerte, war als Bock geboren. Es hatte in jedem dieser entgleisten Leben eine Zeit gegeben, da es brünstig, wie nur das Heiliger, nach der höchsten Daseinsverklärung gerungen hatte, und wenn der Heiligenbauer recht zusah, war er vor dem hoffnungslosen Versinken nur durch den ererbten Wohlstand bewahrt worden. Denn wo wäre er gelandet, wenn sich zu den Fiebern seiner Leidenschaften plötzlich eines Tages die Not, der Hunger, die Verachtung gesellt hätten, dagegen in welches Klingen, welches Licht wäre gar mancher von diesen Stromern endlich gestiegen, wenn ihn nicht mitten im Leiden an sich und der Welt die gemeinste Not noch vollends zerbrochen hätte!

Es müßte der Armut gesteuert und den Besitzlosen der Kampf ums Durchkommen erleichtert werden, sagte der Heiligenbauer zu sich, wenn er, erschüttert von dem Schicksal eines solchen Vagabunden, aufstand und aus der Armenstube sinnend um den Hof ging. Und das sagte er so oft, bis er es nicht nur glaubte, sondern in der ihm eigenen Energie auch darnach zu handeln begann. Freilich lief er nicht, wie es die Art der meisten Volksbeglücker ist, mit der Maultrommel vor sich her und dazu auf Wegen, die noch erst gebaut werden sollen. Er ar-

beitete sich erst sinnend in ein Gebiet hinein, das eigentlich seinem innersten Wesen zuwider war, was er auch selbst gespürt haben muß, denn es finden sich in seinen Aufzeichnungen aus jener Zeit eine Reihe von Betrachtungen über die Hilfe an Bedrängten, von denen die merkwürdigste lautet: „Der Mensch, der eine Hilfe mit Geringschätzung verbindet, gleicht dem Manne, der dem Hungernden das Brot mit der Faust in den Mund schlägt, daß ihm die Zähne wackeln."

Aber er begnügte sich mit dieser bloßen Gemütsbewegung nicht. Der Sintlinger begann dazumal ein unruhiges Streifen durch alle Ortschaften der Umgegend, natürlich ohne irgend etwas von seinen Absichten zu verraten. Bald saß er zu Hiesfeld bei einem armen Bäuerlein am Raine und unterhielt sich mit ihm über die beste Art, wie dem kleinen Besitzer, dem Hufner und Kätner, geholfen werden könne, ohne die Macht der Magnaten zu stärken und den Hauptvorteil in die Taschen der Großen zu leiten. Dann erschien er in Dinslaken und Walsum unter den Fuhrleuten. Er hielt sich auch oft in Holthausen und Vörde auf, begann alte Bekanntschaften, wenn auch nicht auf die alte Weise, aufklingen zu lassen, nahm Anteil, wo man es nicht vermutete, erwies Freundlichkeit ohne Hinterhältigkeit und spendete Vertrauen, auch wenn ihm keine Aufgeschlossenheit entgegenkam.

Am meisten beschäftigte ihn freilich seine nächste Nachbarschaft, Brederode und Hemsterhus, vor allem aber Querhoven. Für die armen Teufel dieses Walddorfes entbrannte seine Teilnahme am lebhaftesten, und aus

Berechnungen und Aufstellungen, die sich nachher in seinen Papieren fanden, ist zu ersehen, daß er ernst damit umging, die Zuleitung der Elektrizität in jene Gegend zu betreiben, vor allem um dem kümmerlichen Leben der vielen Spunddreher und Spanhobler dieses heimlichen Ketzernestes durch Aufstellung kleiner Motore aufzuhelfen und ihnen damit den Weg zu lohnenderer Arbeit zu weisen. Der feine Spürsinn, der Bedrängten eigen ist, sobald sie das Wirken einer helfenden Macht um sich fühlen, ließ die Querhovener bald eher als alle anderen die Absichten des Heiligenbauers ahnen. Während die übrigen in seiner Geschäftigkeit nur eine neue Schrulle des wunderlichen Mannes sahen, leiteten sie aus seinen vielfachen Erkundigungen nach ihren Erwerbs- und Lebensverhältnissen das Recht auf bestimmte Erwartungen, und weil dieses Winken in eine schöne Zukunft hinein von ihm, dem Manne, ausging, der durch sein wundertätiges Kind ihrer religiösen Inbrunst neue Anregung gegeben hatte, liefen ihre außerirdischen und irdischen Hoffnungen in einem Strom zusammen, so daß sie das Kühnste für möglich und das Unwahrscheinlichste für natürlich hielten. Nicht lange, und überall verbreitete sich das Gerücht, der Fürst Arenberg wolle Schnitzer aus dem Thüringischen ansiedeln, um eine bessere Ausnützung des Holzes aus seinen Wäldern in die Wege zu leiten; man disputierte über die Anlage einer Drahtseilbahn wie über eine Angelegenheit von morgen; in den bäuerlichen Kreisen ging das Gerücht von der Gründung einer Einkaufsgenossenschaft und der kommunen Erwerbung landwirtschaftlicher Maschinen.

Die Spötter aber, deren es in jener Gegend mehr als

irgendwoanders gab, hängten diesen in den Wolken segelnden Projekten eiligst komische Schwänzchen an und verbreiteten die Nachricht, daß einer, der es verstehe, die Kühe mit Maschinen werde melken lassen, und daß man in einer Weile dem Gesinde künstliche Beine anschaffen werde, um das Tempo ihres Fleißes immer nach Gutdünken regeln zu können.

Aber das Volk entkleidet ja alle seine höchsten Erwartungen so gern des Ernstes, wohl um sich von vornherein vor den schmerzlichen Rückschlägen der Enttäuschung sicherzustellen. Genug, um die schönen Anläufe des Sintlingers zu einem Volksfreunde schäumte ein bunter, krauser Wirbel, noch ehe eine seiner Ideen feste Formen angenommen hatte. Den Heiligenbauer störte dies lächerliche Treiben nicht sonderlich, er schrieb auf seine Blätter den Satz: „Wer nicht vorher im Traume auf dem Pferde gesessen hat, der fällt sicher beim ersten wachen Ritt unter die Hufe", und hing neben seinem Tagewerk unbeirrt und tapfer weiter den Gedanken nach, wie den Menschen, besonders den Armen, geholfen werden könne. Da ergab es sich denn von selbst, daß aus dem Gedanken an die Änderung und Veredelung der Querhovener Erwerbstätigkeit Erwägungen entstanden über eine gerade und bessere Verbindung der ganzen Gegend mit dem nächsten Ort am Rheine. Dieses Projekt bot sich auch deswegen zu leicht und dringend an, weil, solange der Sintlinger eigentlich zurückdenken konnte, alle Männer des Umkreises den Gedanken an die Herstellung einer kürzeren Verbindung mit dem nahen Strome niemals ganz hatten zur Ruhe kommen lassen. Nun hatte der Heiligenbauer

vor, erst den Bau dieser Straße energisch zu betreiben, all seine anderen Pläne aber im Hintergrunde zu halten und ihre Verwirklichung gleichsam nur als notwendige Folge der Veränderungen anzubieten, die durch die Erreichung jenes Zieles sich von selbst einstellen mußten. Indem er dieser Überlegung immer näher trat, sah er ein, daß man guttat, bei Anlage einer neuen Verbindung möglichst alte Wege zu benutzen, um Kosten zu sparen und das Volk schneller mit der neuen Straße auszusöhnen. Nun bestanden schon zwei Verbindungen nach dem Rhein hin: die Chaussee über Brederode und der Grenzweg, der an den Fremdhöfen vorüberführte und dann in die Waldstraße mündete. Der Heiligenbauer fühlte wohl, daß die Allgemeinheit anfänglich sicher für eine Abzweigung von der Brederoder Chaussee sein würde, obwohl eine ganze Reihe Erwägungen dagegen sprachen und er selbst, wenn auch mehr im Gemüt, vor diesem Plane eine richtige Abneigung empfand. Doch hatte er vor, trotzdem diesen Weg selbst in Vorschlag zu bringen und nachträglich so viel Schwierigkeiten und Widriges daran zu entdecken, daß sich die Wahl der Waldstraße von selbst ergab. Denn für nichts setzen sich Bauern leidenschaftlicher ein als für einen Plan, den sie aus purer Widersetzlichkeit anders verwirklichen können, als er von anderen gewünscht worden ist.

So lief denn der Sintlinger die alte, löcherige Waldstraße auf und nieder, entweder früh, ehe er den Gang übers Gut antrat, oder gegen Abend nach Beendigung des Tagewerks. Denn es gab da zwei Stellen, die die Verwirklichung des Projekts gefährden konnten: die

Kurve, die notwendig war, um die neue Straße unter Vermeidung der jetzigen übermäßigen Steigung auf das Niveau der Waldstraße zu heben, und der steile Abhang tief im Walde an der Silberlehne, an jener Stelle, wo man über niedrigen, versäuerten Fichtenbestand den ruhigen, dunklen Spiegel des Buchteiches sehen kann. An beiden Orten mußten die notwendigen Kurven zum größten Teil auf Brindeisenersches Gebiet gelegt werden. Und wenn der Sintlinger unter der hohen Kippe seines Gutes an jenem Punkte des Grenzweges stand, von wo aus die neue Chaussee im Bogen durch eines der schönsten Gewende Brindeiseners schneiden mußte, um in mäßiger Steigung am Rande des Sintlingerschen Waldes über der Faberwiese in die Waldstraße geführt zu werden, gab er zu, daß diese Linie den Zorn seines mißtrauischen Nachbars geradezu herausforderte. Denn sie konnte leicht von dem bäuerlichen Finsterling als absichtliche, böswillige Schädigung aufgefaßt werden. Aber gerade die Aussicht auf so viele Hemmnisse lockte den Heiligenbauer immer tiefer in den festen Willen hinein, diesen, nur diesen Plan mit allen Mitteln zu betreiben.

Eigentümlich war nur das eine, daß seine vorauseilenden Überlegungen, wenn sie Woge um Woge widerstreitender Kombinationen überwunden und geschlichtet hatten, in einen leeren, lichttoten Umkreis gerieten, der zwar sehr fern lag, aber deswegen um so mehr belastete, weil alle jene Sachen unserer Seele am nächsten wohnen, die weitab von unserem Leben liegen und so fein und unwirklich sind, als ständen sie im Licht von Sternen, die unseren Augen nicht erreichbar sind. Der Heiligenbauer,

nachdem er sich einigemal auf diese Weise ins Pfadlose gesonnen hatte, drang sich den Glauben auf, wenn ihn schon das Planen so hinter das Leben führe, würden die Menschen, auf die es abzielte, auch nicht in dem alten, engen Dasein verharren können, sobald sie sich in den Genuß der Verwirklichung seiner Bemühungen setzten.

Doch seltsam war es, daß diese trostreiche Erklärung ihn auch nicht befriedigte, und daß er, um einer tiefinnerlichsten Entzweiung zu entgehen, am Ende alles Grübeln und Graben beiseite schob und, war es am Morgen, dem Nebel zusah, wie er aus der Waldstraße in tausend wunderlichen Gestalten ins frühe Wipfellicht hinaufstieg, oder, schlang der Abend solch unlösbare Knoten, den traumhaft leisen Flügellauten lauschte, mit denen der Wald sich zur Nachtruhe vorbereitet. Das ging dann immer eine schöne Weile ganz nach Wunsch, bis irgendein unvorgesehener Vorfall ihn aufschreckte: das grelle, wiehernde Gelächter des Spechtes, das Aufschrecken eines Rehbockes oder auch nur das schwerfällige Bäumen eines großen Vogels. Alle solche Vorgänge wirkten in dieser Gemütsverfassung auf den Sintlinger so, als berühre ihn jemand körperlich und spräche warnend: Sei auf der Hut! oder: Paß auf! Und immer, wenn solch unerwartete Vorgänge ihn jäh aus der Versunkenheit rissen, sah er sich um oder blieb stehen und blickte betroffen in die Tiefe des Waldes, als säß' da irgendwer, der mit ihm etwas vorhabe. Ja, manchmal war es ihm, als tauche aus dem Dunkel ein Gesicht auf, dessen Züge er nicht zu erkennen vermochte, nicht einmal seine Umrisse, nur fühlte er ein stetes, großes Schauen aus dem Finstern auf sich ge-

richtet. Und jedesmal, wenn sich das ereignet hatte, ertappte er sich dabei, entweder daß er in Bedachtsamkeit geriet, als habe er einen tiefsinnigen Rat erhalten, oder daß er im Weiterschreiten gar bestätigend mit dem Kopfe nickte.

An einem Abend, als er wieder einmal von dem unvorstellbaren Gesicht gemustert worden war — und im Weiterschreiten sich einem versunkenen Nachdenken überließ, was das doch wäre, das in solch rätselhafter Weise immer um ihn auftauche, kam er auf der Straße an eine der tief ausgefahrenen Stellen. Er geriet unversehens an das Wegeloch, daß er sich gewaltsam zurückreißen mußte, um nicht hineinzugeraten, und wie es die Art aller Menschen ist, die stolpern oder straucheln, nachdem er dem kleinen Unfall entronnen war, sah er sich um, ob jemand seine Ungeschicklichkeit bemerkt habe. Der Abend war noch früh, kaum bis zum Stumpfwerden aller Farben gediehen, und das Blau des Himmels hatte das Welke und die Müdigkeit überarbeiteter Augen. Die Schatten des Waldes schwelten als graues Hauchen über den Weg, dessen eben übersehbares Stück bergan ging und in der Ferne, in die halben Wipfel gehoben, im Unbestimmten abzubrechen schien. Drei- bis vierhundert Meter vor ihm schritt ein ungewöhnlich großer Mann, einfach wie ein Hausierer gekleidet, mit sehr kurzen Hosen, die ihm kaum an die Knöchel reichten, und einem langen, feierlichen Gang. In der linken Hand trug er ein Bündel, das er indes bald darauf in die Rechte nahm und nach einer Weile bald über die eine, bald die andere Achsel warf, um es danach wieder lange in der Linken zu tragen.

Und jedesmal, ehe er sein Bündel an einen anderen Ort schwang, kam eine Unruhe über die Würde seines Ganges, eine Art grotesken Sprunges oder nur ein Trittwechsel, der Sintlinger konnte es nicht genau sehen, und als er sich dann vornahm, scharf achtzugeben, stand der Fremde plötzlich still, schaute überlegend in den Wald, und da eben das Zucken wieder in seinen Leib fuhr, sprang er mit einem konvulsivischen Satze über den Graben und verschwand im Dickicht so, als geschähe es nicht ganz mit seinem Willen, sondern als würde er von einem Krampf ins Dunkel gerissen.

Der Heiligenbauer lächelte leicht über das komische Gebaren des Unbekannten, dachte jedoch bald wieder an die rätselhafte Entzweiung seines Innern und dieses noch unerklärlichere Herschauen eines unvorstellbaren Gesichtes. Vielleicht ist es das Antlitz des Meisters in mir, und ich bin dem Tore des Jenseits in der Welt schon ganz nahe gekommen, weswegen ich sehe, was meine Sinne nicht zu erfassen vermögen, dachte der Heiligenbauer.

Und nicht lange, so befand sich sein Sinnen schon wieder in dem schimmernden Mahlgange weltferner Erwägungen. Da trat er aus seinem Walde heraus und sah hinter dem Buckel der hohen Kippe das riesige, altersbraune Geviert seines Hofes heraufragen, überlaufen von dem blinden Schimmer der fast versunkenen Sonne.

Er schritt den Abhang der Waldstraße hinunter bis zu der Stelle, wo sie zum Grenzweg sich verwandelte und wo zugleich sein Wirtschaftsweg abzweigte. Ehe er indes in seine Felder einbog, tat er noch einen Blick an der Lisiere des Waldes hin über die Faberwiese. Da erblickte

er denselben Fremden, der so krampfig in den Wald gehupft war. Er storchte nun gemächlich im hohen Grase seiner Wiese umher, lugte so eigen ins Grüne, als habe er Rohre vor den Augen, griff dann und wann vorsichtig zwischen die Halme und schaute lange auf das, was er gefunden hatte. Der Sintlinger konnte nicht sehen, war es ein Pilz, eine Blume oder ein Käfer. Deswegen ging er gemächlich das Stück hinunter, stellte sich an den Grabenrand und schaute hinüber. Da erkannte er denn bald, daß der Fremde, übrigens ein tief ergrauter Mann, Blüten, wohl zu Tee, sammelte, und zwar hatte er es auf die roten Wiesenflockenblumen abgesehen, die von den Landleuten jener Gegend, wegen des knollig aufgetriebenen Blütenbodens, Roßkopf genannt werden. Der Mann war von seiner Tätigkeit ganz hingenommen, die er auf eine ungewöhnliche Weise betrieb. Denn nicht jede Blüte fand er des Sammelns würdig; aber sobald er eine ihm zusagende entdeckt hatte, hob er sie dicht an seine Augen, hielt sie dann gegen den Himmel, und dem Sintlinger war, als rede er dann jedesmal irgend etwas in die Luft, so, als bespreche er sie, wie die Leute sagen. Der Heiligenbauer sprang über den Graben und näherte sich dem seltsamen Manne, der hin und wieder einen mißbilligenden, sichernden Blick nach dem heranwandelnden Bauern sandte, im übrigen aber ungestört in seiner wunderlichen Arbeit fortfuhr. Plötzlich, als der Sintlinger noch etwa drei, vier Schritt von ihm entfernt war, machte er Miene, in den Wald zu flüchten, raffte sich aber zusammen, ging direkt auf den Heiligenbauer zu, pflanzte sich in drohender Ängstlichkeit vor ihm auf und betrachtete ihn in einer

Art idiotischer Betroffenheit lange, ohne ein Wort zu sagen.

„Was sucht Ihr denn hier?" fragte endlich der Sintlinger und sah an dem langen Alten hinauf von den großen Füßen, die in abgeschnittenen Langschäftern steckten, über die zehnmal geflickte Zeughose, die Weste, die sich nur mit dem obersten und untersten Knopf zusammenhielt, bis in sein grau überstoppeltes Gesicht, das, aus Säckchen und tiefen Falten zusammengesetzt, durch etwas wirkte, was aussah wie eine tiefe und inbrünstige, aber zwecklose Zerstörung. Seine großen grauen Augen leuchteten noch, wenn auch wie das vergessene Licht in einem einsamen Hause, aber ruhig, unbeirrt, voll einer dringenden, wenn auch unpersönlichen Macht.

„Wo seid Ihr denn her?" fragte der Sintlinger abermals, weil er auf die erste Frage keine Antwort erhalten hatte.

Der Gefragte preßte seine Lippen nur noch fester aufeinander, hielt die Blume, die er gepflückt hatte, unbeweglich weiter in der Hand, sah dann in die Höhe, schüttelte den Kopf und ließ sie enttäuscht fallen.

„Du — Sie — Ihr —", sagte er dann mit leiser Stimme, betrachtete den Heiligenbauer noch schärfer und brach in ein fast lautloses Gelächter aus. Darauf wandte er sich um, schwang seinen Kräutersack auf die Achsel und setzte sich, ohne etwas weiter zu sagen, nach dem Walde zu in Bewegung.

Der Sintlinger war sicher, daß er es mindestens mit einem Wirrsinnigen zu tun habe, und folgte dem Armen mit den Blicken.

Aber unvermutet kehrte der Mann zurück, und nachdem er sich wieder mit derselben drohenden Ängstlichkeit aufgepflanzt hatte, begann er: „Du — Sie — Ihr — ich weiß schon. Was habt Ihr auf meiner Wiese zu suchen? Zertrampelt das Gras und reißt die Blumen ab! — Weiß ich alles, braucht niemand erst zu sagen, denn ich habe Augen und Ohren. Gott sei Dank, und Gott dankt mir's. Denn was nutzt Gott sein Gottsein, wenn es keine rechten Menschen gibt. He. Nich wahr: Sie — Ihr — du?" Und wieder folgte das fast lautlose, spöttische Gelächter.

Da bemerkte der Sintlinger, daß der Mann eine sehr hohe Stirn und einen fast eingesägten Mund habe, und war davon auf unbegreifliche Weise betroffen.

„Seid Ihr das erstemal auf dieser Wiese?" fragte er.

Der Fremde musterte ihn mit seinen dringenden, unpersönlichen Augen, nahm das Kinn überlegend in seine Hand, schüttelte aber am Ende abweisend den Kopf und fuhr so zu reden fort, als habe ihn niemand unterbrochen.

„Ja, am Walde sind nämlich die Blumen ruhiger, stiller, meine ich, in ihre Seele hinein. Denn sie haben es nicht notwendig, hoch hinauszuwollen, weil sie die Bäume ja immer in der Nähe haben. Und das gerade brauche ich, denn sie liegt im Schreifieber, hat Hitze wie ein Siedekessel. Ach, sie is jung, jung und dumm, und den sie möchte, der speit fast auf sie. Kennen Sie den Kinastbauer in Schmalenbach? Nicht? Auch gut. Sehn Sie, deswegen nehme ich Blumen hier vom Walde, am Abende, aus dem Schatten, von einer windstillen Wiese. Das wird über sie kommen wie eine linde, sanfte Hand.

Aber die Blumen von der Sonnenwiese draußen, die

sind von der Sucht in die hohe Luft rein wie tolle und blühen deswegen so wild, als wenn Menschen etwan schrein vor Brunst. Ha, und wenn ich den Tee von dort nehm, da zerreißt es das arme, junge, dumme Ding vollends, für die er is.

Deswegen bin ich hier, verstehn Sie mich? Sie — du — Ihr! Hahahaha."

„Wie heißt Ihr denn eigentlich?" fragte der Heiligenbauer, als das lautlose Hohngelächter verklungen war.

Der Verrückte schüttelte den Kopf und sagte: „Das tut nichts zur Sache. Oder meinst du — Ihr — Sie, wenn man seinen Namen sagt, man weiß dann, wer man is? — Gute Nacht!"

Lachend und in großen Sprüngen verschwand der Kräutersammler im Walde.

Während der Sintlinger dann nach Hause ging, schon im tieferen Eindunkeln, und über das eben Erlebte nachdachte, verschwanden alle komischen, grotesken Sonderbarkeiten dieses Mannes, ja selbst das Unschöne der leisen Stimme und das Meckern des Lachens, und er empfand die schmerzvolle, verborgene Schönheit dieses merkwürdigen Fremden, und jetzt, da er sich seiner Worte erinnerte: „Was nutzt Gott sein Gottsein, wenn es keinen rechten Menschen gibt?", hörte er ihn sogar neben sich sprechen, doch nun mit einem tiefen, wohllautenden Baß, und er sah deutlich sein Gesicht vor sich im Dunkel und bemerkte, wie er eben mit der Hand an sein Kinn fuhr und das in einer Gebärde, als habe da früher ein umfänglicher Vollbart gestanden.

Und als der Heiligenbauer dies sah, verband es sich

sofort mit dem Gedanken an seine unbewußte Frage, ob der Fremde das erstemal auf dieser Wiese sei, und wie ein Blitz riß es durch ihn, daß am Ende dieser verrückte Kräutersammler der Faberrebell gewesen sei, der, an seinem Leben gestrauchelt, schnell vergreist und von wirrem Geiste umgetrieben, als verzerrter Schatten seines früheren Wesens wieder die Straßen seiner Vergangenheit geführt werde. Und während er diese über allen Bergen segelnden Kombinationen zusammenschob, mußte er zugleich über seine Einfälle lächeln, konnte jedoch nicht verhindern, daß der tiefe Baß um ihn herum immerfort redete, in ruhigem, gesammeltem Rhythmus, so wie der Wind rauscht, ob ich auf ihn höre oder nicht.

Ja, der Wohllaut dieser sonoren, sicheren Stimme war noch um ihn, auch als er schon wieder in Gang geraten war. Der Takt ihres Klanges paßte sich sogar allmählich dem Rhythmus seines Schrittes an. Und plötzlich sagte sie ganz deutlich: „Du bist in der schwarzen Mühle . . .“

Und dann fuhr es in derselben Art zu reden fort: „Das Denken ohne Bewußtsein erlebt die Bewegungen des Weltalls und das Gefühl, das sich nicht kennt, die Empfindungen Gottes.“

So sprach es genau auf den Laut, Worte, die der Faberrebell vor zwei Jahren in jener Nacht auf der Wiese zu ihm gesprochen hatte und die dem Sintlinger wieder abhanden gekommen waren, weil er sie nicht anders als dem ungefähren Sinn nach verstanden hatte.

Der Heiligenbauer schritt wie mit gierig horchenden Beinen, und als das Reden um ihn abriß, tauchte er wie aus einem Taumel auf und meinte, das Vorkomm-

nis nicht anders erklären zu können, als daß der Fremde wirklich der schnell verkommene Faberrebell gewesen sei.

Als er zu Hause angekommen war, ging er in seine Schreibstube und suchte sich das Blatt, auf dem die Betrachtungen standen, durch die er damals die Worte Fabers widerlegt hatte. Es war die Betrachtung von dem Geläut. Sie erschien ihm jetzt unbedeutend, falsch, unecht, gemacht. Ihn faßte eine solche Erregung, daß er das Papier in der Hand zu einer Kugel knüllte und in die Ecke warf.

Nach dem Herunterkommen fand er die große Stube schon finster, den ganzen Hof totenstill. Nur um das Haus wogte gedämpft das Baumrauschen, und außerhalb, weit draußen, empfand er das unhörbare Tosen, mit dem die Sterne durch die blaue Ewigkeit ziehen.

Vielleicht, sann der Heiligenbauer, hat der Faber doch recht, und ich gehe mit meinem Menschenhelfen in die Irre, so wie er vor die Hunde gekommen ist, daß er sich um Leute gekümmert hat, die nichts von ihm wußten und wissen wollten.

Dann trat er in die Schlafstube und fand merkwürdigerweise Helene noch wach, still, mit weiten Augen, im Bett liegend. Johanna schlief schon fest.

Der Heiligenbauer beugte sich über sein Kind, und nachdem er es geküßt hatte, sagte er:

„Lenlein, bist du noch wach?"

„Ja, Vaterlein, ich bin noch wach", antwortete die Blinde.

„Kannst du auch noch ganz genau sehen?"

Helene wartete ein wenig und sagte dann: „Ja."

„Nun", sprach der Heiligenbauer, „sieh einmal auf die Waldwiese hinter der hohen Kippe."

„Was soll ich denn da, Vaterlein?"

„Siehst du da niemand?"

„Nein, bloß Blumen und Wald."

„Gute Nacht, Lenlein", sagte der Heiligenbauer.

Am andern Tage erfuhr der Sintlinger zufällig Näheres über die Person des Kräutersammlers, den er getroffen hatte. Von Zeit zu Zeit fand sich nämlich auch der ehemalige Aktuar Knöttner auf dem Heiligenhofe ein, der immer noch, wie in den Tagen seiner Gerichtswürde, mit dem blauen Aktendeckel unter dem Arm durch die Welt reiste, auf stets bedeutsam gesetzten Beinen, als steuere er überall geradenweges auf die breite Freitreppe eines Rathauses zu. Und doch spulte er seit etwa fünfzehn Jahren in einem Schock Dörfer nur den Zwirn von Feindschaften auf, förderte Verdächtigungen und fahndete überall nach widrigen Geschichten, um mit seiner Rechtshilfe die Verwirrung zu vergrößern.

Von diesem schier allwissenden Bösling erfuhr der Heiligenbauer, daß der seltsame Kräutersammler der Teejörge mit dem eigentlichen Namen Georg Hunatay aus Schmalenbach gewesen sei, ehemals ein reicher, selten kluger Bauerssohn, der sogar mit seinem Kopfe den Weg tief ins Lateinische hinein gefunden habe. Sein einziger Fehler, ein zu zartes, scheues Gemüt, ein Herz, empfindlich wie ein schalenloses Ei, sei sein Unglück geworden. Das gehe ja auf dieser Welt leider Gottes immer so zu. Denn als er sich nach langem Bangen und Wählen verliebte, und das gleich wie ein Lamm in den Mond, sei

ihm sein Bräutchen von einem kecken Draufgänger mit wilden Worten richtig trunken und endlich abspenstig gemacht worden. Ehe sie aus ihrer Betäubung erwachen konnte, war sie schon das Weib dieses wüsten Ausbundes, eines wahrhaftigen Rasselbauern. Der Jörg wurde so mager, daß ihm fast die Kleider vom Leibe fielen, und seine Augen krochen so tief in den Kopf, als wollten sie sich dort vergraben. Und doch hörten die Auseinandergerissenen nicht auf, sich in der alten entrückten Art zu lieben. Dann, als durch des Mannes Verschwendung das Elend der Ungetreuen immer offenbarer geworden, sei der betrogene Jörg sogar als Knecht auf den Hof seines Rivalen gezogen, um die Wirtschaft vor dem völligen Ruin und die Bäuerin vor den Mißhandlungen ihres Mannes zu bewahren. So habe er wohl an die zwanzig Jahre gedient, von einer Hoffnung erfüllt, über die er zu niemand, nicht einmal mit den Augen gesprochen habe. Der plötzliche Ludertod des Bauern führte ihn endlich aus diesem finstern Winkel und brachte einen furchtsamen Schimmer in sein Leben, denn nun war doch der Weg zu seinen alten Hoffnungen frei. Aber kaum, daß er die ersten Schritte auf die Geliebte zu getan hatte, wurde die gealterte Bäuerin ihm abermals von einem heißen Strudel entrissen. Diesmal verfing sie sich gar in den Netzen ihres jüngsten Knechtes. Damit wurde wie mit einem Hammerschlage dem armen Jörg für immer der Kopf in die Nacht eines weltabgewandten, spukhaften Tiefsinns genagelt.

Er verschwand in dem Auszugsstübchen seiner Väterei, als zöge er sich bei lebendigem Leibe in seinen Sarg zurück,

und grübele seitdem über Büchern, die er niemand sehen lasse.

Nur von Zeit zu Zeit gerate er in die Unruhe eines monatelangen Umherirrens, das aber keinem Menschen beschwerlich werde. Dann sammele er auf geheimnisvolle Weise Tee, und, sonderbar, immer für Menschen, die zur Zeit noch gesund und frisch umhergehen. Ob es wahr sei, wisse er ja nicht, aber die Leute behaupten, daß alle kurze Zeit danach stürben, auf die der Teejörg mit seinem hexenhaften Heilbestreben ziele, und es errege darum jedesmal ein Grausen, wenn er seine Stube zu einer neuen Streife verlasse, weil dann niemand sicher wisse, ob es diesmal nicht *seinen* Tod bedeute.

Dies war die Erzählung des Aktuar Knöttner, und als er beschenkt davongegangen war, saß der Heiligenbauer lange in tiefes Sinnen versunken und sah von Zeit zu Zeit achtsam auf die Stelle, wo der Erzähler gesessen hatte. Dann ging er in seine Schreibstube und suchte nach der zerknüllten, weggeworfenen Betrachtung. Er fand die Papierkugel noch in derselben Ecke liegen, wohin er sie am Abend des gestrigen Tages geschleudert hatte, hob sie auf, glättete das Blatt sorgfältig und schrieb nach einigem Überlegen folgenden Nachsatz hinzu: „Für einen Menschen, der auf dem rechten Wege ist, haben auch Irrtümer ihren tiefen Sinn. Es sind Bekannte, die mit fremden Gesichtern an einem vorbeigehen."

Seit diesem Vorkommnis verloren sich die volksbeglückerischen Pläne ganz aus dem Leben des Heiligenbauers.

Zweites Kapitel

So wuchs der Sintlingerhübel gleich einem Berge in die Luft hinauf, von dem zwanzig, dreißig Dörfer das Ahnen eines geheimnisvollen Lichtes auf der Welt erhielten, einem Licht, das in dem Menschen brennt, aus dem einen herrlich herausglüht, in dem andern hinter Schmutz und Trümmern verborgen bleibt, das gleichwohl niemand entbehrt.

Und während der Heiligenhof immer höher in diesen Schimmer hinaufblühte, wurde der Brindeisenerhof immer tiefer in trockene Finsternis geführt. Der alte Bauer versank ganz in die bittere, drohende Schweigsamkeit, das Erbe seines Geschlechtes, und oft saß er da, wie ein Stoß vergessenen Holzes tief im Walde steht, von Nässe versäuert, rissig, von Flechten überkrochen, mit gelöster Rinde. Und sah er das unbegreifliche Leben auf dem Heiligenhofe aus und ein gehen, so lachte er unversehens in lustigem Hohne auf, voll beizenden Glücksgefühls, denn diese Bummlerwallfahrten ab und zu, dies Plieren verrückter Weiber um die Mauern, dies überspannte Gealber um das Mädchen, das doch bei Gott nichts weiter hatte als blinde Augen und ein Gesicht so weiß wie ein Kraut-

schmetterling, wahrhaftig, das war für den alten Anton Brindeisener eine einzige Freude, dieser ganze bunte, außergewöhnliche Dunst, der von je um den Sintlingerhof stand wie die Luft um ein Irrenhaus. Jetzt, wo einer droben regierte, der wirklich schon manchmal redete wie im Wahnsinn, der nur ein Kind aufgebracht hatte, bleich und geblendet, ein halbes Leichlein, jetzt war doch wohl die Zeit, daß dieses lärmende Unkraut der Sintlingersippe am Aussterben war. Und wie es den Anschein hatte, würde der alte Bauer noch den Zusammenbruch erleben, den seine Familie seit immer heimlich gewünscht hatte. So blähte sich in diesem finsterlichen Bauern mit einer fast verschollenen Seele der ererbte Schattenschwarm auf und gab seinem Alter die Kraft, an der lautlosen Auflösung seines eigenen Geschlechts vorbeizuleben, scheinbar ohne eine tiefere Aufregung als die gewohnte Bitternis seines Alltags. Das Gehöft war morsch in allen Balken, die Dächer da und dort eingesunken, die Geräte klapperig und überaltet, der Fleiß dumpf und ausgeleiert in Freudlosigkeit. Das Gesinde verrichtete unfroh und gereizt die Arbeit, die Bäuerin trug unwirsch ihr nahendes Alter, und der älteste Sohn Jakob, der schon auf die Vierzig zuging, traf keine Anstalten, sich zu verheiraten und so das Leben des Hofes wieder in helleren Gang zu bringen. Er wich allen Mädchen mit einem Lächeln des Spottes aus, ließ keinen Tanz und Sprung an sich heran, mied jede Geselligkeit, auch die der Arbeit, und erholte sich nur dann und wann bei einer Magd, die er unversehens in der Finsternis des Bodens überfiel, oder betrank sich im Walde einsam und böswillig, bis er in ein mißtöniges

Singen kam, das dann klang, als verfange sich der Wind in einem leeren Holzzuber, eintönig, dumpf, unmelodisch.

Nur der kleine Peter schwebte um dieses Verblühen, wie ein verspäteter Falter sich in der kühlen, kalkigen Sonne des Herbstes tummelt. An dem unmerklichen Versinken um ihn erlebte er nur immer den Zauber seiner Kindheit.

Niemand spürte so auf dem Brindeisenerhof, daß sich in allen Winkeln des weitläufigen Anwesens der Verfall eingenistet hatte, der vor der Hand freilich mehr einem achtlos gehüteten Wohlstand ähnelte, von grämlichen Alten gehütet, unscheinbar, ja trostlos geworden.

Ein einziger Mensch unter allen fühlte den Niedergang, fühlte, wie die Luft der stillen Güte und sanften Liebe sich immer tiefer in die Brindeisener-Erde verkroch. Das war die Tochter Amalie, hinter der seit der Krankheit in dem Sintlingerschen Hochzeitsmonde auch ein Schwinden ging, erst ferner, dann näher und näher. Und jeder Ruck, der das Leben auf dem Hofe tiefer in den Schatten zog, drückte dem blassen Mädchen ein Stück Dasein ab, daß es zuletzt nach dem Atem reißen mußte, als stecke er in einem tiefen Brunnen.

An einem Tage nun saß sie mit ihrer Mutter in der großen Stube am Tisch und schliß Federn. Es war tiefer Herbst, ein Morgen, dessen Nebel von dem Nachtreif her noch silbrig und schwer auf der Erde lagen und nur mit einigen leichten Wölkchenstreifen gegen die Sonne aufstiegen, die aus weißen Schleiern, auch unsichtbar, niederstrahlte. Amalie saß vor ihrem Federhäufchen, das von dem kurzen, lechzenden Atem der Krankheit fortwährend bebte, und sah, immer wenn sie drei Federn abgezogen

hatte, auf einen Blick zum Fenster hinaus, das durch den Baumgarten aufs Feld führte.

Dort trieb Jakob ein Gespann mit dem Pflug über den Kartoffelacker. Der Alte stand mit anreizendem Lauern am Rain, und Knechte und Mägde, mit kleinen Körben in der einen Hand, bückten sich emsig auf dem Felde weiter. Man sah nicht, was die Menschen machten. Sie steckten alle bis an die Knie in dem silbrigen Nebel, und man konnte meinen, sie seien nicht auf der Erde, sondern pflügten das Gewölk um, scharrten darin, griffen Flocken heraus und sammelten sie in Körbe, so wie man wohl Verstorbene träumen mag, die auf den Wolken in der Höhe vorüberfliegen. Dies alles sah Amalie nur noch vertieft von einer Lebensangst, die sie sich nicht glaubte, und in einer Schwäche, die alles noch seliger und verzückter machte. Aber ihre Mutter hatte endlich „dies dumme Getue" satt, ermahnte das Mädchen, lieber bei der Arbeit zu bleiben, und streifte unmerklich mit einem Blick über das ausgezehrte Gesicht der Kranken, in dem ein Glänzen wie ein Widerschein des weißen Nebellichtes arbeitete.

Da schrie die Schwindsüchtige verzweifelt: „Macht die Fenster auf!" Ehe das aber geschehen konnte, warf es sie nach hinten über die Stuhllehne, die rechte Hand knüllte sich in die Federn, und aus dem blauen Munde sickerte ein kümmerliches Blutfädlein und floß langsam den mageren Hals hinunter.

Nach kurzem Starren, unwirschem Reißen und lautem Geruf, doch nicht „Dummheiten" zu machen, erkannte die alte Bäuerin, daß ihre Tochter tot sei, nahm ihren feder-

leichten Leib vom Stuhle, stieß mit dem Fuß die Tür zum Nebenraum auf und legte sie dort auf das Bett. Dann kehrte sie in die Wohnstube zurück, kniete vor dem Küchenofen und krückte Asche durch den Rost. Dabei liefen ihr die Tränen stumm und langsam aus den Augen. Sie achtete ihrer nicht, sondern bereitete genau und ordentlich die Feuerung fürs Mittagessen. Als sie damit fertig war, trat sie auf den Hof, rief der Stubenmagd und schickte sie zu ihrem Mann mit der Nachricht, daß „es eben mit Amalie ausgemacht" habe.

Der Tod, der seit lange mit dem Mädchen in der Gesellschaft aller auf dem Brindeisenerhofe gelebt, erst klein, dann immer größer in ihr verborgen gehaust hatte, war nun aus ihr herausgetreten. Er hatte die Tür aufgeklinkt und war quer über den Hof den Hübel hinuntergegangen, woanders hin in die Welt, wo ein Herz, ohne es zu wissen, nach ihm verlangte. Alle Steine, auf die er getreten hatte, klangen noch von seinen geheimnisvollen Schritten, die Luft war von den Schatten seiner Augen erfüllt, und die Blätter an den Gartenbäumen zitterten seinem davonstreichenden Atem nach.

Als der kleine Peter aus der Schule kam, geisterte dieser Schimmer des Todes noch in allen Winkeln des Hofes, auf dem ganzen Hügel bis an die Weiden des Grenzweges und darüber hinaus in alle Welt hinein, und der Knabe ließ betroffen, wo er die Nachricht vom Erlöschen seiner Schwester erhielt, den Tornister fallen, im Hofe, unter den Fenstern der Wohnstube und merkte, daß alles umher plötzlich anders geworden war. Er ging zu der Toten und sah sie sich an, um an ihrem Aussehen zu erkennen, wie sie die

Verwandlung hervorgebracht hatte, und was es denn eigentlich mit dem Totsein für eine Bewandtnis habe. Aber ihr Gesicht hatte den Ausdruck seliger Zufriedenheit, und auch sonst war nichts Merkwürdiges an ihr, nur etwa, daß die Lippen blau waren und auch auf den Lidern der Augen ein Hauch dieser Farbe lag. Peter dachte, wie seltsam es sein müßte, wenn ihm beim Blaubeernaschen einmal auch auch außer dem Munde die Haut um die Augen blau würde. Doch als hätte er seiner Schwester mit diesem Einfall wehe getan, stahl er sich, noch ehe irgendwer auf dem Hofe etwas davon merken konnte, davon, hinten über das Feld, die Querhovener Lehne hinauf und ging und ging, bis er hinter der Wuhle im Walde plötzlich das Hornwasser unter sich rauschen hörte. Dort setzte er sich an das Ufer des Baches und, nachdem er lange dem Vorübergleiten der kleinen Wellen zugesehen hatte, warf er Blätter, Grashalmen und Holzspänchen auf das Wasser und merkte darauf, wie alles vorübergetragen wurde. Endlich warf er einen kleinen Stein in eine stillere Tiefe. Als der im Wasser verschwand, ohne wieder zu erscheinen, dafür aber vom Grunde her geheimnisvolle Kreise heraufquollen und über das Wasser liefen, so als atme ein Unsichtbares vom Grunde aus gegen den Spiegel, ergriff es den Knaben wie ein schmerzhafter Schnitt durch die Brust, und es war ihm, er habe jetzt gesehen, was Tod sei.

Flüchtend verließ er das Ufer des Waldbaches, und als er von der Querhovener Höhe her den väterlichen Hof liegen sah, brach er in schreiendes Weinen aus.

Zu Hause traf er Vater und Mutter schon in den ersten Vorbereitungen zur Beerdigung der Toten und half in

kindlicher Art mit, immerfort benommen von einem fernen Taumel, daß er dann und wann wegwarf, was er in den Händen hielt, und hinaus vor das Tor lief, um zu sehen, ob Hemsterhus, die Berge und Wege noch an der gewohnten Stelle ständen oder in diesem grauen Wogen, das er um sich fühlte, davongeglitten seien.

Brindeisener und die Bäuerin gingen eher noch finsterer und verschlossener umher. Nicht anders benahmen sie sich, besonders der Großbauer, als habe Amalie durch diesen elenden Tod, dies lange unrühmliche Ende nach einer richtigen Armeleutekrankheit unauslöschliche Schande über die Familie gebracht. Was die Träger bloß für Gesichter machen würden bei dem leichten Sarge, zu dieser kümmerlichen, ausgehungerten Leiche, die sich wohl für ein Schneiderhaus, nicht aber für den Brindeisenerhof passe. Solche und ähnliche Gedanken schickte der Bauer hinter dem Schatten seines Mädchens her und brachte es sogar dahin, dies erbärmliche Sterben Amalie als eine Böswilligkeit anzurechnen, zum höhnischen Dank für all die Scherereien, die er mit ihr gehabt hatte.

In solch verbohrter Finsternis gingen die Tage bis zum Begräbnis hin, und es änderte sich auch dann nichts, obwohl die Beerdigung in aller Feierlichkeit verlief, die dem Großbauerntum Brindeiseners angemessen war. Umsonst dröhnte fast immerwährendes Glockengeläut; umsonst ließ Liborius Pfeiffer das berühmte Lied „Ewige Gnade, dieses Lebens" mit dem Zwiegesang zwischen der Sopran- und Altstimme beim Versenken des Sarges über den Kirchhof wehen, das Bombardon brauste, der Pfarrer tat mit der Leichenrede sein Bestes. Anton Brind-

eiſener aber ſah mit zuſammengezogenen Brauen und niedergeſchlagenen Augen nur immer auf ſeine gefalteten Hände, weil er glaubte, das Grabegeleit verberge hinter der Maske der Trauer nichts als Spott und Schadenfreude.

Auch auf dem Heimwege von dem Begräbnis blieb er bitter verſunken und brachte es kaum zu einem Nicken auf den Troſt und das Bedauern der wenigen, die ihn auf den Hof begleiteten, um ſich dort bewirten zu laſſen. „Ich kenn' euch ſchon, ihr Freundchen", ſann er hinter jeder Mitleidsbeteuerung her und ſpuckte zornig aus. Dann wieder ſchwang er unverſehens ſeine rieſigen Beine in einem Gange, als wolle er davonlaufen. Am Grenzwege, dort, wo man zu ſeinem Hofe abbog, fiel ihn das Verwundern an, ob der Sintlinger und ſein Weib etwa auch mit in ſein Haus kämen. Schon über das Brücklein, den anderen vorausgeeilt, drehte er ſich um und ſah den Heiligenbauer eben im Geſpräch mit zwei anderen in ſeinen Zufahrtsweg einbiegen. „So is recht, Nachbar!" rief er ihm mit beißendem Lachen zu. „Immer kommt, immer kommt!" und weiter ſtapfend vollendete er in einem Anfall ſinnloſer Feindſeligkeit für ſich: „Ich werd' dir ſchon den Hanf klopfen!"

Es war nur ein kleines Häuflein, das ſich auf dem Hofe zuſammenfand: Der Dinslakener Schwager Kirchner, der Bruder der Frau, ein dürrer, äußerſt zurückhaltender Würdebauer, der mehr durch Gebärden und mit der Unruhe ſeiner großen, braunen Augen, als dem Munde redete. Der Brudersſohn Brindeiſeners, von der armen, anderen Seite des Geſchlechts einer, queckſilbrig, rund, hurtig in

allen Gedanken und Bewegungen und erfüllt von einer fröhlichen, hinterhältigen Ironie. Der blondbärtige Holzhändler Riedel aus Dingden mit einem beschädigten linken Auge, das dem gutmütigen Gesicht fast etwas wie wildes Fletschen verlieh. Der Sägemüller Wiehr aus dem Hornwassergrunde, ein langbärtiger gefühlvoller Trinker, der jedem recht gab und für sich an keinem etwas gerade ließ. Dann waren noch einige Brederoder und Hemsterhuser Bauern, Jugendfreunde Brindeiseners, die ihm durchs Leben lange entfremdet waren und fast alle schon aus den Giebelstuben ihres Lebens herauslehnten, grauköpfig, von den erwachsenen Söhnen halb oder ganz verdrängt. Sie hingen durch die Liebe zu ihrer eigenen Jugend mit dem grämlich gewordenen Hübelbauern zusammen und nannten diese Verflechtung Freundschaft.

An diese Männer war ein recht ansehnlicher Schwarm von Weibern gekoppelt, die meisten ihre Frauen, nur wenige Einlitzige, Witwen oder alte Jungfern. Junge Mädchen fehlten ganz, weil Amalie, verscheucht und scheu, wohl von einer brennenden Sehnsucht nach Hingabe erfüllt, aber freundlos durchs Leben gegangen war. Die Gesellschaft saß an der langen Tafel einer großen Stube des oberen Stockwerkes, eigentlich mehr ein Saal, niedrig, gedrückt durch die Balkendecke, unruhig durch die Fenster an allen Seiten und doch halb eingeschattet von dem weit überhängenden Dach.

Die Männer nahmen den oberen Teil des langen Tisches ein, die Seite nach dem Giebel, die Frauen saßen gegen die Tür hin. Über der ganzen Gesellschaft hing eine klamme Luft, die Behinderung und Ungelenkheit einsamer Men-

schen und ungewohnter Feierlichkeit, die Scheu vor dem Gefühlsüberschwang und das heimliche Drängen nach pflichtgemäßer Äußerung erlaubter Empfindung. Das mäßige, recht knappe Essen bedrückte alle eigentlich mehr als der Tod des Mädchens.

Wie ein Krähenschwarm sich ungefüge, polternden Flugs von Feld zu Feld wirft, so stieg das Gespräch auf, verstummte bei jeder neuen Enttäuschung durch ein halb verfehltes Gericht und fiel dann mit um so größerem Geräusch über eine Sache her, die eigentlich jedem furchtbar gleichgültig war. Man aß mit vorsichtigen Gabeln, achtsam geführten Messern und balancierte halbgefüllte Löffel sparsam hin und her. Die Frauen saßen mit geschürzten Nasen da, die Männer brachen oft rein aus dem Grünen in Spottgelächter aus.

Dem Brindeisener glommen die Augen nur so vor verborgenem Grimm. Seine herausfordernde Eßlust sah fast aus wie Fraß.

Er saß dem Sintlinger schräg gegenüber, und wenn er sich, erhitzt von der Kauarbeit und verheimlichtem Ärger, rot bis in die zerfurchte Stirn, aufrichtete und mit wohligem Geschnauf die Weste herunterzog, traf sein Blick auf den zierlichen, stählern-milden Heiligenbauern, wie er fremd und gütig sich in den Stuhl lehnte und bei aller Zurückhaltung schon bald der natürliche Mittelpunkt der Männer geworden war. Dann stürzte er sich jedesmal um so wilder wie eine Vernichtung auf die Fleischschüssel oder wütete in dem Kraut, und das Knurren während des Essens, das wie Behagen klingen sollte, war doch nichts wie gehässige Brocken: „Geschwollener Hund ... Laber-

hengst ..." und anderes. Mit solchen auf den Sintlinger gemünzten Ausrufen würzte sich der alte Brindeisener heimlich seine Mahlzeit.

Aber doch, nach beendetem Essen, schloß sich die Gesellschaft ungezwungener zusammen. Die Frauen tauschten die Freuden und Enttäuschungen von Haus und Wirtschaft, von Kind und Gesinde aus. Die eine plätscherte durch die Untiefen des Klatsches, die andere rührte gar an den Kummer ihrer Ehe, alle aber gaben der Natur ihres Geschlechtes nach, die Geschicke des Lebens als Fügungen anzusehen und die Verantwortung abzulehnen, indem man die Begegnisse in das Zwielicht wundersamer Kräfte rückt. Die alte Brindeisenerin erzählte immer und immer wieder aufs neue von dem Todesahnen Amaliens am Morgen des Sterbetages, und daß alles draußen gewesen sei gruselig wie auf einem Kirchhofe. So hätte eben nichts, rein nichts geholfen, und wenn „flugs ein Münsterscher Doktor in der Stube gestanden hätte", „er" hätte es doch durchgesetzt und dem Mädchen an der Stuhllehne das Herz abgedrückt. Damit meinte sie den Tod. Wahrhaftig, Amalie sei von jeher wie ein Bild gewesen, das an dünner Schnur zwischen Himmel und Erde aufgehängt war. Und immer beschwerte sie sich am Ende über das Schicksal, daß so viel Geld, Kummer und Sorge nutzlos wie Asche über den Hübel in alle Winde geschüttet sei. Dann wässerten ihre Augen über, und sie mußte der Nase zu Hilfe kommen, was ein Geräusch verursachte, als schmatze sich der Pfropf von einem übervollen Fläschchen los.

Immer, wenn dieses Zischen auf der Seite der Weiber erklang, fuhr der alte Brindeisener aus seinem dämmern-

den Zuhören, konnte ein verächtliches Zucken in seinem Gesicht nicht unterdrücken und legte die geballte Rechte wie einen gewaltigen Pürdel vor sich auf den Tisch.

Jakob holperte ungefüge ab und zu, um die Männer mit Getränk zu versehen.

Peter tauchte dann und wann unter der Tür auf, betrachtete mit klugen, verwunderten Augen die Gesellschaft und verschwand, wenn er alle durchgezählt hatte, als fehle jemand, dem er mit überstürztem Lauf vor das Hoftor entgegeneilen müsse. Dann stellte er sich allemal auf das Schleppdächlein des fließenden Brunnens rechts vom Zufahrtswege und tat mit seinen Blicken so, als könne auf jedem der vielen Wege, die zu sehen waren, irgendwer noch kommen.

In Wahrheit aber verheimlichte er sich damit nur eine traumhaft brennende andere Erwartung. Denn wenn der Junge so mit den Augen zehn gleichgültige Steige, Straßen und Raine in der Umgegend abgelaufen war, gerieten seine Blicke an den Zufahrtsweg nach dem Sintlingerhofe, trabten ihn hinauf und bebten dann solange vor dem geschlossenen Tore des Heiligenhofes, bis ein zauberhaftes Licht unter den Linden zu spielen begann, ein solches Blühen, bis in seine Seele hinein, daß er anfangen mußte, sich tanzend auf dem Dächlein zu drehen. Dazu sang er inbrünstig das Weidelied der Hirten, ein melancholisches, kurzes Strophlein, solange, bis die ganze Welt wie ein tönendes Karussell um ihn kreiste.

Darauf trieb es den Knaben immer wieder an die Tür der Feststube hinauf. Er zählte die Menschen gespannten Blickes durch, doch war nicht da, wonach er sich sehnte,

so lehnte er eine Weile enttäuscht an der Türfüllung und stürzte dann wieder in großen Sprüngen zu seinem Lockspiel vor dem Hoftore.

Indessen spazierten auch die Männer in gemächlichem Geplauder durch vielerlei Gegenden ihres bäuerlichen Lebens. Man sprach über die Aussicht der Wintersaat nach der Mäuseplage des trockenen Sommers und beklagte den geringen Ertrag der Rübenernte. Die jägerlich angehauchten Männer redeten über Hasen- und Hühnerstreifen, und die, denen ein jüdischer Händlerschuß im Blute saß, erzählten sich von den Schlichen und Finten des Pferdeschachers.

Der Brindeisener blieb noch immer allem fern, fuhr sich manchmal über sein langes, mager-faltiges Gesicht, nickte der Ansicht für sich zu, schüttelte jene mit heftiger Gebärde ab, war also auch hier im eigenen Hause, wofür er draußen bekannt war: ein langer, trockener Wiesebaum, der versunken in der Ecke lehnte.

Unvermutet, scheinbar aus leerem Brüten heraus, legte er plötzlich den Kopf horchend auf die Hand und fragte über den Tisch hin den Sintlinger, wie es denn eigentlich mit seinem Straßengebaue sei. Er fragte so, als packte er den Heiligenbauer räuberisch an der Gurgel. Sofort ließen die anderen von ihrem Gespräch ab und horchten auf die beiden. Der Sintlinger spürte sehr wohl den Hohn aus den Worten des Nachbars, aber weil er ja über das Wohlfahrtstreiben hinausgeführt worden war, selber also nicht mehr auf seiner eigenen Seite stand, konnte er dem alten Anton lächelnd eine schalkhafte Antwort geben, die ihn selber und den Frager dazu liebenswürdig verspottete. Aber der alte Gramscheffel von Hübelbauer hatte nicht

vorgehabt, bloß das Gespräch auf eine heitere Weise in ein neues Gleis zu schieben, ihm war es darum zu tun, dem Sintlinger einen tüchtigen Kübel von Bitterkeit unvermutet über den Kopf zu gießen. Deswegen hörte er nicht auf, an diesem „zerfahrenen Geplänel" herumzumäkeln, und weil der Heiligenbauer ihn freundlich beruhigte, es sei wohl mit dem Chausseebau noch nicht an der Zeit, und wenn die Sache reif wäre, würde sie eines schönen Tages von selber fix und fertig sein, weil so durch des Sintlingers Beherrschtheit der Brindeisener sich immer unterlegener fühlte, ging er dazu über, den Heiligenbauer geradeswegs zu hänseln als puren „Rauchmacher" und „Fabulisten". Jetzt werde er, der alte Brindeisener, der Sache auf den Zahn fühlen, denn mit „bloßem Waldstraßengelauf" mache man wohl die Spundhobler von Querhoven kopftoll, aber ein klarer, weltschichtiger Mann wie er lache nur darüber.

Der Heiligenbauer hörte mit ungeteilter Aufmerksamkeit zu. Bei diesen Worten des alten Bauern fuhr ein flackerndes Geleucht über des Sintlingers Gesicht, wie ein Aufstoß seiner tollen Jahre, und er erinnerte sich seines Planes, den ererbten Widerspruchsgeist der Bauern so zu bearbeiten, daß sie sich in das Gegenteil ihrer Absicht festbeißen mußten. Und er beschloß auf der Stelle, mit dem Hauptstößer den Anfang zu machen. Es war ein reiner Spaß für den Sintlinger, denn für ihn hatte sich ja der ganze Straßenhandel ausgeläutet.

Da der Heiligenbauer so ein Weilchen im Erwägen war, wie er dem Brindeisener diesen versteckten Strick um die Beine schlinge, meinte der alte Fremdbauer, sein Nachbar

sei schon in tiefe Verlegenheit gescheucht, und dachte ihn vollends zu überrennen. Also schlug er auf den Tisch und verlangte, „daß die Kuh ausgemolken", das heißt, daß entschieden werde, welcher von den beiden Wegen nach dem Rhein denn nun gebaut werden solle, der über Brederode oder der über die Waldstraße.

Darauf erwiderte der Heiligenbauer leicht lächelnd, natürlich der über Brederode, das gerade Gegenteil von dem, was er wünschte, und begann, klar und dringend alle Vorteile für die Wahl dieser Verbindung auseinanderzulegen. Er brachte alle günstigen Gründe in ein solch helles Licht, daß die Mehrzahl der Trauergefolgschaft immer lebendiger sich diesem einzigen Projekt hinneigte. Nur der Dinslakener Würdekirchner und der Hornwassermüller taten nicht mit. Der eine ließ mißbilligend die Augen im Kopfe umgehen, der andere schnob widerborstig durch die Nase und flickte dem Heiligenbauer mit geschickt eingestreuten „wie man's nimmt" und „wenn's nicht anders ist" da und dort am Geschirr. Der Brindeisener aber saß muckstill, wuchs immer gerader an der Wand hinauf und schwoll sichtlich in die Freude eines vernichtenden Hohnes hinein. Kaum hatte der Sintlinger „seine Kälber herausgelassen", so drückte sich der Brindeisener aus, als ihm auch schon gründlich heimgeleuchtet wurde. Es kam alles so, wie der Heiligenbauer es sich gedacht hatte, und während sein Gegner dem Brederoder Planwagen mit Getöse alle Speichen aus den Rädern trat, konnte der Sintlinger sich nicht mehr halten und lachte so herzlich mitten in alle Verunglimpfung seines Scharfsinns hinein, daß der alte Anton zurückfuhr und mit bösem Aufwulsten der Stirn plötzlich laut schrie:

„Nie, niemals, solange ich lebe, werde ich diesen Brederoder Unsinn mitmachen!" Da wurde es staubstill in der Stube.

Und mitten in das Schweigen sagte der Heiligenbauer mit belegter Zunge und offenbar unsicher: „Ja, das nützt doch alles nichts. Wir werden's doch machen müssen. Denk' an mich, Brindeisener!"

„Wir! Wer wir? Was gibt's da für ein Wir?" fragte Brindeisener höhnisch.

Darauf stieß ihn der Sintlinger unter dem Tisch mit dem Fuße und machte ihm mit den Augen unauffällig ein Zeichen. Laut sagte er: „Jeja, so ist's! Aber ich muß einmal hinaus", stand auf und wollte der Tür zu. Der alte Fremdbauer glaubte, der Sintlinger sei schachmatt und wollte sich auf die Art dem verdienten Spott entziehen. Deswegen griff er schnell über den Tisch den Davondrängenden beim Arme und rief: „Hiergeblieben, sag' ich! Was du mir etwa leise draußen zu sagen hast, das kannst du ganz bequem laut in der Stube sagen. Ich halt's aus, das steht fest."

„Nein," erwiderte der Sintlinger, „es ist auch wegen mir. Aber das wäre ja Nebensache, du tust mir leid. Also komm schon!" Nun brach ein allgemeines Frohlocken über den eingeklemmten Heiligenbauer los.

Als es sich gelegt hatte, beugte sich der Sintlinger über den Tisch und sagte dem Brindeisener leise ins Ohr, er solle doch von dieser törichten Waldstraße ablassen. Denn wenn auch die anderen allen Nutzen hätten, sie beide wären die einzigen Leidtragenden und müßten wahrscheinlich mit den schönsten Feldern bluten. Der alte Bauer aber war so ge-

blendet von dem nahen Triumph über den Sintlinger und empfand in der sicheren Voraussicht auf dessen Nachteil seinen eigenen Schaden so wenig, daß er der ganzen Runde die Sintlingerschen Bedenken laut kundmachte und feierlich versicherte, und wenn es auch das halbe Gut koste, er wolle doch nicht eher ruhen, bis die weißen Chausseesteine durch seinen Wald glänzten.

Nun, wenn es so bestellt sei, äußerte der Heiligenbauer, so trete er gern auf Brindeiseners Seite, und zum Zeichen der Einigkeit wollten sie sich vor allen die Hand geben, daß sie den Bau auf alle Weise fördern wollten. Wohl oder übel, der alte Anton mußte einschlagen.

Der Sintlinger aber ertrug seine Niederlage mit solch befriedigter Heiterkeit, daß alle stutzig wurden und insgeheim nachsannen, inwiefern es etwa möglich sei, daß der Heiligenbauer alle durch die Bank, vorweg aber den Brindeisener, vielleicht doch auf einen verborgenen Pfropf gesetzt habe.

Das gab denn einen Rückschlag in verdutzte Bedenklichkeit, von der keiner so wie der Trauervater selbst betroffen wurde. Indes erholte er sich auch zuerst, und zwar in ein lautes Redegepolter, das von geheimen Zweifeln immer heftiger angepeitscht wurde.

So überhörten alle, außer dem Sintlinger und seiner Johanna, in dem eines Sterbehauses unwürdigen Gelärm das Singen des kleinen Blondkopfes Peter drunten auf dem Brunnendache vor dem Hoftore. Es war in den Stunden immer brünstiger geworden und steigerte sich manchmal zu einem richtigen, hohen Schrei. Denn wie der Junge so die Stimme hinüberschickte an den Sintlingerhof, da-

mit sie herauslocke, was er nicht zu hoffen wagte und doch zum Brustsprengen ersehnte, mußte er an die Nacht denken, da er als kleiner Knirps vom Bodenfenster aus auch sein Singen auf diesen Zauberhof hinübergeschickt hatte, und dies Erinnern weckte den Schimmer, das Schweben, das Grenzenlose und Abenteuerliche, das seit jeher von dort auf ihn eingedrungen war und dessen er mit so mancher mißlungenen Unternehmung hatte habhaft werden wollen. Es packte ihn wie ein In-die-Luft-Springen, und so sang er zum hundertsten Male: „Holla — hoooo, holla — hoooo! Ich bin dooooo!" laut und schmetternd in den verschiedensten Verzierungen des einfachen Tonganges, und ganz für sich setzte er jedesmal mit leisem Summen hinzu: „Lenlein! Sintlingerlenlein!" so geheimnisvoll, wie er einst im Walde des Dürrenberges aus dem Hornwassergrunde ein Vogelrufen gehört hatte; solch ein Klingen ahmte Peter nach, als würde es mit einem silbernen Hämmerchen aus der Schimmerglocke des klarsten Himmels geschlagen. Der Zehnjährling sang in sich hinein, daß ihm vor lauter Hoch- und Feinmachen der Stimme der Hals weh tat. Aber das Wasser in dem Brunnen unter dem Dächlein rumpelte gelassen fort, und wenn Peter auch dachte, das wäre ja schön und geradeso wie damals im Hornwassergrunde, so meinte er auch, dem Wasser geschähe ganz recht, wenn er ginge und ihm das Holzrohr zuhielte, daß es vor Angst dann nach allen Seiten bloß so sprudeln müßte. Aber dann dachte er an seinen neuen Sonntagsanzug, an der Mutter Gesicht und des Vaters große Hände und nahm sich vor, wenn das Wasser durchaus ihm immerfort sein leises Singen zerrumpele, nach-

her werde er ihm doch das Holzmaul stopfen, und das nicht zu wenig. Einstweilen jagte er wie ein Wilder davon, ein-, zweimal um den ganzen Hof, stürzte über die Stiege hinauf und musterte unter der Tür stehend wieder die Gesellschaft, besonders den Sintlinger, von dem er seinen Bruder Jakob einst zu dem Knechte hatte sagen hören, daß er mehr als Brot essen könne, und dann Johanna, die Heiligenhofbäuerin, merkte aber bald an einem Schwerwerden seines Gemütes, daß es unrecht sei, hier zu stehen und zu gaffen, solange noch „wer" fehle. Peter mochte hier vor allen den Namen „Lenlein" nicht denken, um Gottes willen nicht vor soviel Leuten! Jeder hätte es ihm sofort vom Gesicht abgesehen. Deswegen eilte er schnell wieder auf sein Brunnendächlein und rief seinen Schmetterfang in die Sintlingerschen Torlinden. Zu dem leisen Nachsatz aber ging er diesmal vom Brunnen weg über den Zufahrtsweg unter einen alten Apfelbaum, in dessen Krone noch ein paar einzige goldgelbe Blätter hingen. Und der Brindeisenerjunge dachte, wenn ihm jetzt sein hornwasserliches Vogellocken so fein gelinge, wie die Apfelblätter über ihm in der Sonne zitterten, könne das Sintlingerlenlein nicht mehr anders, als sie müßte herüberkommen.

Er bog also den Kopf zurück und sang so herzheimlich fein, daß ihm ordentlich schwindlig wurde. Als er den Kopf wieder gerade auf die Achseln hob, zappelte und zuckte die ganze Welt noch eine Weile hinter einem funkigen, roten Schleier. Darum dachte Peter noch ein wenig taumelnd, jetzt würde es gewiß geholfen haben, und richtig! Kaum daß sich der Wirbel vor seinen Augen gelegt

hatte, sah er, noch unsicher zwar, mehr wie durch die Luft fahrend, das Sintlingerlenlein aus dem Tor treten und den Hübel hinunter nach dem Grenzweg zu heranschweben. Dort blieb sie mitten auf dem Wege stehen und wendete ratlos das Gesicht hin und her. Peter rannte sofort wie gerufen hinunter, stellte sich dem Lenlein gegenüber auf die andere Seite der Straße, starrte sie mit verschlagenem Atem an, sagte jedoch keinen Laut. Das Mädchen aber, das ihn am Laufen erkannt hatte, wartete ein bißchen und sagte dann ein wenig ärgerlich: „Du, Brindeisenerjunge, warum stehst du denn und sagst nichts? Du! Ich kann ja sonst nicht den Weg zu Vater und Mutter finden, die auf eurem Hofe sind!"

Da faßte sich der Junge ein Herz, ging, nahm das Lenlein vorsichtig an der Hand und führte es den Weg. Aber reden konnte er nicht. In seiner Brust schlug es laut, kaum zum Ertragen, und ihm war ganz schwach, weil er doch, wie alle Leute sagten, ein „lebendiges Englein" an der Hand hatte.

Doch das Sintlingerlenlein ließ sein Silberstimmchen an langem Faden laufen, und während die beiden Kinder bloß diese paar Schritte hinaufgingen, brachte sie es fertig, wie es unter den Bauern heißt, über des Herrgotts Nase und der Großmutter Schürzenband zu sprechen. Dem Peter aber lag vor Staunen die Zunge quer im Munde. Er brachte kein Wort hervor, weil er sich nur immer und immer über die zauberhaften Augen des Mädchens verwundern mußte.

Unvermutet unterbrach das Lenlein jetzt ihr Geplauder, ließ seine Hand fahren, kehrte sich zu ihm und fragte,

ob es wahr sei, daß er Peter heiße, und als der Junge das leider nicht leugnen konnte, mußte sie furchtbar über einen solch komischen Namen lachen. Dann verlangte sie sein Gesicht zu sehen. Peter begriff nicht gleich, wozu sie dabei die Hände ihm entgegenstreckte. Endlich verstand er es, neigte seinen Kopf und duldete, daß ihre Hände sein Gesicht abtasteten. Noch nie vorher in seinem Leben hatte ihn heiße Sonne so berührt, noch nie war eine Blüte so weich an ihm hingestrichen. Es ging ihm kalt und heiß über den Rücken, als er so dastehen mußte, sein Gesicht atemnahe an ihrem. Ihre Hände hauchten förmlich über seine Haut. „Du bist ganz hübsch, weißt du, Peter", sagte sie endlich, mit der Musterung fertig. „Dein Mund ist ganz lustig, deine Wangen auch, bloß die Stirne. Sieh mal, meine hat doch auch nicht solche Knoten."

Peter mußte fühlen, und dann sagte sie: „Nicht? Ja, aber du gehst auch ganz anders wie ich. Und singen tust du auch gröber — singe mal wieder wie vorhin: Holla hoooo! Nein, magst du nicht?"

Peter schämte sich, dem Lenlein alles, was er für sich bei den Worten empfunden hatte, in ihre Augen hineinzusingen und sagte, er wisse etwas viel Besseres. Sie solle einmal sehen, wie er laufen könne. Und er begann zu sausen wie ein Hase, galoppierte wie ein Pferd, sprang wie ein Hirsch, wieherte, schnaufte, prustete; flog um sie herum und stürmte davon. Das Lenlein wurde von diesem wilden Tanzspringen angesteckt, und ehe sie sich's versah, war sie auch im Laufen. Peter, der eben um die Ecke der Scheune geprescht kam, sah sie schon mit ausgestreckten

Armen unter hohem Lachen den Hügel hinuntereilen, gerade auf einen großen Stein zu, über den sie fallen mußte. „Lenlein!" schrie er aus Leibeskräften. Aber schon lag sie mit dem Gesicht im Grase, und als er hinzugeeilt war, sie aufzuheben, sah er, daß ihr Gesicht blutüberströmt sei. Er war im Augenblick vor Gram, Liebe, Schreck und Sorge wie sinnlos, hob das Mädchen auf, und weil er nichts hatte, womit er das Weinen Lenleins stillen konnte, preßte er seinen Mund auf den ihren, sog so, ohne es zu wollen, beim Atmen ihr Blut ein und lief, stumm in sich hineinschluchzend, dem Hofe zu, die Treppe hinauf. Dabei biß er die Zähne zusammen und dachte, es wäre ganz recht, wenn man ihn auf der Stelle totschlüge.

So erschien er auf der Schwelle der Trauerstube: das Gesicht weiß, die Augen verzweifelt weit, der Mund bluttriefend, so, als habe er ihr Blut getrunken. Er sah furchtbar aus, und als die Heiligenhofbäuerin seiner ansichtig wurde, schrie sie so gell auf, daß Peter das Mädchen auf die Schwelle legte und die Stiege hinunter zum Hofe hinaus die Flucht ergriff.

Es stellte sich ja bald heraus, daß dem Lenlein weiter nichts geschehen war, als daß sie sich eine unbedeutende Stirnwunde geschlagen hatte, aber die Heiligenhofbäuerin konnte nicht verhindern, sich all der spukhaften Berückungen während ihrer Geisterzeit zu erinnern, da sie richtig Furcht und Abscheu vor dem Brindeisenerjungen, seinem Umherlauern und Spionieren empfunden und ihn sogar für einen Abgesandten des wilden Jakob Sintlinger gehalten hatte.

Das sann sie, als sie, das Lenlein auf dem Arme tra-

gend, dem Sintlingerhofe wieder zuschritt. Der Heiligenhofbauer ging hinter ihr und summte leise vor sich hin.

„Ich weiß nicht, wie du singen kannst, Andreas?" fragte sie.

„Warum soll ich das nicht?" erwiderte er und summte weiter.

„Ja, aber denk' doch, was hätte geschehen können?"

„Dem Lenlein? — Unserm Lenlein?" fragte er ungläubig.

„Nun ja, sie hätte sich doch ganz leicht an dem Steine den Kopf aufschlagen können!" antwortete sie, auf ihrer Furcht beharrend.

Der Heiligenbauer entgegnete ihr darauf nichts. Sie hörte ihn bald darauf nur um so glückhafter vor sich hinsummen, und als sie sich umdrehte, ging er, das Gesicht der sinkenden Sonne zugekehrt, hinter ihr her, fing dann mit Lächeln ihren Blick auf und sagte endlich mit gütigem Verweisen: „Johanna! Unserm Lenlein kann nichts Schlimmes widerfahren, das merk' dir."

Der Heiligenhofbäuerin wäre es in diesem Augenblick bald aus dem Munde gefahren, daß Peter, als er mit Lenchen im Arm auf der Schwelle erschienen sei, akkurat wie ein Mörder ausgesehen habe. Aber sie fürchtete das Gelächter des Sintlingers und behielt es für sich.

Am selben Tage mußte man auf dem Brindeisenerhofe lange suchen, bis man den Peter im Stroh des Bansens einer Scheuer fand. Er war noch immer leichenfahl im Gesichte, und von Zeit zu Zeit ging ein Schauern durch seinen Körper, denn er glaubte, das Sintlingerlenlein

habe durch ihn einen Todesschaden genommen. Noch erschüttert von dem Tode seiner Schwester, hatte er sich in der Finsternis seines Verstecktes inbrünstig gewünscht, auch zu sterben.

Als er deshalb vor seinen Vater zur Aburteilung geführt wurde, bettelte er förmlich mit seinen Augen um recht viel Schmerz und Schande. Der alte Bauer war denn auch noch von verborgenem Kochen über den Streit mit dem Sintlinger erfüllt und saß mitten in der Stube, hatte seine Riesenhände auf den Knien liegen, rieb Daumen und Zeigefinger aneinander und räusperte sich dazu, ein aufs höchste gereiztes Menschentier.

Kaum, daß der weiße Schopf des armen Sünderleins vor ihm auftauchte, so sprang das lauernde Wetter seiner Wut auf, und er hieb den Jungen mit einem furchtbaren Schlage quer über das Zimmer. Dann aber begann erst die eigentliche Züchtigung, und weil Peter alle Peinigung ohne einen Laut über sich ergehen ließ, steigerte sich der Zorn des grauhaarigen Wildrians nur immer. Und wenn sein Weib nicht endlich dazwischengetreten wäre, ihm den halb bewußtlosen Peter entreißend, wer weiß, der fesselose Bauer hätte den Jungen erschlagen.

Nach kurzer Zeit waren die Schrunden, Beulen und blauen Flecken an seinem Leibe verschwunden. Er ging umher wie immer.

Und doch — im tiefsten muß etwas durch diesen Vorgang an dem Brindeisenerjungen für immer aus den Angeln gehoben worden sein. Denn eigentlich von jenem Erlebnis mit dem hübelheiligen Mädchen und dessen schmerzvollen Folgen trat nicht nur seine noch entschiedenere Abneigung

gegen alle bäuerliche Beschäftigung, sondern sogar gegen alle bäuerliche Art hervor. Er wurde noch schweifender, abenteuerlicher, aber auch einsamer und hing eigentlich nur durch den Zwang der Schule und einen ungezügelten Ehrgeiz in seinem ungemein befähigten Geiste zusammen.

Das ging so weit, daß er im Alter von dreizehn Jahren kurz und kühn seinen Vater vor die Wahl stellte, entweder er lasse ihn auf das Gymnasium oder, wie er sich ausdrückte, „die hohe Schule" gehen, oder er laufe davon. Liborius Pfeiffer, der Hemsterhuser Kantor, unterstützte durch überschwengliches Lob „dieses Ausbundes von Kopf" das Bestreben Peters so nachdrücklich und wußte vor allem der Eitelkeit des Fremdbauern so das Fell zu streichen, daß der Wunsch des Knaben in Erfüllung ging. Daß der Schulmeister seinem Ehrgeiz und seinem frömmelnden Fanatismus auch einen Brocken gönnte, versteht sich von selbst. Der Lehrer trieb den Peter vor den Bauern durch alle Evangelien und Weissagungen der Heiligen Schrift, schnurrte die Leiter der Geschichtszahlen auf und nieder, rechnete, daß dem Alten vor halsbrecherischen Zahlen ein richtiges Grauen befiel und er sich endlich wehrte, „noch mehr von solchen Teufeleien zu hören". Als er aber wieder mit dem Kantor allein in der Stube war, schlug er ihn auf die Achsel und lachte sich mit ingrimmiger Lustigkeit aus, daß er eigentlich selber seinen Jungen vom Hofe zwischen die „Bücherschwarten" geprügelt und dem Brindeisenerhübel den letzten Bauern genommen habe. Denn der Jakob sei alles andere eher, sogar ein richtiger Erzschlüffel, nur kein Bauer.

Später kroch hinter diesem ganz richtigen Urteil des

greifenden Hübelbauern noch der Gedanke, daß eigentlich der Sintlinger mit seinem blinden „Emerling" von Mädchen an der Verkehrung des alten Brindeisenerblutes in seinem Jungen schuld sei. Freilich fand sich dieser Gedanke erst später ein, leise, beiläufig, scheinbar schon unschädlich, als er auftrat. Denn der Bauernjunge vom Hemsterhuser Fremdhofe jagte wie ein Renner, spielend und glanzvoll, durch die Klassen.

Drittes Kapitel

Wie es die weibliche Wesensart überhaupt ist, daß alle Erlebnisse in ihr eigentlich nur Befürchtungen oder Hoffnungen wecken, so wurde Johanna nicht allein durch das Aufstoßen der alten Fremdbauernfeindschaft zwischen dem Brindeisener und ihrem Mann und dem Handel ihrer Kinder im ersten Augenblick von grellem Schreck überflackert, sondern sie ging auch noch eine geraume Zeit nachher im Dunkel unsicherer Beklemmungen umher.

Denn in jenen Wochen flog durch das Leben und Wesen des Lenleins ein Widerglanz aus der musikalischen Schwarmzeit, die das Mädchen mit dem Harmonika-Gottlieb erfahren hatte. In den angefieberten Nächten, die der Verwundung auf dem Brindeisenerhofe folgten, fuhr sie manchmal im Schlaf in die Höhe, und ohne recht zu erwachen, schaute sie wie suchend umher, um dann ermüdet langsam wieder zurückzusinken und im Traume all die Gassenhauer Gottliebs leise durcheinanderzusingen. Einmal bemerkte Johanna sogar, daß ihr Kind dabei die auf dem Deckbett liegenden Arme so stellte, als halte sie tanzend das Kleidchen gerafft und vollführe mit dem ganzen schlafgebundenen Leibe die Bewegungen eines Menschen, der sich dem Wogen rhythmischer Weisen überläßt.

Auch im wachen Zustande jener Zeit verfiel sie wieder

öfter wilder und wirrer Widersetzlichkeit, verfing sich in heißes Gemütsjächen, war viel unter dem Gesinde und ging manchmal mit so kecken, leidenschaftlichen Schritten einher, daß alle, die es sahen, in Furcht versetzt wurden, es könne sich mit schlimmerem Ausgange der Unfall wiederholen, den das Kind eben überstanden hatte. Wenn auch nicht deutlich, so doch ungefähr, überkam die Bäuerin die Empfindung, das Lenlein sei wie ein Strauch im Dämmern, der plötzlich im Scheine einer fernen Glut feurig aufleuchte.

Und all das wurde ihr nicht leicht zu tragen, weil sie zu niemand davon sprechen konnte. Denn einmal galt es, das Gemüt des Lenleins von jedem Schatten frei zu halten, den es nicht verstehen konnte, zum andern mußte Johanna bestrebt sein, alle Äußerungen heimlicher Besorgnisse vor den Augen ihres Mannes zu verbergen. Der ging hellängig, gesicherter und klarer denn je umher. Und doch hat der Nachklang des Begräbnisses der Brindeisenertochter lange und tief auch in ihm nachgewirkt, trotzdem er zu keinem davon geredet hat, als zu seinen verborgenen Papieren. Die Eintragung darüber ist die längste von allen und unterscheidet sich auch von den anderen Aufzeichnungen durch einen solchen Grad von Dunkelheit, ja, geradezu verworrener Vieldeutigkeit, daß nur eine förmliche Übersetzung Klarheit verschaffen kann.

Offenbar hat den Heiligenbauer der Drang nach klarer Erkenntnis der Seele des alten Brindeisener und seiner Sippe zu Sätzen getrieben, die auch an das Geheimnis des Wesens aller Menschenbeseelung rühren. Sie lauten in unserer Art zu sprechen:

„Das Wasser der Brunnen ist lebendig und nimmt teil an dem Stauen und Strömen des unterirdischen Meeres, das zwischen Felswurzeln der Berge seine verborgenen Wege nimmt.

Aber das eingesperrte Spieglein wird auch von den Bahnen der Sterne gelockt. Es bebt dem Lichte des Mondes entgegen und zittert in sehnsüchtigem Glücke, wird es von einem verirrten Sonnenwiderschein getroffen.

Aber es gibt genug solch geheime Menschenbrunnenwasser, die nur in tiefen mond- und sternlosen Nächten zu klingen vermögen. Wer helle Ohren hat, der hört in dem Gegluck und Geschluchz aus ihrer Finsternis Laute wieder, die ihn einst aus Vogelliedern in der Sonne angerührt haben. Am schwersten leiden solche gefesselte Wasser in den Tiefen unter Gewittern, und zwar nicht unter Gewittern, die sich ganz austoben, auswildern und ausregnen. Sie werden am meisten von Wettern gequält, die in stiller, trockener Glut finster und dumpf stundenlang über den Bergen liegen, sich selber mit ihrer Glut versengen und nur blaues Blitzgeschwele und unförmliches Donnern hervorbringen ... Der Zorn, der nicht bezwungen, sondern nur unterdrückt werden kann, muß notwendig am Ende den Menschen und sein ganzes Leben zerstören."

Auf diese gedankenvolle Weise machte sich der Heiligenbauer einen letzten Rückfall in den fröhlichen Spott seiner früheren Zeit zunutze und erhielt zugleich durch das Zusammensein mit so vielen gewöhnlichen Menschen einen Stoß, der ihn nie wieder zu tätigem Eingreifen für das Wohl und die Erhöhung der anderen kommen ließ. Denn von dem Begräbnis der Brindeisenermalchen aus beginnt

die fast wunderbare, höchste Zeit, die dem Heiligenbauer in seinem Leben beschieden war. Es sind die langen Jahre, etwa acht oder zehn, in denen der Sintlinger das erreichte, was sich die meisten, auch ausgezeichnete Menschen, nur durch die Bilder ihrer Sehnsucht aneignen können. Sein Schicksal fiel ihn von allen Seiten als ein Glänzen an. War sein Leben früher scharf und verderblich gleich einer Flintenkugel auf das Ziel zugeflogen, jetzt glitt es vorwärts, wie Kreise sich auf einem Teich ausbreiten, ja, sein Dasein war in diesen Jahren gleich dem Schall, der im Vorwärtsschreiten überallhin wandelt.

Es gibt ein Bild, auf dem der Maler Romeo und Julia nach ihrem Tode, innig verbunden, durch die Raumlosigkeit des Weltalls zum Himmel aufschwebend, in Farben Gestalt geliehen hat, die ihre Existenz nur wie von innen her faßbar machen, so verschwebend, so unwirklich sind die Leiber dieser beiden Menschen, welche der Verklärung entgegensteigen. Was an diesem Bilde auffällt, das alles muß von dem Sintlinger während seiner höchsten Lebenszeit gesagt werden, von ihm und seinem Kinde natürlich auch. Für die Leute verlor sich das Leben dieser beiden im Unvorstellbaren, weil es so ganz von der Gewohnheit abwich und einem Ziele zustrebte, das auch die Klügsten unter ihnen nicht zu finden vermochten. Dazu kam die Wundersucht der Menge, die maßlose Übertreibungen so liebt, und die Richtung und der Geist der ganzen Zeit, die, skeptisch und abergläubisch zugleich, sich wieder einmal auf dem Wege befand, ehrwürdige Wahrheiten zu stürzen, Sicherheiten als papierne Postamente aufzudecken, überhaupt, wie die Ruhigen sagten, einer großen Weltwende, wie die

Furchtsamen meinten, einem unerhörten Zusammenbruch entgegenging.

Schier zahllose Legenden und Anekdoten existieren, die sich mit dem wunderbaren Leben des Heiligenbauers in diesen Lichtjahren beschäftigen und ihn, je nach dem Wesen des Beobachters, als Weisen zeigen, der einer neuen Religion zustrebt, als verwirrten Träumer, klugen Menschenfreund, ja, sogar als Hexenmeister.

Denn wirklich, man erzählt: Einmal fand sich ein armer Mann auf dem Heiligenhof ein, dessen Kuh kalben sollte, und die, weil unüberwindliche Schwierigkeiten entstanden, in Gefahr schwebte, zu verenden. Im tiefen Abenddunkel stürmte nun das Kätnerlein den steilen Zufahrtsweg hinan und kam atemlos auf dem Heiligenhofe an. Man hatte Mühe, das Stammeln des verängsteten, abgetriebenen Mannes zu verstehen, und als das endlich geglückt war, erfuhr er von der herzugetretenen Bäuerin, daß ihr Mann spazierend nach dem Buchengrunde zu ins Feld hinaus gewandert sei. Wenn er ihn durchaus noch diesen Abend treffen wollte, so müsse er es auf gut Glück versuchen, ihn in dem Büschlein zu erwischen, wo er manchmal das Hereinbrechen der Nacht erwarte. Aber raten könne sie ihm nicht, und unsicher sei es auf alle Fälle. Das Bäuerchen war schon genug angekratzt von der Hexenkralle, die nach der Meinung der Leute an des Sintlingers Zehendaumen wuchs. Darum erschrak es gleich über die vieldeutige Auskunft der Heiligenhofbäuerin, machte sich aber gleichwohl auf den Weg nach dem Buchengrunde, denn, handelt es sich um eine Kuh, so friert ja den Landmann noch in der Hölle. Also rannte

auch unser Bauer aus Leibeskräften durchs Feld und dachte unterwegs immerfort bei sich: Und sollte ich mit dem Teufel selbst zu tun kriegen, das wäre mir egal, wenn nur meine „Bläsle" nicht in Schinderhände kommt. Da merkte er plötzlich, daß sich der Weg unter seinen Füßen zu senken begann, und wie er erschreckt aufsah, stand er schon ganz nahe vor dem Buchenwalde und konnte doch nicht hin. Die Beine waren ihm wie zusammengebunden, die Erde vor ihm sah aus wie ein turmtiefer Abgrund, in dem ein Wassersausen dahinschoß, und zwischen den grauen Stämmen fing lauter und lauter ein Rollen an, und übermütiges Reden und Lachen von zwei Männerstimmen erscholl dazwischen, ganz so, als seien zwei leidenschaftlich auf der Kegelbahn in der Luft. Bald rief der eine „acht", bald der andere „fünf". Die eine, wie er genau hörte, war die Stimme des Heiligenbauers, aber die andere klang ausgebrannt und zischend, fürchterlich, daß dem Bauern das Frösteln durch die Röhrbeine lief. Dennoch faßte er sich ein Herz und rief in den Graus und das Toben hinein: „Heiligenbauer, meine Kuh ist krank." „Hank", äffte es aus dem Walde spöttisch zurück und brach gleich darauf in ein solch höllisches Hohngelächter aus, daß der Bauer sich bekreuzte und zitternd kehrt machte.

Als er nach Stunden des Irrlaufens halbtot endlich sein Haus fand, war alles glücklich vorbei, und seine „Bläsle" stand da und leckte das schönste schwarzweiße Kalb von der Welt.

Seit diesem Abend zweifelte niemand mehr im Ernst bei sich, daß der Heiligenbauer mit dem Gottseibeiuns auf

gutem Fuße stehe, und des Sintlingers unglaublicher Diskurs mit dem schwarzen Huhn erhielt mit diesem neuen Ereignis nachträglich eine neue Bekräftigung. Durch solche Geschichten, die das Volk einfach dem Sagenschatz seiner Ahnen entlehnte und neu aufputzte, versuchte es sich das Wesen des Sintlingers zu erklären, das immer rätselhafter und unbegreiflicher wurde.

Man fand ihn vor Bäumen stehen und ehrfürchtig und ergriffen staunen, wie andere vor dem Allerheiligsten in der Kirche. Er belauschte den Wind gleich einem Schüler, dem eine unergründliche Belehrung zuteil wird. Besonders aber hatten es ihm die Spiegel stiller Wasser angetan, und der Hornwassermüller sah ihn einst an einem einsamen Teiche sitzen und richtig mit dem Wasser reden, als sei es ein Mensch und kein Ding.

Ja, derselbe Müller will gesehen haben, daß auf die versunkenen Worte des Heiligenbauers ein Kräuseln über den Teich gelaufen sei, als verstände das Wasser die Menschenworte des Sintlingers und gäbe ihm Antwort.

Das wird wohl die Zeit gewesen sein, in welcher der Sintlinger die folgenden Worte in seine Papiere eingetragen hat:

„Das Bild der Bäume, des Himmels und eines vorüberfliegenden Vogels auf dem stillen Spiegel eines Teiches ist nichts Wesenhaftes des Teiches. Wenn das Bild schwindet oder erscheint, wird nichts Wesentliches vom Teiche weggenommen oder hinzugetan; es wird nicht weniger und mehr Teich. So ist es mit der Seele und allen irdischen Sinnbildern auf ihrem stillen Spiegel. Sie ist reicher von Grund aus als die Erde und bedarf der Welt

nicht. Aber die Welt ohne Seele wäre wie ein Haufen Kehricht."

Weit hinaus, ganz aus den Grenzen seines Standes, ja, der meisten Menschen, wandelte der Sintlinger und genoß dabei den Vorteil, vor ganz einsamen Geistern, daß ihn wenigstens vor der Hand niemals Bangen und Ratlosigkeit ob seines fast vollkommenen Bruches mit den Anschauungen seiner Umgebung befielen. Denn eigentlich, recht gesehen, führte ihn, wie er es sich vorgenommen hatte, das traumhaft-schöne Wunderwesen seines Lenleins in diese neue Welt. Er erschuf nichts, so empfand es der Sintlinger immer, sondern nahm nur auf, was ihm geboten wurde.

Die Unruhe, die der volle Mond über den Geist der Menschen bringt, der klärende Drang seiner zunehmenden Vollendung und das Stocken und Zagen während der Abnahme seiner Lichtgestalt, das und vieles andere erwarb sich der Heiligenbauer von der Seele seines Kindes her. Tiefer und unsagbarer empfand er lange vorher die Bildung von Wettern und schloß aus übersehenen Zeichen, etwa dem Klang, den der Hornflug der Käfer hervorbringt, dem Nachhall, den der Aufschrei eines Vogels am Walde verursacht, ja, aus den Gebärden der Bäume und Feldkräuter so sicher auf die Veränderungen im Luftraum, daß er in Aussaat und Ernte selten die rechte Zeit verfehlte.

Sein Reichtum wuchs mit den gehäuften Fudern, die ihm das Feld in die Scheunen schickte, aber auch mit dem Gedeihen des Viehes, für dessen Wohl Johanna alle stille Achtsamkeit aufopferte, deren sie so leicht fähig war.

Dieses ruhige, sichere Anschwellen des Sintlingerschen Wohlstandes verlieh seinem ungewohnten Leben auch eine Überredungskraft unter den Leuten, daß bald da und dort der Gedanke hervortrat, womöglich des greifbaren Nutzens eines solchen Daseins, aber mit dem alten Glauben und ohne Teufeleien, teilhaftig zu werden. Besonders unter den Verarmenden aus Not oder Schuld regte sich diese Partei der Anhängerschaft in immer steigender Anzahl, und wo zwei oder drei Bauern mit geflickten Kitteln zusammenkamen, verwunderte man sich über des Sintlingers Reichtum.

Endlich beschlossen einige, den Heiligenbauer direkt zu fragen. Der Sicherheit halber, weil zwei Paar Ohren immer mehr hören als ein Paar, taten sich mehrere solcher Bruchbauern zusammen und wählten den Meixner-Elis aus Querhoven zu ihrem Sprecher. Der war durch sein fortwährendes Genußtollen wieder tief in Schulden geraten und glaubte einfach, durch Erfahrung eines gewissen Kniffes auf leichte Weise abermals zu einem ungemessenen Haufen von Ludertalern zu kommen. Außerdem stach ihn der geheime Neid und eine Feindseligkeit gegen den Sintlinger, die ihren Grund mehr in der verschiedenartigen Natur der beiden Männer hatte als in dem Unwillen über die Ungerechtigkeit des Heiligenbauers gegen seinen Neffen, den Harmonikameixner. Allen aber machte er weiß, daß er den Sintlinger eigentlich liebe, wenn er ihm einzig nur vergessen könnte, daß er den Gottlieb zugrunde gerichtet habe. Denn der gehe, seit das Rasen in ihm aufgehört habe, umher wie ein Huhn, das den Pips habe, ohne Mut und Sinn.

In diesem alten Zorn pleuderte der Meixner auch an

dem Tage, da er mit den anderen auf den Heiligenhof ging, und sagte, daß sie sich auf ihn verlassen könnten: Habe der Sintlinger einen geheimen Trumpf, so wolle er ihn schon in die Hand kriegen, und wenn der kleine Hübelherer auch flugs darauf sitzen sollte.

Die Männer wurden aus Versehen von der Magd in die Stube der Strauchfahrer geführt. Einige waren über diese Geringschätzung traurig, andere zürnten, vor allem der Meixner-Elis. Sein rotbärtiges Gesicht verfärbte sich. Er setzte sich höhnisch auf die Bummlerbank, sprang wieder auf und durchmaß mit großen empörten Schritten den Raum.

Darüber trat der Heiligenbauer ein, entschuldigte sich über die Ungeschicklichkeit der Stubenmagd, begrüßte alle aufs freundlichste und bat sie, in sein Zimmer mitzukommen. Dort könnten sie sagen, was sie von ihm wünschten. Die anderen alle vergaßen vor der Würde und der lichten Kraft des Sintlingers sofort ihren Unmut. Der Meixner-Elis aber verfiel in sein gewohntes Schnapsgepolter und fragte ihn, und das fast so, als führe er Klage, wie er es anstelle, daß ihm das Leben, die Wirtschaft, der Frieden des Hofes, seine Ehe, ja, sogar sein Unglück so ins helle Glück geschlagen sei, obwohl er doch nicht mehr glaube, als daß ein Pfund Rindfleisch eine gute Suppe gebe.

Diese Worte sprach er mit dem Hohnlachen und der Verbitterung eines richtigen Bankrottbauern.

Der Sintlinger sah ihn aufmerksam und ruhig an, setzte sich kopfnickend zu den übrigen auf die Stromerbank und sagte eine Weile gar nichts. Als aber die anderen dem Querhovener wegen seiner Ungebührlichkeit Vorwürfe zu machen begannen, sprang der Sintlinger dem Bedrängten

gar noch bei und entschuldigte sein Betragen. Denn wer von Natur große Füße habe, brauche derbe Stiefeln und bringe es dann nicht fertig, leise aufzutreten.

„Das mit dem Pfunde Rindfleisch ist auch nicht so einfach, Meixner", sagte er dann, sich an den Betretenen wendend, in heiterem Ernst. „Denn es ist doch sonderbar, daß dieses Pfund Rindfleisch bei den verschiedenen Menschen so verschieden wirkt: Bei dem einen Hurerei, Trägheit, Betrug, Zorn und Heuchelwesen, bei dem andern Liebe, Sanftmut, Beständigkeit und klugen Sparsinn.

Mein Lieber, das liegt nicht am Fleisch, sondern an der Kraft unseres Innern." Der in seiner Seele abgestorben sei, der könne die Nahrung wohl verdauen, aber nicht verwandeln — und die Speise wirke in einem solchen nur nach ihrer Natur. Dann könne es sehr wohl passieren, daß man von Rindfleisch grob wie ein Ochs und dumm wie eine eingesperrte Kuh werde.

Wegen dem Glück, da wäre zu sagen, man müsse auf das Fernste und Feinste hören, wenn man sein Nächstes so tun wolle, wie es richtig ist.

Ja, gut, meinten nun die armen Bauern, die sich von ihrer Betretenheit erholt hatten. Aber wie das zu machen sei, das wüßten sie gern.

Da solle man mit seiner Seele verfahren wie jemand, der in seinem Hause einen Raum sucht, wo er am ungestörtesten ist. Denn alles könne die Seele ertragen, nur keinen Lärm. Sie ist still und geheimnisvoll wie das Lautlose, aus dem der Getreidehalm wächst und der Klee blüht. Die mit Gedonner laufen wie ein Pferd, kämen nie, niemals zu ihr.

Die Bauern verstanden ihn nicht, sahen einander ratlos an und wagten doch nicht zu fragen.

Der Meixner-Elis aber hatte sich indessen wieder gesammelt und fragte, ob der Sintlinger die Kirchenseele oder eine meine, die alle Menschen ohne Unterschied hätten.

„Alle Menschen ohne Unterschied", antwortete der Sintlinger. „Wer es imstande ist, der handle wie ich.

Ich setze mich etwa vor den Hof auf einen Stuhl und regiere von hier alles. Da kommen die Boten, fünf, sechs mit allerhand Anliegen. Ich lasse sie warten und rege mich nicht. Endlich kommt der Weiße, Ferne, Strahlende, den man kaum sieht, und winkt in mir. Da erhebe ich mich und befehle. So geht alles glücklich, was ich tu und was mir geschieht. Und wer so ist wie ich, der wird mich verstehen und danach handeln."

Die Bauern aber gingen verwirrter davon, als sie gekommen waren.

Hinter dem Hübel, auf dem Grenzwege, fing Prahlmeixner an, aus vollem Halse zu lästern, und keiner der Männer verwies es ihm mehr, denn jeder meinte, entweder habe der Heiligenbauer sie nur foppen wollen, oder seine Wahrheit sei so kurios, daß niemals ein anderer davon werde Gebrauch machen können.

Trotzdem hörte es nicht auf, daß fortwährend Leute mit allerlei Anliegen auf den Heiligenhof kamen, um des Bauern Rat zu hören. Der wollte das Sympathiemittel wissen, das der Sintlinger seinem Weibe für die Pflege des Viehs an die Hand gegeben haben müsse. Der andere wieder fragte ihn, was er angewendet habe, daß jede Wut für immer in ihm erstickt sei, während er selber bei ge-

schlossenem Munde nur die Zunge rühren dürfe, so fluche und sakramentiere es von selber in den Stockzähnen, daß ihm die Ohren nur so knackten.

Jedem gab er eine Antwort, keinem eine geradezu, denn die meisten kamen eigentlich nicht, um sich zu bessern, sondern aus Eitelkeit, um auch gefragt zu haben. Allein, waren sie wieder daheim, so machten sie doch vieles anders, und von dem Zusammensein mit dem Heiligenbauer brachte gar mancher sogar einen anderen Geist in sein Leben mit.

Einst bekam der Sintlinger einen neuen Knecht, der so fleißig war, daß ihm die Sonne nie zeitig genug aufging und der Tag immer zu kurz geriet. Wo die anderen gingen, lief er, und hatte doch nie am Feierabende ein fröhliches Gesicht. Selbst im Traume drosch er oder ackerte, kurz, mühte sich an der Arbeit, mit der er am Tage nie fertig werden konnte, weil er sich zuviel vornahm.

Als ihm der Bauer eine Zeit zugesehen und ihn umsonst ermahnt hatte, sich Muße zu nehmen und nicht während des ersten Schrittes mit den Beinen schon nach dem zweiten zu langen, entließ er ihn eines Tages vom Felde weg.

Denn, sagte er, ein solcher Arbeitssüchtling sei ein schlechter, innen zerstörter Mensch, nicht besser als ein Trinker, Geiziger oder einer, der sich an sein Glied verloren habe. Die Lasterhaftigkeit des übertriebenen Fleißes sei nur viel gefährlicher, weil sie allgemein für hohe Tugend gehalten wird. Die rechte Arbeit sei wohl ein guter Weg in den Himmel. Doch nur der Gelassene findet ihn, jener, der zwar jeden Tag ein Stück hinter dem Raser zurückbleibt, am Ende des Lebens aber tausendmal weitergekommen ist

als er. Und der Käfer, der immer eine große Kotkugel hinter sich herdrehe, sei darum nicht vornehmer als einer, der das nicht tue. Der Reichtum der Menschen aber gelte vor unserm wirklichen Glück nicht mehr wie so eine Dreckpille.

Es kam so weit, daß kaum einer ohne des Sintlingers Rat etwas Wichtiges tat, und alles Gelungene, Ersprießliche auf zehn Meilen in die Runde geschah wie auf seinen Antrieb, auch wenn er gar nichts davon wußte. Doch blieb der Heiligenbauer seinem Grundsatz treu. Er ging einsam wie sonst, sammelte nie Anhänger und Gleichgesinnte, erteilte nur gebeten Rat, griff nie in eines andern Leben ein und hielt sich von jedem Amt fern.

Erst wollte man ihn zum Gemeindevorsteher von Hemsterhus machen, nachher zum Amtsvorsteher, und endlich trug man ihm die Würde eines Kreisdeputierten an. Er schüttelte zu allem lächelnd den Kopf und fuhr fort, handverschlungen mit seinem Lenlein durch sein fernes, wundersames Leben zu wandeln. Als indessen die Bestrebungen nicht aufhörten, seine seltene Kraft und sein Ansehen dem Dienst gemeinnütziger Vereine und Einrichtungen zu gewinnen, soll er, entgegen seiner erworbenen Güte, eine schroffe Antwort gegeben haben.

„Wenn ich meinen Wagen recht ziehe, so geschieht es, daß alle Menschen sich fortbewegen. Diejenigen aber, die ich mit Gewalt aufladen muß, damit sie vorwärtskommen, gleichen einem Steine, den ich in der Erwartung auf einen hohen Berg trage, daß er dort zu blühen anfangen werde. Will es der Vogel nicht selber, ändert sich sein Lied nicht."

Und als ihm zu Ohren kam, daß viele Anstoß nahmen, weil er und sein Lenlein allem Kirchenwesen aus dem Wege

gingen, sagte er: „Trocknen die Quellen aus, so drängen sich die Fische zusammen und bringen ihre Mäuler nahe aneinander, um sich Feuchtigkeit zu geben. Aber dieser Zustand ist lange nicht so gut, als wenn sie einander vergessen in den Strömen und Seen. Was von den Fischen gilt, gilt noch viel mehr von den Menschen, von denen jeder in sich ein Meer hat, das ohne Zeit und ohne Ende ist, und wo die Sonne nie untergeht.

Laßt mich mit den Bekehrern in Ruh. Ihre leiblichen Brüder sind die Totschläger."

So ganz ging der Sintlinger in der Hingabe an diese unräumliche, unvorstellbare Welt unter, daß sogar die Grundmauern seiner Natur verrückt wurden.

Die Jahre kamen nämlich heran, da Helene nicht mehr in demselben Zimmer mit ihren Eltern schlafen konnte. Sie siedelte in eines der Zimmer des oberen Flures über neben die Stube des Sintlingers, und es ergab sich wie von selbst, daß nicht ihre Mutter, sondern der Heiligenbauer mit seinem Kinde von nun an Wand an Wand schlief, um gegebenenfalls bei der Hand zu sein.

Johanna fand diese Lösung ja ganz dem innigen Verhältnis entsprechend, in dem die beiden zueinander standen, und drängte von selbst darauf. Aber als sie das erstemal allein in dem Schlafzimmer neben der Gesindestube lag, das Licht ausgelöscht hatte und schon halb im Traum noch einmal nach dem Bette ihres Mannes hinüberfühlte, griff ihre Hand ins Leere, und da sie sich erschrocken aufrichtete und den Namen ihres Mannes rief, klang der Nachhall ihrer Stimme von den Wänden des halb ausgeräumten Zimmers zurück, als komme er aus einer ausgestorbenen Welt.

Die Heiligenhofbäuerin lächelte wohl über ihre Empfindsamkeit, konnte aber doch gegen die tiefe Erschütterung ihres Innern nichts ausrichten, beugte sich nieder und raffte mit beiden Händen das Deckbett zu einem Knäuel zusammen, den sie krampfhaft gegen ihr Gesicht drückte. So mit zusammengebogenem Körper überließ sie sich der Flut von Tränen, die gar nicht aufhören wollten.

Jetzt, das fühlte sie, war ihr Mann, in dessen unerreichbare Weisheit sie ja nie fand, noch weiter gerückt. Und so kam es auch. Der Heiligenbauer wurde so weit von ihr fortgeführt, daß er wohl noch Liebkosungen, Herzlichkeiten, Mitgefühl und alles Verstehen treuer Güte, allein nicht mehr jenen Strom der Inbrunst ihr mitteilte, durch den Frauen aufs neue von dem Manne mit der Kraft ihres Wesens beschenkt werden.

Unter den geheimnisvollen Umarmungen, denen sein Geist auf dem Wege nachging, den ihn sein blindes Kind führte, hörte endlich ganz die Lust auf, durch Umarmungen seines Weibes in heißem Blühen hinzuschmelzen. Und da Johanna die Sehnsucht empfand, ihr aber aus Keuschheit den rechten Namen zu geben scheute, machte sie sich durch doppelte Arbeit taub, durch zwiefache Sorgenbesessenheit stumpf und konnte doch nicht verhüten, daß sie immerfort nach etwas Verlorenem suchte, Drohendes über sich fühlte und Gefahren nahe sah.

Aus diesem Grunde auch ging sie ganz am Ende der Prozession, in der von allen Seiten her begeisterte, wundersüchtige und ehrliche Sucher hinter ihrem Manne und ihrem Kinde zusammenströmten.

Viertes Kapitel

Indessen war die Rütschin aus der Wuhle mit dem Kinde niedergekommen, dessen sie in den Wirbeln habhaft geworden, durch die das hübelheilige Lenlein die Trauer um das gestorbene Weißköpfchen für immer von ihr genommen hatte. Allein dem neuen Leibkinde war bei dem abendlichen Überfall, den die Rütschin von einem Unbekannten auf der Waldwiese zu erdulden gehabt hatte, ein Schaden zugestoßen. Denn sie brachte wohl zur bestimmten Zeit ein Mädchen zur Welt, das neben der Schönheit des Weißköpfchens die engelhafte Zartheit des Heiligenlenleins besaß, aber nur ein paar Tage lebte, und das, ohne die Brust der Mutter auch nur zu berühren. Dann starb es schnell und ohne Krampf, ohne eine Miene zu verziehen, so als sei es gar nicht auf der Welt gewesen.

Und so scheint es auch die arme Rütschin selber aufgefaßt zu haben, nicht als sei es ein wirkliches, ihr Kind gewesen, das sie geboren und kaum recht besessen, schon wieder hatte hergeben müssen, sondern das, halb ein Schatten des Weißköpfchens und halb ein Widerschein des Heiligenlenleins, nur deswegen aus ihrem Körper durch die Welt gehuscht sei, um die Mutter auf den rechten Weg zu weisen, der ihr von Anfang an bereitet war.

Sie hatte schon nach dem Tode ihres geliebten Söhnleins einen inbrünstigen Rückschlag in den wiedertäuferischen Glauben erlitten, der als uralter Schatten noch in den meisten Querhovener Häusern lebendig umging, indem sie ihre übrigen drei Jungen nächtlicherzeit durch das Wasser des Waldteiches einem neuen, höheren Leben wiedergab. Aber nun nach dem Erbleichen ihres letzten Kindes ließ sie die Gewalt des neuen Geistes aus der gehüteten Heimlichkeit immer offener in ihr Leben einbrechen, saß jeden Abend vor dem Schlafengehen einige Zeit über der alten Bibel und fing auch so mit der einsamen Lesung irgendeiner Stelle ihren Tag an, der, wenn es die Arbeit nur immer zuließ, zu einer dauernden Meditation und Hinkehr nach jenen höheren Regionen des Daseins wurde, in die sie Wachen und Schlafen durch die Kraft heiliger Worte immer emporzuheben nicht nachließ.

Unter den Folgen ihrer „Erweckung" erlitt weder der Gang der häuslichen Geschäfte, noch ihr Verhältnis zu Mann und Kindern, noch auch ihr Wesen im mindesten eine Veränderung zum Schlimmen. Darum ließ sie ihr Mann, der gute Rütsch, nicht bloß gewähren, nein, nachdem er wegen der Verletzung seiner Treue gegen den katholischen Glauben der Väter durch ein verheimlichtes Verdunkeln der Seele gegangen war, nahm er sogar diesen und jenen Hauch des Geistes an, dem seine über alles geliebte Ursel in dem Hause der Wuhle eine Heimstatt schuf.

Aber nicht er allein wurde von der Gewalt ergriffen, die immer tiefer in das Leben seines Weibes einzog. Ganz Querhoven, soweit es nicht aus später zugewanderten Familien bestand, begab sich lautlos, wie den Bildern eines

uralten Traumes nachwandelnd, auf den Weg, den die schöne Rütschin geführt wurde. Klänge, aus Jahrhunderten stammend, die längst den hörbaren Zauber verloren hatten und zu unruhvollem Blutskreisen, grillenhafter Gemütsspannung oder verbohrter Schrullenhaftigkeit, kurz, zu einem quirligen und quengigen Wesen geworden waren, begannen mit leisem, zauberhaftem Wohllaut durch die tiefste Seele zu wehen. Das Erstaunen, wie über ein nahendes Zeiterwachen, das diesem Nest der armen Speilhobler und Spunddreher geschenkt worden war, hatte durch die Pläne des Sintlingers, von denen entschiedene Verbesserungen der Lebensumstände zu erhoffen waren, einen wirklichen Boden, sichtbare Ziele und denkbare Wege erhalten. Der alte unterirdische Wundersuchtsstrom Querhovens war ans Licht gehoben worden. Jetzt strömte das muttertiefe, rührende Leben der Rütschin einen Schimmer über diesen Glauben der Väter, den alle nie recht gekannt und geübt hatten, vor den sie sich in vergessenen Winkeln ihrer Brust nur manchmal als Schatten vor einem Schattenhaften hatten verneigen müssen.

Vielleicht geschieht einem einzelnen Menschen etwas Ähnliches, dem in den Dämmerungen des Alters plötzlich seine erste Liebe das Herz heiß durchbraust, obwohl es keinen Zug jenes Bildes mehr aufbewahrt hat, den es deuten, keinen Tod, der es ergreifen, keine Gebärde, die es hinreißen kann. Es wird nur glückhaft betört.

So sinnlich diese einfachen Menschen ihre Seele erlebten, so sinnlich erfuhren sie auch die Heimsuchung des neuen Geistes. Auf dem Kätnerwesen des Vanlyßender, aus dem die Ursula Rütsch stammte, schimmerte an man-

chen finsteren Abenden jene Mauer des Hauses in einem unsagbar schwebenden Licht, die noch nie von einem anderen als dem Strahl der letzten Sonne getroffen worden war. Der Müller hörte die verstoßenen weiblichen Dämonen jener Gegend nach einem halben Jahrhundert wieder das erstemal im Morgengrau von Uferloch zu Uferloch sich im Mühlgraben murmelnd unterhalten und mit Geschluchz fortwandern, das aber in der Ferne immer heiterer geworden war und endlich in einem leisen, herrlichen Gesang sich verloren hatte. Am Waldteiche sahen heimkehrende Holzfäller die weiße Gestalt der Katharina Tauche wandern und beim Herannahen mit auseinander geworfenen Armen und glückhaftem Lachen wieder in dem Wasser verschwinden, in welchem sie sich vor langer Zeit aus religiöser Schwermut ertränkt hatte.

Zu der verschwiegenen Unterhaltung zweier Vertrauten über neue, merkwürdige Vorkommnisse gesellte sich der herzliche Freund des einen und der treue Bruder des anderen. Die Ergriffenen entzündeten sich gegenseitig, die Scheu vor sich selbst und der erzählten Seltsamkeit schwand mehr und mehr, die einsame Inbrunst, die so leicht erlahmt, verlangte nach der Glut des anderen Herzens, und so, über die eigene Kraft hinausgesteigert, schwelgte es bald aus dem Schauern an verborgenen Gesichten in die heißen Feuer der lauten Verkündigung vor allen. Das „Zungenreden" in religiösen Geheimzirkeln war da, ein Mittelpunkt geschaffen, an dem sich der Taumel des einzelnen neu beleben und immer tiefer dringen konnte.

Niemand wußte zu sagen, wie es zugegangen war, aber nach Verlauf von kaum zwei Jahren war das religiöse

Leben der Querhovener zu einer zwar phantastischen, aber festen Ordnung gelangt, der sich kaum einer entzog, der von den Ahnen her eine wiedertäuferische Fiber im Leibe hatte.

In jener Zeit waren die Verhandlungen über den Bau der neuen Kunststraße an den Rhein so weit gediehen, daß in den Gemeindevertretungen der drei beteiligten Dörfer Hemsterhus, Brederode und Querhoven die endgültige Beschlußfassung zugunsten der Waldstraße ausfiel, die durch den Wald der beiden Fremdbauern führte, wie der Sintlinger und der Brindeisener noch immer hießen, sobald man sie zusammen nannte.

Der Plan begann sich der Ausführung zu nähern, den der Sintlinger vor langem beiseite geschoben und nur in einem achtlosen Spaß gegen den Brindeisener gefördert hatte. Gleichzeitig willigte der Heiligenbauer in die Abtretung gewisser Gebietsstreifen seines Feld- und Waldbesitzes und genoß auch nur wenig das Vergnügen an der standhaft verheimlichten Wut des alten Brindeisener über die Verhunzungen seiner schönsten Gewanne durch den neuen Straßenlauf.

Dieser fluchte wohl, aber nur mit hauenden Schritten beim Gange, schimpfte auch, doch bloß mit den Augen, und lästerte in dem bellenden Ton seines Hustens.

Im übrigen ließ er sich das Mißvergnügen nicht anmerken, durch seine Feindseligkeit von dem Heiligenbauer in einen Handel verwickelt worden zu sein, den er sonst bis zum letzten Hauch seiner widersetzlichen Brutalität bekämpft hätte. Und da er von der Vorstellung seines Ansehens behindert wurde, sein Wort zu brechen und alles über den Haufen zu werfen, begnügte er sich damit, wo

es immer ging, den Sintlinger mit Hohn über den Schaden durch den Straßenbau in den Zorn und die Wildheit hineinzuhetzen, die er selbst mühsam verbarg. Aber der Heiligenbauer war mit nichts aus der fernen Gleichgültigkeit herauszubringen und tröstete den Brindeisener mit der Rücksicht auf den Vorteil aller so, als hätte dieser alte Bitterbauer nicht ihn, sondern sich selber verhöhnt. Das ging so weit, daß der alte Brindeisener nach langem, dumpfen Bohren eines Abends seinem Weibe die peinvolle Erkenntnis gestand, er komme sich in dem Straßenbau so von dem kleinen Hübelhexer drüben hinters Licht geführt vor, daß er bei Gott eigentlich nicht anders gehandelt habe, als dem Sintlinger die eigenen Hosen hinzuhalten, damit er bequem hineinsch..... könne. Mit bösem Augenglimmen empfing er die Katasterbeamten zur Vermessung auf seinem Gut, und wäre es nach ihm gegangen, er hätte die rotweißen Pfähle aus der Erde gerissen und an ihren Köpfen kurz und klein geschlagen. Das allerärgerlichste aber an der ganzen Angelegenheit war die Tatsache, daß der Heiligenbauer ohne sein Zutun auch hier wieder schon bald der Mittelpunkt geworden war, von dem aus alle Maßnahmen ihren Sinn erhielten, mochte sich der alte Anton noch so sehr bemühen, auch mit seinen Räten Raum und Geltung zu gewinnen.

Die übrigen Bewohner von Hemsterhus, nachdem sie lange Monate in leerer Besserwisserei um das Projekt geschwärmt waren, kehrten, weil es zu lange dauerte, an ihre häuslichen Geschäfte zurück, der an die Schnitzbank, jener hinter sein Gespann, manche zu dem ewigen Zank mit ihrem Weibe und andere zu Spiel und Trunk.

Allein, die Querhovener hörten nicht auf, mit der lebendigsten Anteilnahme allen Wendungen und Verwandlungen in der Ausführung des Bauplanes zu folgen. Nicht allein deswegen, daß die Straße durch einen Teil des Ortes führte und sie, die immer beiseite Geschobenen, nun bedeutsam in das Getriebe der Welt einfügte, nein, vor allem, weil in ihrer Schwarmsucht die Meinung entstanden war, dieser neue Weg, der sie hinauswies, müsse durchaus als „eine dingliche Verheißung der Vorsehung" aufgefaßt werden, daß eine neue Zeit anbreche, das große Neujahr der Menschheit, da, wie immer „die Leeren und Sündhaften sich auch stellen mögen, das himmlische Zion auf allen Wegen unter die Menschen dringe". Und weil diese Unternehmung, die ihrem äußeren und inneren Leben ein so bedeutendes Licht brachte, von dem Heiligenhofe ihren Anfang genommen hatte, gab sich ihr Glaube erst recht Mühe, hinter dieser profanen Angelegenheit eine rätselhafte Fügung Gottes zu ahnen. In ihren geheimen nächtlichen Zusammenkünften, die reihum bei den edelsten Eiferern abgehalten wurden, suchte man in der Heiligen Schrift nach Stellen, die dem Wahne recht gaben, aus ihrem Winkel werde die Erneuerung der Christenheit den Anfang nehmen, wenn das Maß der Glaubenssünden voll sei. Und so geschah es, daß sie immer mehr des Stolzes aller Sektierer voll wurden, mit verborgener Geringschätzung auf alle Menschen zu sehen, die ihre Seelen in dem toten Atem der Priester verwesen ließen, indem sie glaubten, man könne auf einer papiernen Brücke und mit den Füßen anderer hinüber zu Gott gelangen. Obwohl sich langsam ihre religiösen Übungen in die feste Form ge-

wisser Zeremonien gewöhnten, nahm doch der Geist, von dem sie getrieben wurden, je nach der Natur der hauptsächlichsten „Verkünder" ein immer verschiedenes Wesen an: Bald lockte das ungeduldig kindliche Schwelgen des Adventismus, bald kochte die finstre Glut der Exorzisten, und bald wieder schwang sich die wilde Schwärmerei des Anabaptismus über alle Berge der Welt. Diese Vielgestaltigkeit der Erscheinung des neuen Geistes war einer der Hauptgründe seiner Werbekraft. Der Kreis seiner Anhänger wuchs fortwährend, weil sich jeder einmal durch den Mund eines Erweckers mit dem Klang seiner eigenen Natur im Innersten getroffen fühlte.

Zuletzt hielten sich in ganz Querhoven nur zwei von dem Strome abseits, der die Menschen dieses armen Dorfes dem Schimmer einer unbeschreiblichen, fernen Erwartung entgegentrug: Gottlieb, der Neffe des alten Zenker, der auf so abenteuerliche Weise vor langer Zeit den Heiligenhof verlassen hatte, und sein Onkel, der Prahlmeixner, auf dem einzigen Großbauernhofe über der Mühle.

Man sagt, der große Elis habe in dieser Periode, da beide außerhalb der Bewegung standen, durch schief gestellte, hämische Worte, wie es eben seine Art war, versucht, in Gottlieb das alte Polterwesen zu wecken und gegen das geheime Treiben der Eiferer zu lenken. Allein, der junge Mensch war seit seiner Echternacher Wallfahrt so von Grund aus verändert, daß er mit nichts in die laute Ausbündigkeit seiner früheren Heiligenhof-Feindschaft zu bringen war; aber auch die sorglose Heiterkeit seines angeborenen Wesens, sein Harmonikaleiern, schien für immer von ihm abgefallen.

Er hatte sich in der Stube seiner Mutter eine Hobelbank aufgestellt und stieß vom grauen Morgen bis in den späten Abend mit dem mehrfach geöhrten Eisen Speile aus eingepflöckten Scheiten, ohne um- und aufzusehen, gleichgültig gegen seine bekümmerte Mutter, gegen die Welt, ja, wie es den Anschein hatte, sogar gegen sich selbst. Sein hügeliges, großes Gesicht war blaß und abgemagert, seine kleinen Augen hatten ihre jachen Unruheüberfälle eingebüßt und lagen verloren und regungslos auf dem Grunde der geräumigen Höhlen, und wenn etwas in diesem schnell erloschenen Leben noch deutlich zu erkennen war, so bestand es in einem unabwendbaren, schon fast schmerzlos gewordenen Kummer. Höchstens, daß er öfter und länger, die Hände zwischen die Knie geklemmt oder den Kopf aufgestützt, an dem Fenster saß, das nach der Lehne zu hinausging, die Querhoven von dem Gebiet der Fremdhöfe schied, so daß man hätte denken können, das Kreisen verborgenen Träumens schweife noch immer nach dem Heiligenhofe hin, wo seinem Leben ein Stoß versetzt worden war, den niemand verstand. Aber als seine Mutter ihn einst deswegen geradezu fragte, antwortete er nicht, ja, sah nicht einmal herum, sondern stand auf, ging hinaus und vermied es, von diesem Tage an je wieder von dem Platze her Ausschau zu halten. Die Stunden seiner Muße verbrachte er nun außerhalb des Hauses, am liebsten an den dunkelsten Stellen des Waldes. Dort lag er auf dem Rücken und starrte unverrückt in die Kronenfinsternis über sich oder warf sich wohl gar aufs Gesicht und drückte die Stirn so in das Moos, als grübe er am liebsten seinen Kopf in die Erde. Wegen dieser vollkommenen Abwendung

seines Lebens kam seine Mutter endlich auf die schreckenvolle Vermutung, ihr Sohn habe eine geheime Untat auf sich geladen, die ihn nun von innen her auffraß.

In dieser höchsten Not trat in seinem Leben eine Wendung ein. Es geschah an einem Abende, da sich die Gläubigen Querhovens im Hause des Vanlyßender versammelt hatten. Der Natur dieser sanften Familie gemäß fanden sich alle gemütsstillen, seelentiefen, stummbewegten Menschen ein, die in aufgelöster Andacht gewohnt waren, über blaue Wolkenberge von Träumen sich Gott nahe zu heben. Nach der achten Abendstunde des frühen Herbsttages begann sich die geräumige Stube mit Gläubigen zu füllen, die mit dem leisen Gruße: „Gott blühe uns!" eintraten und von dem Hausvater und seinem Weibe empfangen wurden. Als ein Viertel nach acht auf eine kurze Zeit der Strom der Ankömmlinge anschwoll, beteiligten sich auch Rütsch und seine Frau, die inzwischen eingetroffen waren, an der Ordnung der Menschenschar, insbesondere holten sie diesen und jenen Alten, der bescheiden an der Tür stehengeblieben war, näher an den Tisch heran und wiesen ihm einen Platz auf einem Stuhle oder der umlaufenden Wandbank an. Bald war der große, niedrige Raum voll von Besuchern, die, schweigend oder nur gedämpft karge Worte tauschend, in den verschiedensten Stellungen dem Beginn der Erbauungsstunde entgegensahen: Die einen saßen in gesammelter Demut wie saugend in sich zusammengesunken, andere, an straffen Armen die Hände fest ineinandergeschlungen, standen gereckt, den Kopf horchend gehoben, die lehnten versunken an der Wand, die kauerten in Winkeln, die meisten saßen kniend auf ihren Beinen bis nahe an

den Tisch heran, über dem die kleine Schirmlampe in einem dumpf-rötlichen Ballen Licht hing. Die Plätze um den Tisch waren bis auf einen besetzt. Die Ursula Rütsch hatte neben ihrer Mutter auf der Ofenbank Platz genommen. Als niemand mehr kam, floß die Erwartung der Gläubigen in eine wortlose Forderung zusammen. Die Ursula hob den Kopf, blickte in die nach dem Tisch zu gewandten Gesichter der Brüder und Schwestern, nickte ihnen fragend zu, und alle gaben zur Antwort ein Nicken der Einwilligung zurück. Darauf erhob sich die Ursula und holte ihren Vater, den alten Vanlyßender, hinter dem Ofen hervor, wo er sich verborgen hatte, und führte den betreten lächelnden, greisen Mann an den Ehrenplatz unter der Lampe, ihm damit für diesen Abend den Vorsitz übertragend. Nachdem der Alte sich niedergelassen und, die gekreuzten Hände auf der Bibel haltend, ein Weilchen verharrt hatte, war es ihm gelungen, aus sich heraus in das größere Wesen zu sinken, das alle erwarteten. Die Betretenheit schwand aus seinen Mienen. Er faltete die Hände, erhob sich und sprach eingesunkenen Auges mit tiefer Inbrunst das Gebet der Erweckung:

„Über den Bergen, o Gott, stehen deine Augen und schlafen nicht. Mit den Winden wandern, mit den Wassern reisen deine Füße über die Erde und ruhen nicht. Deine Träume wachsen als Blumen auf allen Feldern. Du redest im Brausen der Wälder und erfüllst mit deiner Stimme den Gesang der Vögel.“ Und als er nun zu den Stellen kam, die von der Gleichgültigkeit der Menschen diesem tausendfachen Ruf Gottes gegenüber handelten, steigerte sich seine Stimme zur leidvollen Ergrif-

fenheit. Den Schluß aber, „die Bitte um Lösung der Fesseln vom eigensüchtigen Herzen und der Gefangenschaft des eigenen Willens", sprach er erschüttert. Seine hohe, kindhaft reine Greisenstimme wurde von dem Beben der Andacht vielfach erstickt. Den Ruf nach Erweckung brachte er wie einen Schrei heraus und mußte sich dann schnell und fallend setzen. Da und dort tönte unterdrücktes Seufzen, Stöhnen, ja sogar Schluchzen aus der Versammlung. Aber als das Eingangslied gesungen worden war: „O Sünder, komm herbei und laß dein Herze rühren. Dein Heiland steht bei dir, will dich mit Gnade zieren", hatte sich die schmerzvolle Aufregung der Gläubigen in eine stille, hohe Spannung der Seele gesänftigt.

Darauf rief der alte Ender, wie es Sitte geworden war, „nach einem unschuldigen, einfältigen Herzen, das den Versammelten für heute den Weg zur frommen Höhe" weise. Nach einigem Zögern trat ein zartes Mädchen, eben der Kindheit entwachsen, zaghaft an den Tisch, schloß die Augen und tastete mit den Händen nach dem hingeschobenen Bibelbuch. Als sie es erfaßt hatte, drückte sie einen Kuß darauf und öffnete es dann. Alle Anwesenden folgten mit Spannung dem Ausfall „der Wahl". Vanlyßender zog das aufgeschlagene Buch an sich und las: „Das Büchlein Ruth, erstes Kapitel, sechzehnter Vers."

Über die Gesichter der Gläubigen ging ein glückhaft erstauntes Erhellen, daß das Kind, von seiner unschuldsvollen Seele geführt, in diese lieblichste Gegend des Gartens Gottes geraten war. Ungefähr diese Worte gebrauchte der greise Ender, um das gläubige Erstaunen aller auszudrücken, wie sichtbar der Herr durch das Kind im Geiste

dieser Stunde sei. Dann aber begann er zu lesen: „Und sie antwortete: Sei mir nicht entgegen, so daß ich dich verlassen und zurückkehren sollte; denn wo du auch hingehst, gehe ich hin, und wo du bleibest, bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott mein Gott."

Der Vanlyßender las die Worte langsam, mit psalmodierender Stimme, und da er etwa in der Mitte des Verses angelangt war, öffnete sich wie von ungefähr die Tür. Das leise Brausen des fernen Waldes floß in die Stube und begleitete wie himmlisches Orgelrauschen das singende Sprechen des greisen Mannes.

Alle empfanden das als ein Zeichen von oben und richteten nach einem betroffenen Blick auf die Tür die glänzend gewordenen Augen und erblaßten Gesichter nach dem erleuchteten Tisch. Am tiefsten wurde die Ursula aus der Wuhle erfaßt. Die Mienen ihres schönen Gesichtes zerflossen in traumwandlerischer Entrücktheit, und so, frohlockenden, starren Auges, erhob sie sich, nahm sanft ihrem Vater das Buch aus der Hand und las weiter: „Das Land, das dich im Tode aufnimmt, darin will ich sterben, und da soll der Ort meines Begräbnisses sein." Schon bald nach den ersten Worten verwandelte sich der Ton ihrer fraulichen Stimme in die schwingende, hohe Süße kindlicher Sprechweise. Dann brach sie im Lesen ab. Es hatte sie ergriffen. Sie richtete ihre entzückten Augen auf die offene Tür und lauschte eine Weile in das leise Brausen des fernen Waldes. Und jetzt begann sie: „Und wenn Gott über uns Menschen den Tod eines Lieben verhängt hat, so sind wir mitnichten von denen geschieden, die von uns genommen sind. Die Toten treten verklärt durch das Tor

unseres Herzens in unser Leben ein. Und wenn wir essen, so sitzen sie neben uns, langen in die Schüssel mit uns und sättigen sich an dem Mahle, das uns speist. Mein Schlaf ist erfüllt von ihrer Gestalt, auf dem Wege begegne ich ihnen." So schwelgte die Rütschin noch eine Weile in der Trauer um ihre verstorbenen Kinder. Es war allen, die ihr Weißköpfchen gekannt hatten, als spräche der Verstorbene aus ihrem Munde. Aber gegen das Ende hin wandelte sich der Klang ihrer Stimme abermals: sie redete weich, wie mit dem Tone eines silbernen Glöckchens, leicht wie Hauchen. Und kaum hatte sie so ein paar Sätze gesprochen, so flüsterten sich die Zuhörer zu: Nun rede das Heiligenhoflenlein aus ihr.

Die Verzückte mußte die leisen Bemerkungen gehört haben, denn nach einem Stutzen sagte sie, die Zuhörer direkt anredend: „Ihr habt recht, ihr Schwestern und Brüder, die Zeit naht sich der Erfüllung. Das Sion, das neue Sion auf dem Berge ist nahe. Durch ein Kind kommt uns abermals Gnade, und die Heilige, die Gott sendet, ist schon mitten unter uns. Wer an sie glaubt, wird erhoben werden in seinem Herzen; aber wer sich ihr widersetzt, der wird ins Dunkel verstoßen werden und wandert im Finstern. Wehe den Verblendeten! Wehe ihnen!"

In der Totenstille, die diesem Ausruf folgte, entstand an der Tür plötzlich ein Geräusch, als sinke ein Mensch zusammen, und unterdrücktes Schluchzen ertönte. Die Zunächstknienden wandten sich um, der Kreis öffnete sich, und man sah den Meixner-Gottlieb noch halb im Vorraum, das Gesicht in den Händen vergraben, auf der Schwelle liegen. Er stotterte schmerzvoll immerfort vor sich hin. Dem Klang

der Stimme nach waren es Selbstanklagen. Und da man ihn aufgehoben hatte, stand er blaß, mit niedergeschlagenen Augen da und wagte niemand anzublicken. Alle waren glücklich über die Erweckung des Burschen, der sich so lange ferngehalten hatte, traten der Reihe nach heran, drückten ihm die herabhängende Hand und gingen erhoben nach Hause. Der Harmonika-Meixner rührte sich nicht von der Stelle in dem Vorraum, wohin er zurückgetreten war. Aber da Anselm Rütsch und seine Frau als letzte davongingen, trat er auch aus dem Hause und folgte ihnen von ferne bis in die Wuhle hinauf. Und dann sahen sie ihn im Lichte des späten halben Mondes noch lange wie eine Bildsäule stehen und nach dem Rütschhause blicken.

Allein jene, die in der Erschütterung Gottlieb Meixners nur seine Erweckung zum Dasein der Auserwählten sahen, täuschten sich. Auch seine Mutter. Er bat weder um die Wiedertaufe, noch auch gab er andere als hinhaltende Antworten auf das Drängen, endlich in das Bad des Lebens zu steigen. Ja, als ihm eines Tages von irgendwem das weiße Taufhemd mit einem Mahnzettel in verstellter Schrift kurzerhand ins Haus geschickt wurde, gab er es bald durch einen Angesehenen der geheimen Gemeinde zurück. Und weil er gleichwohl fortfuhr, wenn auch nur als Türsteher, alle Versammlungen zu besuchen, in denen sich die Ursula Rütsch einfand, und nie aufhörte, die schöne Frau durch scheue, kummervolle Verehrung auszuzeichnen, mußte man erkennen, daß der Bursche von einem anderen als dem Heiligen Geiste erfaßt worden war. Aber die Vermutungen hielten auch nicht stand, Gottlieb sei in Liebe zu der schönen Ursula entbrannt, denn nie trat er aus seiner

fernen Scheu heraus, in der er sie ansah, ihr lauschte und von weitem folgte, sooft sie im Dunkel nach Hause ging. Aber einige Monate nach dem Beginne seines Dienstes um die Rütschin, im Mai des nächsten Frühjahrs, fand die Schwerdtnerin auf der Schwelle ihres kleinen Häuschens in Hemsterhus eine neue Gitarre liegen und nahm sie nach glückhaftem Verwundern als die geheime Gabe jenes Unbekannten an sich, der ihr bei dem Überfall in der Nähe des Brederoder Steinbruches einst die alte Zupfgeige zertreten hatte.

Niemand kam auf den Gedanken, jener reuevolle Übeltäter an der armen Straßensängerin und der scheue Verehrer der Rütschin könne ein und dieselbe Person sein. Die Schwertnerin zog wieder mit dem Klange der Stimme des Heiligenhoflenleins in ihren gräserleisen Liedern von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und die Menschen rechneten bald die rührende Schönheit dieser späten Wiedervergeltung zu den anderen wundersamen Eigenschaften der kleinen Witwe. Zudem brachen auch nicht lange danach unruhvolle Zeiten über jene Gegend aus und verhinderten, den verborgenen Irrwegen eines leidenschaftlichen Gemütes nachzugehen.

Fünftes Kapitel

Die Querhovener Aberchristen hatten es im Munde der Leute auf den Dörfern rundum natürlich nicht zum besten, und der gelindeste Ausdruck für ihr heimliches Kirchen- und Gnadengewese, „Himmelsknorzen", war doch sehr bezeichnend für ihre peinlich-schroffe Abschließung gegen alle Verunreinigung durch sektiererische Flugsamen von außen. Sie bewahrten ein vollkommenes Stillschweigen über ihre innere Einrichtung und Lehre, trieben keinen Seelenfang und ließen allen Spott in nachsichtiger Güte an sich unwirksam werden. Doch als alle Draußenstehenden noch glaubten, der tiefste Friede herrsche unter ihnen, bereiteten sich Mißverständnisse und innere Reibungen vor. Die unbesiegliche Hartnäckigkeit Gottlieb Meixners, trotz aller Lockungen seinen Platz im Vorraum an der Tür der Schwarmkirche nicht aufzugeben, sondern immerfort, halb Horcher und halb Hörer, von draußen das Gnadentreiben zu beobachten, wirkte erst beunruhigend und führte dann zu richtigen Mißhelligkeiten. Denn der Wortführer des exorzistisch angehauchten Teiles machte jener um den Vanlyßender gruppierten Partei den Vorwurf zu großer Unbestimmtheit, zu weichlicher Gefühlsschwelgerei, weswegen ergriffene Seelen gleichsam nur am Saume berührt, nicht

bis in die Tiefe heilsam erschreckt und aufgewühlt, im Sturm dem Glauben gewonnen, sondern nur laulich hin und her geschaukelt würden. Einer legte in einer Versammlung „der Weichen" gar ein hölzernes Schwert vor den Vanlyßender auf den Tisch und fragte mit lauter, vorwurfsvoller Stimme alle Anwesenden: „Wißt ihr nicht, daß unser Herr Jesus den Kampf gebracht hat? Auch sagt der Herr: Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen."

Und damit verschwand er aus dem Kreise. Denn gar zu leicht vernachlässigen innerlich Besessene bei dem steten Glühen für ihre hohe Absicht die Form ihrer äußeren Handlungen und blasen, könnte man sagen, auf einem Grashalm Posaune. Und so vergriff sich nicht nur dieser streitbare Exorzist unter den Querhovener Gläubigen, sondern auch die anderen beiden Parteien erhoben sich zu gar oft komischen Rechtfertigungen ihrer besonderen Weise. Es erschienen Plakate an den Zäunen mit der großen Frage: „Bin ich ein Lauer?" Und sooft ein Sanfter in die Nähe eines heißen Schwarmhauses kam, begann die ganze Familie drin das Kampflied zu singen: „Spring auf, mein Herz, und wappne dich." Aus dem Streit um den Schritt wurde unversehens ein Streit ums Bein, man wich in der Auslegung der Grundwahrheiten auseinander, und aus dem ehrlichen Bestreben, sich zu verständigen, entzündete man sich immer mehr. Denn nichts empört so sehr als die Ablehnung einer Kleinigkeit. In diesem Kochen gerieten die Gelassenen auf den Gedanken, dem Heiligenbauer das Amt des Schiedsrichters zu übertragen. Denn wenn er sich auch abseits von ihnen hielt,

er war seinem Wesen nach doch einer der Ihren, und eigentlich von seinem Hofe her hatte die Erweckung des ganzen Dorfes den Anfang genommen.

Der Vanlyßender wurde also an den Sintlinger mit der Frage gesandt, ob man in der Seele um des Glaubens halber Gewalt gebrauchen oder alles dem Wirken Gottes anheimstellen solle.

Der Heiligenbauer hörte die langen Auseinandersetzungen des bekümmerten Greises an, überlegte lächelnd eine Weile und sagte dann: Beim Pfeifen komme es nicht aufs Mundspitzen, sondern aufs Lied an. Aber das rechte Lied ordne die Lippen von selber. Das sollten sie bei sich bedenken. Im übrigen bäte er, ihn mit solcherlei Anfragen nicht mehr zu behelligen. Aber die Querhovener hörten nicht auf, ihm jedes Glaubensgericht zur Begutachtung zu übersenden, das ihre Unruhe verdorben zusammengebraut hatte. Und als der Sintlinger noch einige begütigende Ausweichungen aufgebracht hatte, wurde er unmutig, und nach der Meinung der einen soll er nun den Ausspruch über die Fische als Antwort gegeben, nach anderen aber sie erregt mit folgenden Worten vom Hofe gewiesen haben: „Ich bin nicht euer Papst, und wenn ihr noch etwas wissen wollt, so gebt acht auf das Wasser, wenn es sich in eurer Hand zum Tropfen zusammenrollt und so ein Abbild der ganzen Welt wird. Wenn ihr hört, daß es dabei einen Laut hervorbringt, so habt ihr recht, mit Geschrei und Zank auf Gott und eure Seele Jagd zu machen. Im anderen Fall legt einen Grashalm auf den Mund und atmet durch die Nase, wenn ihr mit euch oder anderen andern Sinnes werdet."

Dieser Bescheid des Heiligenhofbauern verhalf dem Geiste der stillen Inbrunst in Querhoven wieder zum Siege, und alle kehrten auf den Weg des sanften, verzückten Dienstes zurück. Der Sintlingerstein unter den Torlinden des Heiligenhofes war eines Morgens über und über mit roten Heckenrosen besteckt, die Ursula Rütsch, der man diese Huldigung zuschrieb, sang das Lob des „gottessichtigen" Lenleins wieder öfter, und Gottlieb Meixner fand sich als abseitiger Mitgänger unbelästigt wieder in den Versammlungen ein. Und so hätte sich das geheime Pilgern der armen Querhovener nach dem Schimmer eines fernen, neuen Glaubens vielleicht langsam in diesem ergriffenen Schwelgen erschöpft.

Allein, wenn Leute ein Haus verlassen haben, gehen sie erst recht darin um, und brennende Worte hören nicht auf zu glimmen, hat man sie auch noch so gründlich aus dem Ohr gewischt. Jedenfalls, so tief, wie viele glaubten, hatte sich das andächtige Hinauswachsen der Querhovener aus dieser Welt nicht wieder bewurzelt, sonst hätte der Prahlmeixner nicht zu einer solchen unseligen Bedeutung unter ihnen gelangen können.

Damals steckte dieser verlotterte Großbauer wieder in einer argen Geldklemme. Es waren ihm wegen tausend Mark, die er zur versprochenen Zeit nicht hatte zahlen können, seine letzten vier Kühe gepfändet worden. Sein Weib war ehemals als Tochter des einzigen Querhovener Großbauern ein stolzes und schönes Mädchen gewesen. Nun ihr das Schicksal alle Hoffnungen zerschlagen hatte, saß sie bei diesem Vorfall, der doch schon oft über sie gekommen war, kleinmütig umher und fuhr bei jeder

fremden Stimme, die im Hofe ertönte, zusammen, lief in die Schlafstube und vergrub den Kopf in die Betten. Denn sie glaubte immer, der Gerichtsvollzieher sei da und hole ihre letzten Kühe, und wenn das geschehe, so werde sie es bestimmt nicht überleben. Sie habe es überstanden, daß die Balken aus dem Dachgesparre gesägt und verfeuert worden, daß ihr einziges Kind, ihr Mathinklein, von der Töchterschule habe genommen werden müssen, aber nun ersticke sie, wenn ihr das nicht erspart bliebe. Der große Elis, ihr Mann, lachte sie aus, pfiff umher und tröstete sie. Wegen dieser paar Lumpenböhmen brauche er nur auf dem ersten besten Wege die Hand in die Höhe zu halten, so flögen sie ihm doppelt und dreifach zwischen die Finger. Mit standhaft gespielter Lustigkeit machte er sich jeden Tag zu einem anderen Freunde auf die Beine, der angeblich gebeten hatte, ihn bei einer eintretenden Gelegenheit doch ja nicht zu übergehen. Denn Geld sei immer in seinem Hause, und je mehr der große Meixner brauche, desto besser sei es für den Geldgeber.

Aber die reichen Helfer spukten nur in seinem Kopfe, und hatte er glücklich den nächsten Hübel hinter sich gebracht, so lenkte er in die erste beste Dorfschenke ein, begann sogleich nach seiner wilden Art auf alle Welt zu lästern, trank ohne Unterlaß dazu und kam jeden Abend mit leeren Händen und in einem Zustand nach Hause, daß er kaum die Lügen herausbrachte, mit denen er seine arme Frau trösten zu können glaubte. Die aber hatte nach kurzer Zeit alle Hoffnung aufgegeben und ging wie ein krankes Huhn während eines Landregens umher. Das Mathinklein, ihre vierzehnjährige Tochter, war zwar immer

in Liebe und Trost um sie. Aber was kann ein Kind von der Not des Alters fassen? Mitten im Trost, mitten im Weinen um ihr und des Hauses Unglück wurde das Mädchen plötzlich von dem Wirbel ihrer Jugend angefallen und sagte, glücklich herauslachend, das beste sei, sie und ihre Mutter gingen von diesem abscheulichen Hofe fort in die Welt. Und jedesmal, wenn sie ihrer armen Mutter das sagte und zur Beteuerung die Hand aufs Herz legte, fühlte sie ihren keimenden Busen. Da loderte es wie ein Feuer durch sie, wie schön sie sei. Ja, das wurde manchmal so toll in ihr, daß sie schnell hinausging, sich in einer entlegenen Stube des großen, öden Hauses einschloß und dann laut zu singen und zu tanzen begann, bis sie erschöpft in einem Winkel zusammensank und leise in sich hineinweinte. Die Mutter aber, wenn die Tochter von der Sucht nach Wirbeln so von ihr fortgezogen wurde, sah hinter ihr her, nickte ihr toten Auges nach und sagte dann: „Ja, ja, Kind, das beste, du hast recht, ist, von hier fortzugehen; aber nicht in die Welt, sondern aus der Welt." Diese grauen Eulenflügel huschten ihr öfter und öfter in die Seele, daß sie zuletzt keinen Ausweg wußte, als in dem allgemeinen, verborgenen Gottesschwärmen des ganzen Dorfes Ruhe zu suchen. Unter einem Vorwande schloß sie sich dem Gottlieb an, stand mit ihm schweigend an der Tür und sog sich aus dem Schwelgen der Frömmigkeit voll eines entrückten, friedevollen Taumels. Allein, kaum zog sie beim Nachhausekommen das schiefe, zerfallende Beitürchen des Hofes hinter sich zu, so hing sie schon wieder an dem Kreuz ihrer alten Verzweiflung.

Auf diese Weise rückte der Termin für den öffentlichen

Zwangsverkauf der Kühe immer näher. Die Frau hatte noch immer keinen Boden unter die Füße und ihr Mann kein Geld und keinen Helfer gefunden. Da entschloß sich der Bauer endlich nach einer Rettung zu greifen, die er bisher immer aus Scham und Wut in sich abgelehnt hatte. Er machte sich den Tag vor der Versteigerung auf den Weg nach Hemsterhus zu dem Heiligenbauer. Hilft der nicht, dachte er im Gehen bei sich, dann soll die Welt einmal etwas erleben. Aber doch, während er so in dumpfer Wut vor sich hin drohte, mußte er schon wieder höhnisch auflachen. Denn wenn er seine richtigen Flöten spielen ließ und dem Sintlinger den Handel mit den Querhovenern recht um den Mund schmierte, so werde der Kleine, ohne zu wissen, was ihm geschehe, nicht nur in das erste, sondern vielleicht in das zweite Tausend hineintanzen.

Am Fuße des Sintlingerhübels war Meixner den Katzenjammer des Bankrotteurs schon los, und als er in den Heiligenhof trat, hatte er den breiten wuchtigen Schritt des großen Elis und stieß unter der Tür einen blassen, schüchternen Landstreicher fast um, der um Entschuldigung bat und mit Tränen in den Augen davoneilte.

Er fand den Heiligenbauer in der Armenstube, das Lenlein mit herabgeglittenem Arm halb umschlungen haltend, und als der Sintlinger sich erhob, dem Meixner einen Schritt entgegenzugehen, lag über seinem ganzen Gesicht in die Tiefe seines Auges hinein das ernste Feuer schwerer Betrachtsamkeit. Denn er hatte soeben die Beichte eines verfehlten Lebens abgenommen. Die Türklinke war noch warm von der Hand des Davongegangenen, und die laute, schmerzvolle Erinnerung eines herzlichen, aber irren

Menschenstrebens bebte noch in der Luft. Und herzlicher, wie es seine Art war, begrüßte er darum den verwitterten Bankrottbauern und bot ihm in Erinnerung eines früheren Vorfalls ein anderes Zimmer zu der Unterredung an. Meixner war von der fernen, fremden Geschlossenheit des Sintlingers so betroffen, daß er alle pfiffige Schlauheit im Augenblick vergaß und in ein kordiales Verlegenheitsgelächter ausbrach. „Das, mein Lieber, is gerade die rechte Stube für mich", dröhnte er in fortwährendem Lachen und schlug dabei den Sintlinger humorvoll auf die Schulter. „Is das nicht die Bummlerbank?" fragte er und ließ sich schwer auf die Bank fallen. „Ja! Und das ist also die Fechterstube?" fragte er wieder nach einer schneidenden Pause und sah sich mit verstörter Lustigkeit in dem großen, kahlen Raum um. Fast wäre ihm herausgefahren: Gerade gut für mich. Aber noch konnte er die Worte zurückhalten, und der Sintlinger sah unter den Zupfeln seines rötlichen Bartes nur das Kinnbeben und Mundzucken.

Der Heiligenbauer dachte im Augenblick, Meixner sei schon am Morgen trunken, erinnerte sich aber des morgigen Termines und wußte nun, daß den Armen schmerzvolle Scham und verzweifelter Stolz also beutelten.

Deswegen redete er ihm mit behutsam gütigen Worten zu. Aber anstatt sich nun kurzerhand seiner Bitte um ein Darlehen zu entledigen, denn er sah doch, der Heiligenbauer sei zu allem bereit, griff Meixner nach seinem schlauen Plane, sprang auf, lief durch das Zimmer, wehrte mit den Händen ab und sagte dann, gedankenvoll seinen Bart zergrabend: „Nicht doch, Bruder, nicht doch."

Das Lenlein rückte furchtsam an den Heiligenhofbauer, der eine halbe Wendung auf der Bank machte und sie so mit seinem Rücken verdeckte. Indessen war Prahlmeixner wieder auf die Bank zurückgekehrt und begann mit einem spaßhaften Stoß gegen des Sintlingers Bein ein verworrenes Geschwätz über das „Hocken", „Plärren" und „Rammdösen" der Querhovener, über ihr geheimes Gezänk und ihre belästigenden Botschaften auf den Sintlingerhof. Und alles, was er sagte, war durchjauchzt von Hochachtung und widerlichem Lob der guten Eigenschaften des Heiligenbauers, und je mehr Prahlmeixner in dieses honigsüße Hudeln hineinkam, desto wütender wurde er auf sich, seine Lage und den Sintlinger, und aus wachsendem Haß lobte er doch immer dicker, bekam fahle Flecken ins Gesicht, lachte heiser und sprang zuletzt mit einem Satz wie gestochen in die Höhe, in Not nahe am Erwürgen.

Davon schrak das Lenlein so zusammen, daß sie in den Heiligenbauer kroch und aufschrie: „Jag' den Mann hinaus, Vaterlein! Siehst du nicht, er hat ein Hundegesicht!" Dabei bebte sie am ganzen Leibe und begann laut aufzuweinen.

Der Sintlinger tröstete das Kind, sprach einige entschuldigende Worte zu dem Meixner und führte die Weinende davon. Der Bankrotteur lachte gezwungen und tartschte kosend nach dem Kopfe des Mädchens. Aber seine Hand bebte, und als sich hinter den beiden die Tür geschlossen hatte, packte ihn eine solche Wut, daß er weiß wie Kalk und steif wie ein Stock wurde, und da er nicht toben durfte, schossen ihm die Tränen aus den Augen. So wie

eine Bildsäule des Hasses, fast besinnungslos mitten in der Stube stehend, traf ihn der wieder eintretende Heiligenbauer und war betroffen beim Anblick dieser wilden Zerrüttung.

„Nimm's dem Kind nicht übel, Meixner", sagte er besänftigend, nahm ihn bei der herabhängenden Hand und führte ihn auf die Bank zurück. „Du weißt, der Kindermund ist ein Taubenhaus. Aber es packt dich wohl auch nur so wegen morgen, nicht?" so redete der Sintlinger gütig, und der wutsteife, fahle Mann bekam von der Berührung einer wahren Menschenhand einen förmlichen Krampf, sein Gesicht zuckte, die Zähne knirschten, die Tränen stürzten nur so, und endlich schluchzte er röchelnd, daß es seinen riesigen Leib zum Zerspringen schüttelte.

„Hör' auf, Meixner," sagte der Heiligenbauer, „es wird alles wieder gehen. Wieviel fehlt dir denn?"

Meixner faßte sich gewaltsam und schüttelte den Kopf.

„Sind tausend Mark genug?" fragte der Sintlinger wieder.

Der Bankrotteur verneinte wortlos.

„Da hast du zweitausend. Ich hab' gestern drei Ochsen verkauft. Nimm sie, und wenn du kannst, gibst du sie wieder." Mit diesen Worten schob der Heiligenbauer zwei Tausendmarkscheine tief in die Seitentasche seines Rockes, faßte dann Meixners Hände und sprach: „Jetzt geh, und grüß' mir deine Frau. Laßt es euch nur inwendig gut gehen, so läuft das Auswendige von selber gut hinten nach."

Wie im Traume kam der Prahlmeixner über den Heiligenhübel hinunter und ging in einer unbeschreiblich hohen Luft den halben Grenzweg hin. Unvermutet fiel ihm ein

Lied ein, das er seit seiner Knabenzeit nicht mehr gesungen hatte. Und mit lauter Stimme begann er zu singen: „Ich geh durch einen grasgrünen Wald und höre die Vögelein singen." Doch das reine Blühen seiner Seele stürzte schon nach wenigen Augenblicken in ihm zusammen. Er griff nach den Scheinen in der Tasche, zog sie heraus, besah, befühlte sie und brach, als er sich überzeugt hatte, daß es wirklich, wahrhaftig, richtig „zweitausend Mark" seien, in ein lautes, wildes Gelächter aus. Dann schwang er seine Beine in tanzendem Gange. So schoß er in die Hemsterhuser Schenke, ließ sich hinter einen Tisch fallen, hieb mit der Faust auf und verlangte eine Flasche Wein, aber „Meixnerwein, vom besten, nicht solch verfluchten Krötenseich".

Er trank über den Mittag hinaus, und als ihn der Wirt, ein entfernter Verwandter der Frau, endlich zum Nachhausegehen bewogen hatte, stolperte er davon, aber nicht nach Querhoven, sondern nach Brederode hinüber und sammelte dort allerhand Pack um sich, mit dem er bis tief in die Nacht lärmte.

Aber heute trank er sich nicht aus der Not in immer keckere Zuversicht hinein. Er taumelte tiefer und tiefer in Zerknirschung, in Selbstanklagen, in Verwünschungen seiner reichen Heirat hinein, und als er in der Finsternis seinem Hofe zuschritt, hatte sein Zorn eine Höhe erreicht, daß die Flüche nur so von den Lippen pfiffen. „Mein Weib ist schuld mit ihrem Nobeltun, daß ich ein Hundegesicht gekriegt habe."

Als Wüterich drang er in den Hof, riß sein Weib und seine Tochter aus den Betten, begann, auf sie einzuschla-

gen, was er noch nie getan hatte, und trieb sie durch alle Räume, indem er ohne Aufhören brüllte: „Ich habe ein Hundegesicht, und ihr seid schuld an allem!“ Zuletzt sah er niemand mehr vor sich. Er stieß an etwas, wurde sterbensmüde, fiel in sich zusammen und schlief ein.

Der Müller drunten am Hornwasser, der aus der Mühle getreten war, hörte ihn toben und sagte bei sich: „Na ja, freilich, morgen ist der Termin oder vielmehr heute. Denn es wird schon grau über den Vördner Hübeln.“ Unvermittelt brach das Toben des Trinkers und das Geschrei weiblicher Stimmen ab.

„Na, nu schlaf“, sagte der Müller zufrieden. „Man kann schon einen trinken; aber so was ist Unflat.“ Ehe er in die Mühle zurückging, sah er noch einmal den Meixnerhof an, der jetzt lautlos im Grau auf dem Felsenstoß droben lag.

Da glitt eine weiße Gestalt aus einem der Gebäude, stutzte, huschte geduckt durch den Garten, kam an den zerfallenen Staketenzaun und bog ihn auseinander.

„Was ist denn das?“ fragte der Müller beklommen, aber ehe er die Worte zu Ende sprechen konnte, schrillte ein Schrei auf. Wie ein weißer Strich fiel's durch die graue Luft und schlug ins Hornwasser, daß der Gischt weiß aufspritzte.

Dann war's totenstill ...

Am Morgen fand man die Querhovener Großbäuerin zerschlagen, blutig und ertrunken im Hornwasser. Die Polizei schaffte sie in die Leichenkammer des Kirchhofes, und der Totengräber verscharrte sie am anderen Abend

in der Ecke der Unheiligen. Die Mathinka suchte Schutz bei ihrem Verwandten, dem Hemsterhuser Gastwirt, der sich gern des schönen, wildfeurigen Mädchens annahm. Prahlmeixner stand am Küchenfenster seines Hofes und schaute mit ratlos bohrenden Augen durch den Garten auf die Zaunlücke, die sein Weib auf ihrem letzten Wege gebrochen hatte. So soll er Tag und Nacht und Nacht und Tag gestanden haben, bis er gefunden hatte, was er suchte. Dann verbrannte er bis aufs Hemd die Kleider, die er in der Unglücksnacht auf dem Leibe getragen hatte, überließ den Hof seinen Gläubigern und schaffte sich mit dem Gelde des Heiligenbauers in einem kleinen Hause ein neues Leben, indem er an die Bank der Speilhobler zurückkehrte, von wo ihn einst die Liebesraserei der Großbauerntochter weggelockt und um Glück und Ehre gebracht hatte. Er trank nicht mehr. Dafür hatte sich in seinen versteckten Augen ein unheimliches Glühen entzündet, und wenn er nach getaner Arbeit des Abends auf dem Bänklein seiner niedrigen Hütte saß, einsam und drohend wie halb im Schlaf, aus dem er dann und wann aufschrak, so hatte er etwas von einem versprengten, ausgehungerten Raubtier, das von seinem Lager zeitweise nach Beute in die Luft schnobert.

Der Heiligenbauer war von dem schrecklichen Geschick auf dem Meixnerhofe tief erschüttert, weil der zermalmende Stein durch sein Lenlein ins Rollen gekommen war. Niemand kam auf den Grund, warum sich der wilde Prahlmeixner gerade an dem verhängnisvollen Tage mit einem „Hundegesicht" behaftet gefühlt hatte, während er doch sonst immer mit anderen über seine „Schönheit" zu

spotten pflegte. Man hielt die Wildheit dieser Nacht überhaupt für eine Ausgeburt des Säuferwahns und begann, je länger, desto mehr den Prahlmeixner wieder zu achten, wegen des reißend entschiedenen Sprunges, mit dem er sich aus den Wirbeln des Verkommens wieder aufs feste Land gerettet hatte. Und der Sintlinger wollte dies schöne Erraffen nicht stören, darum behielt er für sich, was mit dem Meixner auf dem Heiligenhof geschehen war, und drang auch nicht auf Wiederbezahlung des geliehenen Geldes.

Sechstes Kapitel

So konnte der Strom ungehindert weiter steigen. Nach Verlauf von einigen Wochen trat der Prahlmeixner aus seinem abseitigen, notvollen Schweigen etwas heraus und gesellte sich müden, abgeschlagenen Mutes, daß es alle ergriff, die ihn beobachteten, dann und wann den geheimen Erbauungsstunden der „Querchristen" bei, wie man die Sektierer des Dorfes in der Umgegend auch getauft hatte. Wie ein verlaufenes Tier, scheu und geduckt, tauchte er auf, hielt die Hände wie frierend in den Taschen vergraben und verharrte, zusammengesunken in einem Winkel lehnend, den Kopf auf die Brust gedrückt, teilnahmslos während der langen Andacht, grüßte niemand beim Davongehen, wie er keinen bei der Ankunft anzusprechen pflegte.

Die nahe Auflösung eines Menschen macht sich durch den unvermittelten Bruch mit dem alten Wesen und allen Gewohnheiten geltend. Die Leute verlieren den Schritt, wie man zu sagen pflegt. So sah man auch in der vollkommenen Verwandlung des Prahlmeixner den Beginn seines nahen Endes, zudem er noch gerade bei den Stillen sich einstellte, jener Partei, bei der seine Frau den Trost und zugleich den Mut zur letzten Verzweiflung gefunden hatte.

Man glaubte sich auch berechtigt, darin den stummen Ausdruck eines Schuldbekenntnisses scheuer Reue und unbeholfener Pietät zu erkennen. Wieviel Recht all diesen Vermutungen zuzumessen ist, läßt sich schwer sagen. An einem „Abend", der diesmal in der Wuhle im Rütschhause abgehalten wurde, hatte der Prahlmeixner wieder seiner Gewohnheit gemäß zusammengesackt, schreckhaftdrohend, mit verstecktem Gesicht in einer Ecke die halbe Feierstunde hingebracht, als er beim Sprechen der Ursula plötzlich jäh auffuhr.

Die Rütschin war wieder ganz in ihre alte „Jenseitsbeglückung" geraten und sang das Lob des seligen Todes, und je tiefer sie in das Licht der Gesichte ihrer gestorbenen Kinder geriet, desto unwirklicher wurde ihre Stimme.

Der Prahlmeixner zuckte wie von einem Stich aus seiner Versunkenheit, wuchs steif zu seiner ganzen Länge empor, kriegte ein Martergesicht und mußte immer lauter, wie am nahen Weinen, schlucken. Plötzlich stieß er den Todesschrei eines gequälten, riesigen Tieres aus, fegte mit Arm und Bein alles beiseite, was ihm im Wege stand, und stürzte der Tür entgegen ins Freie.

Man rechnete auch diesen Vorgang zu den vielen wundersamen Erweckungen, sah alle Vermutungen über den Seelenzustand des unglücklichen Bankrottbauern erfüllt und wartete mit ehrfürchtiger Scheu, welche Bahn sein Schicksal ihn führen würde, den Weg der „schwarzen" oder „weißen" Vergeltung, also den Weg des freiwilligen Todes oder den Weg der lichten Lebenserhöhung. Doch wartete man vergeblich auf das eine und das andere. So ähnlich die Umstände seiner Erweckung mit der seines Neffen, des

Harmonikameixner, waren, so ganz abweichend von dem gewohnten Gnadenwege stieg der Prahlmeixner in seine Höhe.

Von Gott, als einem Räuber unversehens angefallen und peinlich überwältigt, verfiel der große Elis unmittelbar darauf in eine menschenscheue, wilde Frömmigkeit. Seine Tagesarbeit wurde ein atemloses Ringen. Ruhe fand keinen Platz mehr in seinem Hause, und wenn er abgeschlagen mit zugefallenen Augen saß, ging fortwährend ein Beben durch die Falten seines Gesichtes, das fast wie das Gesicht eines Gorilla aussah, dessen Wesen zwischen Schlaf- und Tobsucht schwankt, unheimlich, ergreifend, erfüllt von unterirdischen Feuern. Mitten in der Nacht bei finstern Fenstern begann er aus irgendeinem Winkel heraus mit seiner wilden Tierstimme, dröhnend, daß die Hütte bebte, fromme Lieder zu singen, am liebsten jenen schmerzvoll dunklen Gesang, dessen erste Strophe lautet:

O Tag, der Angst und Schrecken,
Bekümmernis und Not
Auf Erden wird erwecken,
O Tag, der Unglück droht:
Wenn auf dem Wolkenthron
Der wahre Gottessohn
Den Menschen wird bestimmen
Die Strafe und den Lohn.

Er sang furchtbar, formlos, zuletzt wie das eingefangene Brausen einer Schlucht, so daß die, die eine Zeit zugehört hatten, von einem Frost befallen wurden und erschüttert davongehen mußten.

Und andere Male hörte man ihn nur Schreie, dumpf und lang wie Posaunenstöße, von sich geben, und dann arbeitete es ächzend mit schwirrenden, klatschenden, zersplitternden Holzstäben wie in einer Folterkammer.

Man beobachtete, daß er nur von Wasser und Brot lebte und zum Schlaf in kein Bett kam, sondern, wo er gerade stand, zu kurzer Rast in die Hobelspäne sank.

Wenn er sich zeigte, abgemagert, vornübergebeugt, wie ein Gespenst seiner selbst, so trat ins Haus, wer vor der Türe stand, erschreckte Gesichter bogen sich vom Fenster zurück, die Kinder stoben davon. Nur alte und auch manche junge Weiblein wurden von diesem Bilde verwitterter, zerstörter Glaubenszerknirschung schmerzhaft bis in den Schoß erschüttert, so daß sie mit demütig stockender Stimme grüßten: „Gott blüh' uns, Meixner."

„Er blüh'", dankte der Selbstpeiniger hohl und überflackerte sie dabei mit einem Blick, den sie wie das Lecken einer Flamme heiß über den ganzen Körper und oft so tief in sich hineinfühlten, daß ein Taumel zum Hinsinken über sie kam.

Nicht lange danach, da Meixner wieder begann, sich öffentlich zu zeigen, starb in Querhoven ein altes, einschichtiges Weiblein, die Mechtildis Tautz hieß, von niemand aber anders als die alte Mechtel genannt wurde. Sie trug nicht zufällig den gleichen Namen wie jene unglückliche Jungfrau, die vor mehr als einem halben Jahrhundert aus religiöser Verängstigung im Waldteich ihrem Leben ein Ende gemacht hatte und noch immer als Geist an diesem Ort schwärmen mußte, nein, sie entstammte der gleichen Familie und war, wie ihr Leben immer weiter

vorschritt, tiefer und tiefer in die Erschütterung über diese Untat geraten, so daß sie die letzten zwanzig Jahre ihres Daseins eigentlich nur mit der Sühne dieses Verbrechens zugebracht hatte. Doch lag sie diesem traurigen Geschäft nicht mit Düsterheit, sondern mit einer kindlich vertrauenden Seele ob. Munteren Auges, heiteren Gesichtes, gütigen Herzens der ewigen Güte hingegeben, saß sie in ihrem kleinen Stübchen und ließ die Kugeln des Rosenkranzes durch die Hände gleiten oder las aus ihren vielen Büchern lange Gebete. Und neben ihrem eigenen Anliegen nahm sie sich auch der Nöte Fremder an, die vor vieler Arbeit nicht Zeit und Sammlung zu Gebeten um Abwendung drohenden Übels fanden. Für wenige Pfennige betete sie Vaterunser, Litaneien und Rosenkränze in jeder Meinung, erfüllte mit ganzer Hingabe gewissenhaft die Bußen und Gelübde anderer und fristete durch dieses fromme Geschäft ihr Dasein. So sehr war sie in diesem himmlischen Kramen gefangen, daß sie, mit ihrem gütigen Herrgott gleichsam auf du und du stehend, seit einem halben Menschenalter sich von der Kirche zu Hemsterhus fernhielt und den Gebrauch der Gnadenmittel verabsäumte. Ja, zuletzt hatte sie sogar, von dem sanften Geiste angelockt, dann und wann an den Andachtsstunden der Seelenstillen beim Vanlyßender und im Rütschhause teilgenommen.

Eines Tages fand man sie entseelt im Stuhle sitzen, den Rosenkranz in den Händen haltend, den Kopf auf die Brust gesunken, das Gesicht von einem solch heiteren Frieden überglänzt, als ob sie noch immer den glückvollen Träumen nachhänge, während denen sie vom Tode überrascht worden war. Da sie keinen Anhang besaß, schossen

die Frommen des Kreises, dem sie lose angehangen hatte, die Mittel zusammen, um der alten verhutzelten Hülle die letzte Ehre zu erweisen. Aber der Pfarrer von Hemsterhus verweigerte ihr das kirchliche Begräbnis, weil sie seit je sich von der Kirche ferngehalten hatte, und bestimmte, daß sie wohl in geweihter Erde, doch nahe an dem Acker der Selbstmörder, unweit des verrasten Hügels der unglücklichen Katharina beerdigt werden sollte, jener verirrten Verwandten, für die sie ein ganzes Leben gerungen hatte. Wohl erschrak der ganze wiedertäuferische Ort und kochte über diese mitleidslose Härte in Unmut, weil alle merkten, daß der Schlag am meisten gegen sie selbst gerichtet war, doch gelang es dem Vanlyßender, die Erregung zu dämpfen, und man faßte sich in dem Heilandsworte, dem Bösen nicht zu widerstehen, in Duldung.

Stumm bewegte sich eines Abends, denn es war noch befohlen worden, die Tote erst nach Sonnenuntergang zu versenken, der Leichenzug durch die einzige Gasse von Querhoven. Leiser, trauervoller Gesang wechselte mit gedämpftem Gebet ab. Fast aus jedem Hause eilte ein Teilnehmer an der letzten Feier für die Ausgestoßene, und schon in der Mitte des Dorfes war das Geleit zu einem stattlichen Zuge angewachsen. In der Nähe der Mühle überschreitet der Weg das Hornwasser und läuft an dessen linkem Ufer weiter. Vor der kleinen Holzbrücke setzten die Träger den Sarg ab, um die Achsel zu wechseln. Während dieser kurzen Stockung trat Gottlieb Meixner aus dem Hause seiner Mutter und mischte sich unter den Zug. Bald darauf schwankte der Sarg wieder in der Höhe, und die Füße der Menschen klapperten über die Bohlen der Brücke.

Da, als die Träger eben das andere Ufer erreicht hatten, sprang plötzlich der Prahlmeixner aus dem Mühlgrabengebüsch, wo er gelauert hatte, eilte in langen Sätzen über den schmalen Wiesenstreifen, pflanzte sich in seiner wilden Größe vor den Trägern auf, riß die Arme in die Höhe und schrie: „Halt, nicht weiter! Setzt den Sarg nieder, sage ich euch!"

Sein Erscheinen geschah so unvermutet und sein Aussehen war so furchtbar, daß die Träger bestürzt den Sarg auf die Erde stellten.

Und nun strömte der Mann das düstere Lodern aus, das sich in den Wochen des Schweigens, der Einsamkeit und Kasteiung in ihm angehäuft hatte. Sein häßliches Gesicht war kalkweiß, es schäumte um seinen Mund, die Worte kochten und brodelten von den bebenden Lippen, und dann dröhnte seine Stimme wieder wie das Gebrüll eines Stieres.

„Verflucht sei, wer diese Arme der Schande der verfluchten Teufelsdiener überläßt", rief er um Schluß. „Ihr habt Herzen von Brei und einen Glauben zitternd wie dürres Gras. Ich sage euch, Gott ist mit euch! Er hat mich Sünder gestraft; aber aus schrecklicher Nacht bin ich aufgestanden. Kein Fleisch ist an mir, das nicht gepeinigt worden. Deswegen sage ich euch, unsere Erde ist heiliger als der Kirchhof der Pfarrer. Das weiß ich. Kehrt um, meidet die gottlosen Namenchristen, widersetzt euch! Streitet! Streitet!"

Der alte Vanlyßender suchte ihn zu beruhigen. Es war umsonst. Sein Neffe trat zu ihm. Er schüttelte ihn hohnlachend ab.

Viele waren von seinen Worten wie von einem Hagel-

wetter betäubt. Und als der Zug sich wieder gegen Hemsterhus in Bewegung setzen konnte, war er zur Hälfte eingeschmolzen. Die anderen zogen sich mit dem neuen Propheten in ihre Hütten zurück.

Es kann sein, daß trotz dieses widersetzlichen Aufbrausens des Querhovener Geistes sich alles wieder in ruhigere Bahnen zurückgefunden hätte. Denn unmittelbar nach diesem abendlichen Raubsprung duckte sich der Prahlmeixner wieder in seine lange geübte, schweigsame Einsamkeit, eine beschämende Ernüchterung für die, die er im Handwenden zu sich verwirrt hatte, ein Triumph für seine Feinde. Das waren weniger die Querhovener Gottesstillen, sondern die Hemsterhuser Kirchenfrommen. Seit je bestand nämlich in diesem Pfarrdorfe ein Häuflein Glaubensspürer und Tugendriecher, die zur größeren Ehre Gottes die Sittlichkeit von Hemsterhus und Umgegend durch ein geheimes Spionagesystem aufrecht erhielten. Nach stets geübter Gepflogenheit wachten sie auch über die Reinheit des Glaubens und spähten mit einem nach Entrüstung und Beleidigung lüsternen Geiste besonders nach Querhoven und seiner ketzerischen Anwandlung aus. Vor vielen, vielen Jahren war ein Bauerauszügler der Anführer dieses freiwilligen kirchlichen Horchpostens gewesen. Ihm war der Schmied des Ortes gefolgt, dann aber hatte sich die Würde wieder zu dem Kirchvater, ihrer alten überlieferten Stelle, zurückgefunden, wo sie blieb, bis der Kantor Liborius Pfeiffer in Hemsterhus aufkam. Trotzdem der eines eingesessenen Schusters Sohn war, gelang es ihm, schon in verhältnismäßig jungen Jahren zu einem bedeutsamen Ansehen zu gelangen. Er vigilierte zeitig um die Schleichwege, auf

denen die unehelichen Kinder in die Welt geschmuggelt werden, hatte einen fabelhaften Sinn für alle Schäden und Gebrechen anderer und erlahmte in christlicher Geduld nie bei deren Verfolgung.

Dabei hatte diesen Mann die Natur ziemlich schlecht behandelt. Er war lang, gewöhnlich, rothaarig und mit dem kurioseſten Gange der Welt behaftet. Wenn er so daherkam, sah es aus, als verwechsele er fortwährend den rechten und linken Fuß, nehme, halb ausgeführt, den Schritt zurück und verbessere den Fehler durch einen neuen größeren Irrtum. Deswegen befanden sich seine Beine in einem fortwährenden nutzlosen Wirbel, und kein Mensch konnte sich die Zweckmäßigkeit einer solchen Fortbewegung erklären. Ungläubige Menschen behaupteten darum, er habe hinten unter den Rockschößen eine Maschinerie von Zahnrädern. Zu diesem possierlichen Beinrollen stand das Gesicht in grellem Gegensatz: ausgesackte, lange Backen, immer tränende Augen, in wunden Lidern bebend, als wehrten sie sich gegen einen im Halse steckengebliebenen Bissen. Das Antlitz trug den Ausdruck melancholischen Schreckens, und der Mund war stets so geöffnet, als singe er fortwährend den Anfang des „Dominus vobiscum". All diese unerfreulichen Hemmungen waren sicher der Anstoß, daß er früh voll Ernst die Vertiefung und Bereicherung seines Innern begann. Aber aus seinem geistigen Fortschritt wurde nur zu bald auch ein leidenschaftlicher geistiger Wirbel. Liborius Pfeiffer geriet tiefer und tiefer in den Bannkreis der katholischen Ekstatiker, der Katharina Emmerich, der Angela von Foligno und Heinrich Seuses, Anna Vetters und Hemme Heyens. Die Beschäf-

tigung mit den Bekenntnissen solcher halb oder ganz hinausgerückter Geister raubte ihm zeitig sein frohes Christentum, und an die Stelle eines geraden, unverkünstelten Glaubens waren in seinem Innern tausend geheime Wunden aus brennender Sucht nach Verzückung und Martyrtum entstanden, ein fanatischer Verfolgungswahn der eigenen Fehler in den Schwächen der anderen. Dieser glühende Glaubensstößer hörte im Innern fortwährend Rufe, die ihn, den Schlafenden, aufrüttelten, den Säumigen anpeitschten und bitter des Verrates an Jesum Christum ziehen.

Von Anfang an hatte er dem Wiedererwachen des sektiererischen Geistes in Querhoven seine Aufmerksamkeit geschenkt und war nach langem Drängen und Unheilverkünden bei dem Pfarrer von Hemsterhus endlich durchgedrungen, daß sich dieser vom Alter gemilderte Priester zu einer exemplarischen Strafe an der toten Gebetsmechtel verstand. Nun aber, da die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses des alten Weibleins ein wildes Aufbäumen des ketzerischen Geistes herbeigeführt hatte, fühlte er sich erst recht angetrieben, mit Feuerbränden hinter den Glaubensfrevlern her zu sein. Die sonntägliche Litaneienandacht pfefferte er mit neuen Anrufungen um Gnade gegen Glaubenssünden; in die Schulgebete schmuggelte er die Bitte an Gott um Vernichtung der Kirchenfeinde; Querhovener Täuflinge bestellte er halbe, ja ganze Stunden vor der angesetzten Zeit, und wenn der kleine Heide blau vor Schreien und matt vor Hunger im Steckbett lag, schmunzelte Pfeiffer in sich hinein, daß es ihm geglückt war, dem Teufel schon beim Ausschlüpfen eins aufzubrennen. Alle

Querhovener Kinder nahm er während des Unterrichts in eine besondere Zange, und nach und nach sahen seine Zuchtmittel gegen Unarten Peinigungen nicht unähnlich: Schwatzhafte erhielten einen Korken zwischen die Zähne geschoben und mußten mit offenem Munde solange in der Ecke stehen, bis sie im Schmerz des Krampfes weinten. Vergessene Torturen schulmeisterlicher Tyrannei wurden von ihm hervorgezogen, um an der Brut des wiedertäuferischen Ortes die geheimen Sünden und die offene Auflehnung der Alten zu ahnden. Schwatzhaftigkeit wurde wie Besessenheit, Versehen als böswilliger Ungehorsam, die Lüge aus Angst wie raffinierter Betrug bestraft, und sogar die ahnungslose kindliche Heiterkeit als höchster Grad der Verstellung angesehen. Das Knien auf Erbsensäcklein, auf dreikantigen Hölzern, das Stehen auf einem Bein und das Umhergehen mit einer rotbemalten, langen Papierzunge als Strafe der Lüge wurden von dem wahnsichtigen Kantor zur Ausreutung der Schlechtigkeit fleißig geübt. Alle diese Disziplinarmittel waren von ihm wohl schon jahrelang, doch immer nur spärlich und vorsichtig, angewendet worden, nun aber warf sich seine ganze leidenschaftliche Hitze in das vielfältige Radwerk dieser Foltermaschinerie und machte seinen Unterricht zur fortgesetzten Beschimpfung, jede Ermahnung zu einer ehrverletzenden Beleidigung und alle Strafen zur öffentlichen Schändung.

Dieser geistige Brandstifter brachte es so nach kurzer Zeit fertig, daß die Querhovener sich von der Bestürzung über die Parteinahme für die offene Auflehnung schnell erholten und ihr neuer Prophet überrascht eine tiefe Wirkung seines ersten Auftretens wahrnehmen konnte. Er faßte

Zutrauen zu dem neuen Amt, das doch nichts war, als die andere Anwendung seines alten Wesens, das Toben, Lärmen und den Zank seines Innern auf die Umwelt zu übertragen.

Schon bald standen sich diese beiden Männer, die einander so ähnlich sahen, kämpferisch gegenüber, und wie bei einem regelrechten bäuerlichen Raufhandel flogen, figürlich gesprochen, Fladen, Rechen- und Besenstiele, Pflug und Eggen hinüber und herüber.

Der Pfarrer Ardelt von Hemsterhus sah das gedeihliche Seelenwetter seines Kirchensprengels durch diese fortwährenden Rumpelgewitter gefährdet und merkte, wie übel er gehandelt hatte, auf das Drängen seines Kantors hin die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses zu verfügen. Deswegen, und weil das Glaubensstreiten sich nie weit von dem gewohnten Speihandel verfeindeter Menschen entfernt hielt, vermied er ein Eingehen auf das religiöse Meinungsgezänk und versuchte, durch äußere Mittel die Erregung zu begleichen. Das Grab der alten Gebetsmechtel wurde von ihm nachträglich eingesegnet, dem Kantor legte er in seiner Eigenschaft als Ortsschulinspektor das Handwerk als schulmeisterlicher Ketzerschinder. Dem Prahlmeixner widmete er eine gütig-vernichtende Sonntagspredigt, deren Liebe wie Spott aussah, die mit geheimen Krallen streichelte, mit einem Worte den bankrotten Bauer zum bankrotten Glaubensgründer machen mußte, weil sie ihn unter Lächerlichkeit begrub.

Und um dann noch ein übriges und letztes zu tun, lud er eines Tages den beleidigten Kantor zu sich, packte ihm ein kleines Füderchen Liebenswürdigkeiten auf den Rücken und machte es ihm am Ende klar, daß man eigentlich un-

recht täte, an den Prahlmeixner den Maßstab eines sinnenden Irrgängers zu legen und die Querhovener für ihre Glaubensalfanzereien verantwortlich zu machen. Der eine sei nichts als ein säuferisches Großmaul, in den anderen gingen die Träume und Verrückungen ihrer Ahnen um, und bei beiden richte man mit duldsamer Wachsamkeit am meisten aus. Zudem, wenn ja in allen ein Trieb zu bewußtem Glaubensungehorsam und kirchliche Umsturzgelüste vorhanden sein, so müßte man sich gegen den wenden, von dem allein sie herrührten, nämlich gegen den Sintlinger, den leider Gottes alle Welt nicht anders als den Heiligenbauer nenne. Bei all den Beschwichtigungen des Pfarrers hatte sich der Kantor in seiner Wolke bitterer Verdrießlichkeit zurückgehalten, weil seine Wühlereien, die er als himmlische Tapferkeit bezeichnete, nicht anerkannt worden waren. Jetzt bei der Nennung des Sintlingerschen Namens atmete er auf, denn er sah plötzlich sich ein weites Feld für neue kirchlich-religiöse Klopffechtereien auftun. Mit Begeisterung sprang er sofort auf diesen Ausweg, stellte sich dem Pfarrer mit allen Kräften zur Verfügung und schied freundlicher, wie er gekommen, mit dem Versprechen, „in das Studium dieser neuen Aufgabe einzutreten", weil dieser Heiligenbauer einen Kopf habe, der nicht von Pappe sei. Es nutzte dem guten Ardelt wenig, daß er seinem Kantor nochmals Ruhe und Besonnenheit empfahl und ihm eindringlich bedeutete, den Heiligenbauer hebe er sich, seinen eigenen Maßnahmen auf, grelles Zupacken könne da noch mehr wie anderswo schaden. Das kalte Duschlein vor dem Davongehen verhalf dem Ketzerpfeiffer nicht im geringsten zur Mäßigung. Seine langen

Sackbacken zuckten in Leidenschaft, er schlang heftig an seinem Ketzerbissen und entkräftete unter energischem Gestikulieren des Pfarrers Mahnung.

Das Radwerk unter seinen Rockschößen schnurrte los, und seine Beine wirbelten ihn über die Stiege hinunter aus dem Pfarrhause hinaus.

Kaum drei Wochen später hatte er eine umfängliche Übersicht über die häretische Bewegung innerhalb der katholischen Kirche seit Pius IX. zusammengerafft, die er überall, wo er zu Worte kommen konnte, auftischte. Die ehrwürdigen Namen eines Vinzenz Gioberti, eines Rosmini, Blondell, Laberthonnier und Ernst Buonainti mußten es sich gefallen lassen, durch die unsauberen Phrasengassen dieses Preschmaules getrieben zu werden. Den Deutschen D. H. Kraus und Schnitzer ging es nicht besser. Im wesentlichen aber bemühte sich der fanatische Pfeiffer, es so hinzustellen, als sei die freigeistige Bewegung, die in jener Zeit durch den deutschen Katholizismus ging, gleich einer Pest aus fremden Ländern, vor allem Frankreich, eingeschleppt worden. All die reinen, tiefen, ernsten Männer mitten in dem Sammelbecken römischer Rechtgläubigkeit in Wien, Würzburg und München nannte der wilde Schulmeister heimlich-feige Ketzerlinge, und deren eifriges Ringen, die ehrwürdigen kanonischen und dogmatischen Satzungen mit der veränderten Vorstellung des Welt- und Menschenwerdens zu versöhnen, verfolgte er so zelotisch, als wäre er ein Bote von Maria-Laach. Der hohe, freie Luftzug, der der Riesenkasernierung des katholischen Klerus und Glaubens entgegenwirkte, erschien diesen trüben, kranken Augen als schmutziges Höllengewölk.

Der Hemsterhuser Pfarrer hatte gemeint, aus dem Schulmeister leicht seine Meinung herauszugreifen. Nun mußte er die unangenehme Erfahrung machen, daß die Geige den Musiker spielen und der Hund den Herrn jagen kann. Denn die Betriebsamkeit Pfeiffers brachte es in kurzer Zeit dahin, den Pfarrer in immer neue feurige Winkel zu pressen und stets vor eine andere Hetztreppe zu stellen. Ein großer Teil des Dorfes und der Umgegend wurde von der unduldsamen Hitze des Kantors angesteckt, und der Kirchenvorstand verwandelte sich ganz in das Organ, mit dem Pfeiffer den Pfarrer in die Enge trieb.

Dazu befand sich in jener Zeit ganz Deutschland, ja die ganze Welt wie am Ausgange eines unruhvollen Drängens, für den Menschen ein neues, lebensvolleres Verhältnis zu der ewigen Macht zu finden. Papst Leo XIII., der weise, gelassene Nachfolger Petri in Rom, war gestorben, und die Umtriebe der Jesuiten hatten es erreicht, die Wahl Pius X. durchzusetzen. Sie hatten nicht nötig, wie bei Pius IX. durch Tage von Gaeta, liberale Neigungen aus ihm zu entfernen. Die scholastische Glaubensinbrunst dieser bäuerlich-einfachen Natur erwies sich schon in seinen ersten Regierungshandlungen als durchaus geeignet, aller Duldung rücksichtslos zu Leibe zu gehen. Und so verbreitete sich schon bald durch die ganze katholische Welt eine heftige Kampfstimmung gegen die Verwässerung des römischen Bekenntnisses durch ein zu freundliches Verhältnis zu anderen Konfessionen und gegen jede läßliche Schwäche bei Abweichungen von der inneren Heilszucht.

So steckte der Pfarrer Ardelt in einer heillosen Klemme. Von oben her drückten immer dringendere Verfügungen

auf ihn, die Glaubensreinigung mit allen Mitteln zu betreiben. In seiner eigenen Pfarrei geriet er in immer engere Gefangenschaft von Menschen, deren Fußsohlen sie juckten, sich in der Verfolgung von Kirchenfeinden heiß zu laufen.

Nun betrachten die intelligenten katholischen Priester, sobald sie in die Jahre kommen, überhaupt die Lehren und Dogmen ihrer Kirche bei sich selber mehr vom Standpunkte des sozialen und menschlichen Nutzens und dringen aus Klugheit, die sie Demut nennen, nicht auf den Grund der Verwirrung vor, aus dem die Notwendigkeit der Dogmen als ein gewaltsamer Ausweg aus heillosen Widersprüchen stammt. Sie tragen im Bewußtsein der ungeheueren Weltmacht des katholischen Priesterstaates ihr Leben ruhiger an dem Hause eines Ketzers vorüber als die Angehörigen anderer christlicher Sekten, die mit der Verbissenheit von Heraufkömmlingen die Berechtigung ihrer Existenz in rein intellektuellen Silbenstechereien suchen.

Genau so stand es innerlich um den Pfarrer Ardelt, teils weil er eines Bauern Sohn war, teils weil ihn die Jahre und menschlichen Erfahrungen aus dem leidenschaftlichen Eifertwirbel der Kaplanszeit gerückt hatten. Nur ab und zu noch verlor er sich in das Glaubenstoben und Polsterschlagen auf der Kanzel, durch das er einst das Lenlein aus der Kirche geschreckt hatte. Aber das geschah nur nach Verdruß mit seiner Wirtin in den Tagen, da er von seinen Hämorrhoiden geplagt wurde. Sonst war er einig mit sich, daß jeder Katholik sein besonderes Christentum besitze, jeder Mensch die Farbe seines Wesens auf seinen Gott

übertrage und die Welt von so vielen Konfessionen erfüllt sei, als es Menschen gebe. Die Lehr- und Dogmenordnung der Kirche sei zu dem Zwecke da, damit sich jeder wie in einem großen, übersichtlichen Hause ungestört und unbehelligt bewegen könne, und der äußerliche Bekenntniszwang sei eigentlich die stillschweigende Voraussetzung der Denkfreiheit. Nur müsse eben von jedem Bewohner auf Innehaltung der Hauptpunkte der Hausordnung, des jeweiligen Dogmenbestandes gesehen werden. Im übrigen solle man jedem die Eigenarten seiner Natur und die Schwäche seines Lebens nachsehen. Daß er sich mit solchen Gedanken ganz in den Bahnen der älteren Liberaltheologie bewegte, machte ihm das Schnauben gegen die Querhovener Schwärmer und den Heiligenbauer so unmöglich.

Trotzdem, der alte Pfarrer sah es ein, etwas und zwar etwas Gründliches mußte geschehen, was ihn, womöglich in einem Zuge, von den sinnlosen Glaubensbrodeleien der Querhovener, wie der Verfolgungssucht der Hemsterhuser Jachchristen befreite, das dem Heiligenbauer einen Riegel vor den Mund schob und dem Geistlichen vor den Menschen und sich selber den Ruf gelassener, aber fester Klugheit ließ.

Er faßte den Entschluß, den Heiligenbauer zum Eintritt in den Kirchenvorstand zu bewegen, und strebte damit dem Ziele zu, das etwa Grundherren erreichen, indem sie den ärgsten Holzdieb zum Forstaufseher machen, um dem Holzfrevel in ihren Waldungen ein Ende zu bereiten.

Als er nach langem Erwägen den Kirchenvätern diesen Vorschlag zur Begutachtung unterbreitete, rief er bei allen den Ausdruck schreckhafter Verblüffung hervor, und Libo-

rius Pfeiffer fragte sogar, ob man nicht gleich besser tue, dem Satan selber die Sorge für das Gotteshaus zu übertragen. Doch der Geistliche ließ sich nicht abbringen. Er wies auf die Christenpflicht hin, dem irrenden Bruder recht zu raten, und wenn es eben nicht anders ginge, durch Erregung heilsamer Eitelkeit und Ehrsucht unvermerkt den Heiligenbauer auf den Weg seines Kinderglaubens zurückzuführen, und sei auch das nicht gleich zu erreichen, ihm wenigstens die heimlichen Befehdungen der Kirche und Unruhstiftereien der Seele zu erschweren.

„Die Bahnen der göttlichen Gnade", sagte der Priester noch, „bewegen sich nur zu oft für unseren schwachen Verstand in wundersamen, nicht immer leicht übersehbaren Kurven, und lehnt der Sintlinger die Übernahme dieses gottseligen Ehrenamtes überhaupt ab, so ist er genötigt, Gründe dafür vorzubringen, und habe ich den sogenannten Heiligenbauer erst so weit, so können Sie sich darauf verlassen, will ich den Verschlagenen unter Gottes gnädigem Beistande schon so aus seinen Verschanzungen herauslocken und zum klaren Bekenntnis seiner Glaubensbrüchigkeit bringen, daß mir das sichtbare Recht gegeben wird, allen seinen Wühlereien gegenüber schärfere Saiten aufzuziehen."

Die Aussicht auf den endlichen Beginn eines frischen, fröhlichen Glaubenskriegleins überzeugte die Schwankenden, und der Pfarrer machte sich auf, den Sintlinger einzufangen. Aber die meisten Priester fliehen vor der Arglist des Lebens und geraten in die Arglist des eigenen Herzens. Jeder ihrer Gedanken hat dann zwei Gesichter, und jeder Plan zwei Absichten. So war es auch mit dem

Hemsterhuser Pfarrer bestellt. Während er auf den Heiligenhof zuging, fühlte er, lebhaft simulierend, mit den großen mehlig-porösen Händen seinen Spazierstock durch, von der Krücke zur Zwinge und wieder zurück. Er suchte eigentlich nur scheinbar als Anführer der Eiferer seines Sprengels den Heiligenbauer auf. In seiner innersten Seele strebte er mit dem Plane des Einfangens des Sintlingers der Aussicht entgegen, durch den Sintlinger den Ketzerkantor und seinen Anhang leichter im Zaume zu halten und sich eine geruhige Freiheit zu schaffen. Und wie das neue Amt nach und nach den Heiligenbauer von der klugen Schonung zur Achtung und endlich Verehrung des alten Glaubens und der Kirche bringen würde, in demselben Maße mußte sein Ansehen, als eine freie Macht außerhalb jedes Bekenntnisses, in den Augen der Menge abnehmen. Seine Frau wurde auf sonderliche und auszeichnende Art über und über mit der linden Wundersalbe bestrichen, die die Priester seit je so klug zu gebrauchen wissen, und so konnte der Pfarrer hoffen, seinen Sprengel wieder in die friedsame Ruhe zurückzuführen, und zwar ohne den tumultuösen Beistand seiner Hemsterhuser Glaubenswache und zur Überraschung der kirchlichen Behörde, die mit seinen klugen Mitteln immer weniger zufrieden war.

Das alles sann der Pfarrer Ardelt noch einmal durch, während er in dem warmen, klaren Herbstnachmittage auf der neu gebauten Chaussee erst durch den unteren Teil Querhovens schritt und dann im Bogen dem Tälchen zwischen den beiden Fremdhöfen zustrebte. Der hohe, heitere Himmel war voller lautlos ziehender weißer Wölkchen und erklang in seiner ganzen Wölbung von leisem,

zaghaftem Vogelgesang wieder. Die alten Hochweiden neben dem Wege vergilbten schon im Anhauch ihrer letzten Verklärung, und die bejahrte Seele des Gottesmannes nahm diese sonderliche Schönheit der Welt für eine tröstliche Verheißung des Herrn, daß seinem Gange der Erfolg blühen werde, den er sich erhoffte. Darum, als er sich dem Heiligenhübel immer mehr näherte, schob er vertrauenden Geistes die Unruhe ganz aus sich heraus, die ihn beschleichen wollte, und stieg den steilen Zufahrtsweg hinan. Wohl spürte er eine leise Kränkung, als er das ungeweihte Sintlingerkreuz unter den Torlinden sah, aber, wie bald, sann er, wird dieses tote Steinbild durch die Weihe der heiligen Kirche zu rechtem himmlischen Segenleben erlöst werden.

Der weite Hof lag leer. Und nachdem er gestanden und die musterhafte Ordnung des reichen Anwesens wohlig betrachtet hatte, gewahrte er die alte Therese durch ein offenes Türchen im Schuppen, wie sie versunken allerhand kurzgehacktes Gerütel mit Strohseilen in Bündel band. Da erfuhr er, daß alles draußen in der Grummeternte sei, die Bäuerin hinter der hohen Kippe, der Bauer auf den Buchengrund zu. Ohne die Alte weiter zu beachten, denn sie war ja auf dem Hofe auch zu einer Kirchenscheuen geworden und noch dazu Querhovener Blut, drückte sich der Pfarrer durch das hintere Beitürchen aus dem Hofe. Sobald er aber draußen war und seine Augen über das besonnte Hügelgewoge rundum schweifen lassen konnte, überkam ihn wieder das fröhliche Vertrauen in den guten Ausgang seines Beginnens. Nicht lange dauerte es, und er gewahrte auch den Heiligenbauer neben Helene an einem

Raine des Hübelhanges sitzen, der sich zum Buchengrunde senkt. Über ihnen köppelten die Mägde das Grummet auf der Wiese.

Ardelt näherte sich den beiden, wie nur zu seinem Vergnügen lustwandelnd. Er sah, daß der Sintlinger, nachdem er seiner ansichtig geworden war, Helenen geneigten Kopfes etwas zuflüsterte, und wie beide sich erhoben und ihm entgegengingen. Doch gab er sich den Anschein, ganz in den Anblick des Buchengrundes versunken zu sein, der lautlos in der Mulde stand, als sei es ein lichtüberströmter, bunter Teich.

Die Schritte der beiden kamen immer näher, da schoß es dem Pfarrer plötzlich durch den Kopf, daß er einst von diesem Manne vor Jahren aus dem Hause gewiesen worden war. Darum, als er sich jetzt den beiden erstaunt zukehrte, lag trotz aller gewaltsamen Freundlichkeit eine leise Verkniffenheit in seinem Gesicht. Doch gelang es ihm, den Sintlinger in aufgeschlossener Höflichkeit zu begrüßen und auch Helenen mit liebevollen Worten gefällig zu sein. So kamen die Männer ins Gespräch, an dem der Bauer bald eine tiefere Absicht des Pfarrers merkte, die dieser auch immer weniger verheimlichte, indem er aus dem beiläufigen Hin und Her über Wetter und Wirtschaft mit kräftiger Führung herausteuerte. Aber der Heiligenbauer bog jede Zuspitzung ins belanglos Heitere, bis der Pfarrer sich einen Ruck gab und mit einer fast herausfordernden Stimme fragte:

„Warum, Sintlinger, haben Sie eigentlich nicht versucht, aus der Wirtschaft Ihres Schwiegervaters, des guten alten Klim, den Buchengrund da zu Ihrem Gute zu schlagen?"

Der Heiligenbauer lächelte überlegen, sagte schnell, daß er bald antworten werde, rief eine Magd herbei und schickte das Lenlein mit ihr nach Hause.

„So, nun können wir ungestört reden, Pfarrer", sagte er voll heiterer Kraft und reckte sich in seine Schultern hinein, „denn ich spüre ja wohl, daß Ihr Vorübergehen ein Herkommen ist. Nicht wahr?"

Auf diese Weise drehte der Heiligenbauer kurzerhand der hinterhältigen Klugheit des Geistlichen den Hals um, daß der Gottesmann in seinem Blick etwas von der starren Ratlosigkeit des Karpfenauges bekam.

Um ihm zu Hilfe zu kommen, setzte der Heiligenbauer langsam seine Füße auf dem Wege weiter und fuhr fort: „Aber, um auf den Buchengrund zu kommen, ein Ast mehr am Baume ist immer ein Ast zuviel für ihn, wenn er ihn nicht treiben muß. Das wissen Sie ja auch selber und möchten sicher neben Brederode und Querhoven nicht auch noch Dingden mit ins Spiel haben."

„Vor allem Querhoven nicht. Denn das sind wohl gute Leute, aber schlechte Christen. Der Glauben aber, Sintlinger, ist Pferd und Wagen auf einmal."

Ardelt schmunzelte zufrieden. Da war ja mit eins, wo er hingewollt hatte, vor der heimlichsten Tür dieses kleinen, unangreifbaren Unholds neben ihm, und ohne große Umschweife ging er aufs Ziel los. Er rechnete es dem Sintlinger zum Vorwurf, sich von allem abzusondern. Denn wer einen Schatz erarbeitet zu haben glaubt, muß ihn auch mitteilen. Da wird es sich dann zeigen, ob es ein rechtes oder nur ein Mottengut sei. Des Heiligenbauers Weigerung gegen alle Ehrenämter wurde auch berührt, und endlich

kam der Pfarrer auf des Bauern vernachlässigte Glaubens- und Kirchenpflicht.

Bis hierher hatte der Sintlinger den Geistlichen unwidersprochen gehen lassen. Nun aber richtete er sich gegen ihn auf und fragte:

„Was soll ich denn in Ihrer Kirche? Wer im eigenen Hause immer einen gedeckten Tisch hat, braucht sich nach einer Mahlzeit im fremden Hause nicht umzusehen."

„Sintlinger, Sintlinger", antwortete nach kurzem Stutzen der Pfarrer, „das ist geistiger Hochmut."

„Freilich", unterbrach ihn der Heiligenbauer, „das weiß ich, und so ist es gerade auch gemeint. Wer hoch will, braucht einen hohen Mut, Pfarrer."

„Schön, und wer sich in diesen Dingen der Leitung durch die Kirche entzieht, geht unverweigerlich in der Irre unter. Unverweigerlich! Lassen Sie sich das sagen, Sintlinger, von einem Manne, der nicht umsonst älter geworden ist, als Sie sind."

Aus dem Geistlichen klang bei diesen Worten eine ehrliche Überzeugung, die immer ergreift. Und auch der Heiligenbauer wurde schwankend, ob er nicht besser tue, den alten Mann zu besänftigen und in Ruhe ziehen zu lassen. Denn er bemerkte ja, wie sein Stock von dem Beben seiner Hand zitterte.

Deswegen ging er einige Schritte schweigend und unschlüssig neben ihm.

Ardelt aber glaubte, ihm schon das Knie auf die Brust gesetzt zu haben, und rief voreilig triumphierend:

„Sehen Sie, Sintlinger, so ist es. Schon sind Sie im Herzen getroffen. Wie soll es denn aber weiter werden,

wenn Sie es länger und länger anstehen lassen, wenn der Heiland immer umsonst durch die Hand seiner Diener bei Ihnen anklopfen muß. Haben Sie das schon bei sich bedacht?"

„Schauen Sie Ihre Hand an, Pfarrer. — Sie ist leer", antwortete der Heiligenbauer leise und ernst.

Ardelt fuhr betroffen herum.

„Ja, so meine ich es", sagte der Sintlinger und nickte ihm zu. „Wenn Sie es durchaus wollen, so sei es. Nun beantworten Sie mir eine Frage. Sagen Sie mir, von wem rührt der Ton her, vom Schlegel oder von der Trommel?"

„Von keinem allein", antwortete der Pfarrer und dachte bei sich: Schlag nur einen Hacken, Fuchs, ich packe dich doch.

„Also bliebe die Trommel stumm wie ein Stein, wenn sie nicht geschlagen würde?" fragte der Sintlinger unbeirrt weiter.

„Nun, was soll denn das? Freilich ist es so", lautete des Pfarrers Bescheid.

„Wie mit dem Schlegel und der Trommel, glauben Sie, verhält es sich mit der Kirche und den Gläubigen, die auch nur den Klang der göttlichen Wahrheit durch die Wirksamkeit der Kirche in sich ertönen hören."

Ardelt runzelte die Stirn und zögerte, sich zu entscheiden. Der Heiligenbauer wartete aber nur einen Augenblick und fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Der Tambour würde sich die Arbeit des Trommelns ersparen, wenn er wüßte, daß sein Instrument die Wirbel viel besser allein hervorbringt, wenn er sie bloß an einen

Baum zu hängen, ins Feld unter den Himmel zu legen brauchte, um sie zum Tönen zu bringen. — Mein lieber Kanzelmann, gehen Sie und bearbeiten Sie ruhig Felle, die längst stumm geworden sind. Ich und mein Kind sind Trommeln, die sich von selbst spielen."

Ardelt sah, daß er im Begriff war, alles zu verderben. Deswegen lenkte er ein und sprach:

„Aber das böse Beispiel, Sintlinger!"

Aber den Heiligenbauer hatte die Leidenschaftlichkeit seiner alten Natur gepackt. Er überließ sich ihr und redete lodernd, wie er es seit Jahren nicht getan hatte:

„Das arge Auge macht die Welt arg. Was schert mich das! Sehen ich und mein Kind aus wie Gottlose? Oder geht es in meinem Hofe zu wie in einem Teufelshause? Also, sorge dich nicht. Und wisse noch das andere: Was als Klee geboren ist, wird keine Klette. Und in deiner Kirche haben wie oft Menschenteufel als Päpste den Erdkreis gesegnet. Müßte da nicht die ganze Christenheit verteufelt sein? O nein, Mann, ich fühle, du glaubst selbst nicht an deine Worte."

Ardelt bezwang sich weiter und sagte gütig:

„Lieber Sintlinger, Sie mißverstehen mich. Ich bin nichts, rein gar nichts. Ich bin nur der Vertreter Christi, und seine Worte sind ewig und umfassen die Welt und alles, was darin ist."

Darauf brach der Heiligenbauer in ein lautes Hohngelächter aus, daß sich der Pfarrer entsetzte.

Als der Sintlinger sich wieder gefaßt hatte, sagte er:

„Gut, wir sind am Ende! Antworten Sie mir nur noch auf eine Frage. Und wenn Sie ja sagen können, so sollen

Sie in allem recht haben und ich will ein Narr sein und bleiben bis ans Ende. Gibt es in der Welt, auf der Erde oder im Himmel einen Wagen, der in seiner Nabe Platz hätte, oder ein Tor, das die ganze Stadt enthält, zu der es führt?"

„Nein, das ist freilich unmöglich", antwortete der Pfarrer. „Aber was soll das wieder?"

„Oder wird es je einem Menschen gelingen, seinen Leib auf einen Griff in die Hand zu bekommen?

Und so wahr das in alle Ewigkeit unmöglich bleiben wird, so sicher gibt es keine ewigen Worte. Denn das Menschenwort ist nicht mehr als die Nabe am Wagen, das Tor zu einer Stadt und die Hand am Leibe des Menschen. Die Seele des Menschen aber ist tiefer als die ganze Welt und mehr als Christus mit all seinen Worten und Wundern.

Doch du, Männchen, bist bloß ein Hammer in den Händen anderer. Und wenn der Schmied mit dem Hammer daneben schlägt, was kann der Hammer dafür? Ich zürne dir nicht. Geh in deines Gottes Namen von mir, wie du zu mir gekommen bist."

Da sah der Pfarrer den Heiligenbauer mit einem Gesicht voller Grauen und Furcht an, wollte noch etwas sagen, schüttelte sich aber in Abscheu und ging leise davon.

Der Sintlinger nahm von alledem nichts mehr wahr. Er hatte eine Schmehle zwischen die Lippen geschoben und sah versunken durch das Abenddämmern auf den Buchengrund zu.

Da hörte er den Pfarrer noch einmal rufen.

Als er das Gesicht hinwandte, warf der Pfarrer eben beschwörend seine Arme in die Höhe und rief:

„Wehe, Sintlinger, Sintlinger! Du und dein Kind, ihr seid Verfluchte, Verfluchte!"

Dann verschwand er eilig im Dunkeln.

Der Heiligenbauer lächelte traurig und kehrte zu seinem einsamen Sinnen zurück.

Nach langem, es war schon Nacht, fuhr er auf und sah im Finstern die riesige Gestalt des Faberrebellen neben sich stehen. Da erschrak er, daß ihm das Herz kalt wurde.

Die Gestalt aber nickte ihm voll Wohlgefallen zu, daß dem Heiligenbauer angst wurde, und daß er eilig floh.

In dieser selben Nacht irrte er umher, ohne Ruhe zu finden, wie in früherer Zeit, da ihn der Rausch getrieben hatte, und beim Nachhausekommen war sein Gesicht bleich und bitter wie ehedem.

Siebentes Kapitel

Die Darstellung des Streites, den der Heiligenbauer auf dem Felde während des Herbstnachmittags bis in den Abend hinein mit dem Hemsterhuser Pfarrer ausfocht, ist aus ziemlich ausführlichen Notizen wiederhergestellt, die sich in seinen Papieren über jenen Vorgang finden.

Am Schluß der Aufzeichnungen steht folgender Satz: „Wer sich in den Rangstreit der Tugend verstrickt, ist ebenso ungerecht wie derjenige, der sich an die Stufenleiter des Lasters verliert."

Wenn diese Worte des Heiligenbauers mit seiner sieghaften Streitlust jenes Nachmittags zusammengehalten und zugleich die Erzählungen aus seiner Umgebung betrachtet werden, so merkt man, daß der seltene Mann den Wortkampf nicht dem Pfarrer, sondern sich selber als eine Verfehlung gegen seine mühsam errungene Erkenntnis angerechnet hat.

Denn es wird berichtet, der Sintlinger sei danach lange, von den alten leidenschaftlichen Schatten eingehüllt, umhergegangen, habe auf Wegen und in Wäldern, in Ortschaften und auf einsamen Feldern Umschau gehalten, als müsse er den geheimen Schlupfwinkel eines Menschen

auskundschaften, von dem er bedroht werde. Zu niemand sprach er über den Sinn seiner Unruhe oder die Person, von der er sich verfolgt glaubte, trotzdem er sein Geheimnis oft selbst fast ganz preisgab, indem er beim Nachhausekommen fragte, ob nicht jemand in seiner Abwesenheit dagewesen sei oder sich in der Nähe des Hofes habe blicken lassen, obwohl er mitten im Gespräch auffuhr, angespannt hinaushorchte und dann eilig das Haus verließ, um, vor dem Hofe stehend, in die Runde zu spähen.

So ist keine andere Deutung dieser seiner Seelenverfassung möglich als die, daß er sich noch immer von dem geheimnisvollen Franz Faber nicht losmachen konnte, mit dem er vor vielen, vielen Jahren in der Nacht der Sintlingersteinfeier eine Unterredung gehabt hatte. Und daß dem so ist, beweist der endliche Ausgang seines Lebens, aber auch eine Eintragung in seinen Papieren findet damit eine Erklärung, die sonst undeutbar bliebe. Unmittelbar hinter der letzterwähnten Aufzeichnung steht der Ausruf: „Er war wieder bei mir. Wann werde ich von ihm loskommen! Seine Augen sind auf mich gerichtet, und er redet Worte zu mir, die ich nicht verstehe."

In dieser inneren Unruhe und Unsicherheit schloß er sich noch enger als je mit fast kranker Inbrunst an sein blindes Töchterchen. Kaum ließ er sie aus seiner Hand. Wohin er ging, sie mußte bei ihm sein, und noch oft in der Nacht merkte Helene, daß er lange neben ihrem Bette stehe und sich leidenschaftlich nach ihr hindränge.

Während so der Sintlinger wieder tiefer, ja, fast wie auf der Flucht vor einer Macht, der er sich nicht gewachsen fühlte, in die namenlosen Glanzwasser untertauchte, die

aus der Seele seines Kindes strömten, und noch mehr als je sich von dem Treiben der Welt absonderte, schwollen die Verwirrungen der Zeit und der Kampf in der nächsten Umgebung höher und höher um den Heiligenhübel.

Der Pfarrer Ardelt war als ein Gezüchtigter von dem Bauern gegangen, verletzt in seiner Würde als Gottesdiener, von einem stärkeren Geist überwunden, vor seiner eitlen Erwartung bloßgestellt, in sein versöhnliches Greisenherz hinein tief verwundet, so in einen unbeherrschbaren Wirbel gestoßen, daß er an jenem Abende beim Nachhausegehen den Weg verfehlt hatte und spät in der Nacht in dem Pfarrhof zu Hemsterhus eingetroffen war. Die Wirtin hörte ihn wohl endlich die Straße daherkommen, erkannte auch in dem Aufklinken des Zauntörleins seine Hand, erschrak jedoch, als sie gleich danach das Pförtchen zuschlagen hörte, daß es über den ganzen Hof schwirrte. Schnell hob sie das überwartete Essen von der heißen Stelle des Herdes und eilte der Tür zu, um mannhaft sich entgegenzustellen, wenn ja statt des geistlichen Herrn etwa irgendein Fremder in das Haus eingedrungen sein sollte. Aber sie kam mit dem offenen Lichte kaum in die Hälfte des Ganges, der von der Küche nach dem Hausflur führte, da flog auch schon die Tür auf, und sie sah den alten Herrn mit aufgeregten, langen Schritten, den Stock wie eine Stichwaffe in der Hand, den Hut im Nacken, über den Flur eilen und die Stiege hinaufstürmen, ohne auf ihren Ruf und nachfolgenden Schreckenslaut zu hören.

Droben aber in seiner Stube stellte der erregte Gottesmann den Stock mit übertriebener Vorsicht an die ge-

wohnte Stelle, hing den Hut genau an den Nagel, ging dann mit vorsichtigen Schritten, ohne Licht anzuzünden, in die Mitte des finsteren Raumes, sann eine Weile gegen die Erde und sagte dann: „Gut, wenn ihr das Feuer wollt, so sollt ihr es haben. Liborius Pfeiffer hat recht, solche Brut verdient keine Schonung. — Herr, bin ich nicht dein Diener?"

Und nun begann in Hemsterhus erst leise, dann immer lauter und stürmischer der Kampf gegen Irrlehre, Sündhaftigkeit und Ruchlosigkeit des zuchtlosen Geistes.

Ardelt verfiel mehr und mehr der fanatischen Leidenschaftlichkeit seiner Kaplanszeit; denn wer nur durch die Jahre mechanisch von Verwirrungen der Jugend abgedrängt worden ist, verfällt, nur schutzloser und ungebärdiger, den Ausschreitungen seines alten Temperamentes, wenn der Schutzwall aus Staub und Lebensträgheit plötzlich weggeblasen wird. Der Pfarrer vermied es zwar, von dem Ausfall seines Bekehrungsganges auf dem Sintlingerhofe zu sprechen, steigerte sich aber sofort zu langen Verdammungs- und Zornreden, wenn irgend jemand den Namen des Heiligenhofbauers auch nur erwähnte. Doch richteten sich seine Maßnahmen nicht gegen diese „Erzketzer", wie er den Sintlinger nun nannte, sondern gegen das bunte, inbrünstige Heilwühlen der Querhovener. Er bezeichnete diesen Ort als den Körper des Sintlingerschen Unglaubens und schwor, Glied um Glied davon abzuhauen, dann werde die gotteslästerliche Seele auf dem Hübel von selbst zugrunde gehen.

Unverzüglich setzte er auch mit der „Ausrottung des teuflischen Schwelens" ein. Jede Beichte eines Quer-

hoveners wurde zu einem peinlichen Inquisitionsgericht und endete gar oft nach tumultuösen Explosionen des Geistlichen mit der Verweigerung oder Hinausschiebung der Absolution. Kommunizierende wies er schimpflich von der Abendmahlsbank weg. Die Querhovener Täuflinge unterwarf er vor der Erteilung des Sakramentes einer beschämenden Teufelsaustreibung. Die sonntäglichen Predigten handelten von nichts anderem als Glaubensverbrechen, dem Los der Sünder auf Erden und ihrer Höllenverdammnis. Die Fenster des Gotteshauses klirrten wieder, die Kanzel zitterte. Ardelt tobte wie in seinen wildesten Eiferjahren.

Dem Ketzerkantor Liborius Pfeiffer wurde dadurch erst recht auf das Pferd geholfen, für das er geschaffen war, und er machte seinem Spitznamen in dieser Zeit alle Ehre. Die Folterungen der Querhovener Kinder in der Schule begannen wieder. Seine öffentlichen Gebete kochten von Verfolgungsinbrunst. Wo er ging und stand, lag ein Schatten geheimer Düsterkeit um ihn. Er konnte nicht sprechen, ohne nach drei, vier Sätzen schon in den Wirbel seiner Glaubenssorge zu verfallen. Seine Lippen bebten beständig wie von stummen Verteidigungs- und Verdammungsreden, die ruhlosen Augen rieben ihre Lider noch wunder; durch die Säcke seines Gesichts lief oft und oft ein Zittern, wie es dem Ausbruch des Weinens vorhergeht.

Aber während der Pfarrer seine ganze Kraft gegen die Querhovener einsetzte, kehrte der Kantor seine Waffen auch gegen den Heiligenbauer. Sei es, daß er unbewußt von Erinnerungen der Lektüre seiner ekstatischen Bekenntnisschriften regiert wurde, sei es, daß er wirklich von dem

Wahn ergriffen war, die Nöte der Zeit hätten der katholisch-römischen Kirche wieder die Macht der gewalttätigen Verfolgung Andersdenkender zurückgegeben, kurz, er traf Maßnahmen, als müßte die Folge der Ereignisse notwendig in einem peinlichen Glaubensprozeß ausmünden. Von seiner Hand ist ein „Verzeichnis aller lästerlichen Irrlehren und Lebenssünden des gefährlichen Häresiarchen Andreas Sintlinger, genannt der Heiligenbauer von Hemsterhus, und seines blinden Kindes Helene, genannt das Heiligenlenlein" vorhanden. Und wenn man das umfangreiche Schriftstück liest, so fühlt man sich unwillkürlich in die finstere Zeit der Hexen- und Ketzerprozesse zurückversetzt und glaubt, eine Anklageschrift jener blutigen Peiniger, etwa des Zölestiner-Provinzials Petrus oder des Gotteshundes Martin von Prag zu lesen, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die Inbrunst gotteseinsamer Herzen durch die Qualen der Folter und das Feuer der Scheiterhaufen bekämpften.

In dem „Mandat" Pfeiffers finden sich unglaubliche Anklagen und absurde Erzählungen, wie die Geschichte von der Unterhaltung des Heiligenbauers mit dem Teufel in Gestalt eines schwarzen Huhns und sein Kegelspiel mit dem Gottseibeiuns im Buchengrunde; es sind die vielen Aussprüche des Sintlingers zum Teil natürlich verdreht enthalten, die unter dem Volk umliefen; daneben überliefert dieses moderne Ketzeraktenstück aber auch einige neue Sentenzen, die vollkommen das Gepräge des Sintlingerschen Geistes tragen, obwohl die Umstände nicht genannt werden, unter denen er sie verkündigt hat. Sie lauten:

„Schert euch doch nicht soviel um Gott, sonst werdet ihr gar bald wie Huren, die nur von Anständigkeit reden, damit sie ihrer überhoben sind."

Weiter heißt es:

„Ist das nicht ein Narr, der Mücken zum Himmel aufwirft und Sand in ein klares Wasser streut, um dadurch zu erfahren, wie hoch der eine und wie tief das andere sei? — Die aber mit ihrer Rede und den Worten anderer das Geheimnis Gottes und ihrer eigenen Seele aufklären wollen, handeln wie ein solcher Narr."

Die heftigste Empörung aber erregte der letzte Ausspruch: „Was das Pferd war, ehe es ein Pferd wurde, ist dasselbe wie das, was der Mensch war, ehe er in die sichtbare Gestalt seines Leibes eintrat. Denn wären wir nicht in allem und strömte dieses All-Eine nicht auch in uns, wir könnten nichts erkennen."

Die Anklageschrift kam nie aus der Seitentasche des kantorlichen Rockes. In jede Gesellschaft drang Pfeiffer ein und entfachte einen Schauer vor der Gefährlichkeit des Heiligenbauers, dessen Verirrung er von den Lastern seiner Vorfahren und den Ausschweifungen der eigenen Jugend herleitete; er erinnerte an die Gesichte des verschwundenen Niemand-Albes und schwor, daß alles aufs Haar eintreffen werde, was jeder in der Umgegend von seinem Vaterhaus her wüßte, und was dieser halbsinnige Mensch einstmals in vielen Gesichten erschaut habe, das nämlich, daß durch ein Kind die Vernichtung des Hofes seinen Anfang nehmen werde, und dieses Wesen sei niemand als Helene, die Gott schon vor ihrer Geburt mit Blindheit geschlagen habe. „Wißt ihr aber nicht," pflegte

er nach diesen wilden Prophezeiungen zu sagen, „wißt ihr nicht, in welchem Walde der Niemand-Alb ums Leben gekommen ist und wer ihn gefunden und begraben hat? Der arme Narr war keinem im Wege als nur dem einen, dessen schreckliches Ende er vorausgesehen hat. Ich muß mit Moses euch zurufen: Haltet euch fern von dem Zelte dieses Gottlosen, damit, wenn das Feuer aus der Erde fährt und ihn verschlingt, ihr nicht mit ergriffen werdet."

So verbreitete er in der ganzen Gegend ein dumpfes Bangen, eine heimliche Furcht.

In diese geladene Luft fuhr ein kirchliches Ereignis, das nicht nur in der engen Welt von Hemsterhus wie ein Blitz wirkte, sondern den ganzen Erdkreis erregte, und das nicht allein, soweit er dem römisch-katholischen Glauben untertan war.

Im selben Herbst erließ der damalige Papst Pius X. seine Enzyklika: „Pascendi Dominici Gregis".

Dieses Sendschreiben wirkte als leidenschaftlicher Wiederausbruch des päpstlichen Unfehlbarkeitswahnes, als Verdammung aller freien Wissenschaft und als Versuch, den ganzen, auch den Weltklerus der römischen Christenheit klösterlich zu kasernieren, aufreizend, ja beunruhigend, und auch für den protestantischen Teil Deutschlands, weil alle Stellen, die Luthers Lehre streiften, in maßlosen, ja geradezu verächtlichen Worten sich ergingen.

Der Pfarrer Ardelt empfing die Enzyklika und das beigeschlossene Schreiben des bischöflichen Amtes, als er sich eben nach dem Mittagsschläfchen in dem Lehnstuhl zurechtgesetzt hatte. Kaum daß er die Einleitungsabschnitte des

päpstlichen Breves gelesen hatte, war der greise Priester so gerührt, daß sich ihm die Augen feuchteten.

„Endlich", rief er erleichtert, als von der Art gesprochen wurde, wie der Modernismus bekämpft werden sollte. Dem Pfarrer war es, als habe der Heilige Vater seine schlimme Lage im Kampfe gegen kirchliche Neuerungssucht empfunden und sei ihm im rechten Augenblick mit seiner ganzen Macht zu Hilfe geeilt. Nun war Ardelt gesichert und gestärkt in allen Maßnahmen zur Vernichtung dieses Aberwitzes der ketzerischen Querhovener, aber auch gefeit gegen die schwächliche Güte des eigenen Herzens und die freiheitlichen Anwandlungen seines schlecht behüteten Verstandes.

„Jawohl, Vernichtung", sagte der Pfarrer drohend zu sich. „Und habe ich diese Brut still gemacht, so hört der Hahn auf dem Heiligenhübel von selbst auf zu krähen."

Dann stand er lange in tiefe Gedanken versunken am Fenster und sah auf den begrasten Vorplatz hinunter, in dessen Mitte ein ungewöhnlich schönkroniger, hochstämmiger Ahornbaum dem Gartentürlein gegenüber Wache hielt. Ardelt geriet in seinem Grübeln in immer tiefere Leidenschaftlichkeit, so daß er endlich mit den Fingern der rechten Hand anfangen mußte, auf der Fensterscheibe taktmäßig zu trommeln. Plötzlich erzitterte das ganze Fenster unter seiner Hand wie unter einem gewaltigen Schlag. Dem Greise selbst gab es einen Ruck durch den ganzen Körper, daß er erschrocken zurücktreten mußte und ein wenig mit seinem verschlagenen Atem zu tun bekam. Doch bald wanderte sein Herz geruhigen Schlages wieder den alten Weg, und der Gottesmann sah neugierig in den Hof

hinab, als sei von dort die Störung gekommen, die er doch wohl unbewußt sich selbst bereitet hatte. Die Sonne füllte den lautlosen Vorplatz, die braungelben Fallblätter rührten sich wie von selbst, wie in den letzten leisen Zuckungen des entfliehenden Lebens.

„Ja, was war denn das, dieses Gedonner vorhin?" sagte der Priester zu sich, der wie alle katholischen Geistlichen abergläubisch war und fest an Vorahnungen und Anzeichen glaubte. „Ich weiß schon, daß es Mühe kosten und Lärm setzen wird. Aber deswegen werde ich meiner Pflicht nicht untreu werden." Allein, er mußte aufhören zu sprechen. Denn da näherte sich der Schatten eines Menschen dem Pförtchen, lief selbsttätig den Weg her, richtete sich am Pförtchen vom Boden auf, schwankte einen Augenblick als langer, dünner Schleier in der Luft und sank dann langsam in den Hof. Und dabei war nirgends ein Wesen zu sehen, dem er angehörte. „Ist denn auf einmal alle Welt mit Spuk geladen?" fragte er sich beklommen, schloß die Augen, ging auf seinen Lehnstuhl zu, packte mit seinen Händen krampfhaft die Armlehnen und murmelte inbrünstig: „Herr, bleibe bei mir! Joseph und Maria, verlaßt mich nicht!" Indem er so rang, klopfte es an seine Tür, lauter und lauter. Da kam der Hemsterhuser Pfarrer wieder ganz zu sich, hob das päpstliche Schreiben auf, rief mit starker Stimme „Herein", und als Liborius Pfeiffer auf der Schwelle erschien, schwenkte er den Bogen wie eine Fahne in der Hand, trat dem Kantor einen Schritt entgegen und rief: „Gott zum Gruß, Herr Kantor! Da halte ich unsern Sieg in den Händen."

Die beiden Männer stellten zunächst den kirchlichen Ar-

beitsplan der Woche fest, denn der Tag, an dem sich das alles ereignete, war ein Sonnabend. Dann aber verloren sie sich in den Austausch neuer Nachrichten aus dem Ketzerwinkel, schwangen sich einander und getragen von dem kämpferischen Geiste der päpstlichen Worte immer brennender in den Entschluß eines rücksichtslosen Ringens gegen jede Bekenntnisverschlemmung und besprachen endlich neue Handhaben, durch die den Querhovenern die Bedenklichkeit ihres geistigen Irrtums auch leiblich fühlbar gemacht werden könnte. Der Pfarrer wehrte sich zwar noch gegen diese Art des Kampfes und war sicher, schon morgen durch die Form der feierlichen Verlesung, seine Predigt und den nachfolgenden Prozessions-, Buß- und Bittgang um die Kirche einen nachhaltigen Eindruck auf die irrenden Gemüter zu erzielen. Aber Liborius Pfeiffer blieb bei seiner Ansicht, daß, wenn es eben nicht anders ginge, die Seele durch den Leib gezüchtigt werden müsse. Und hier, der Kantor kenne sich doch auch in der Welt aus, hier werde es nicht anders gehen. Stoßen könne nur durch Stemmen geheilt werden, und einen Schlag mit der Faust auffangen, sei noch lange kein Widerschlag.

In diesem Lodern mit Worten begannen Pfeiffers Räder unter den Rockschößen wieder unvermutet zu arbeiten. Er sah den Abend immer mehr Schatten auf seine Hucke laden, sprang auf und wurde von den Beinen aus der Stube des Pfarrers gewirbelt, noch ehe er sich recht verabschieden konnte.

Nicht lange danach hörte Ardelt die ganze Familie Pfeiffers Kreuzweglieder singen. Dazwischen tönte langes Gebetsmurmeln, denn die Schule stand ganz in der Nähe

des Pfarrhauses. Das Licht erlosch und flammte wieder auf, und jedesmal, nur immer entzündeter, erhob sich ein neues Büßerlied. Als Ardelt schon schlief, war es ihm, als höre er den Kantor mit seiner brüchigen Stimme fortwährend „Ora pro nobis“ in die Nacht singen.

Allein, als am anderen Tage in der Messe nach dem Evangelium die Enzyklika verlesen worden war, als des Pfarrers Predigt wie ein Schloßenwetter von der Kanzel prasselte und darnach der Bußgang mit Musikgedröhn um die Kirche zog, konnten weder Ardelt noch Liborius Pfeiffer noch auch die anderen Mitglieder der Glaubensbruderschaft einen sonderlich tiefen Eindruck auf die Querhovener feststellen, die sie fortwährend auf ein Erbleichen, Erröten, Ellenbogenstoßen oder Kopfnicken wohl im Auge behalten hatten. Im Gegenteil mußten alle, die sich nach der Bußfeier in einem Klassenzimmer der Schule versammelt hatten, feststellen, daß die Querhovener wie immer sich hinter der Maske tiefer Andacht und demütigen Gebetes verborgen gehalten hatten, außer einigen Meixnerischen Christen, denen manchmal sogar etwas wie störrischer Hohn aus den Augen gefahren sei. Und weil man eine Wirkung brauchte, glaubte man die geheime Auffässigkeit gern, obwohl der, welcher am meisten von diesem versteckten Glaubenshaß gesehen haben wollte, nur der Bäcker des Ortes war, ein Heulbeter, dem bei jeder andächtigen Rührung seines Gemütes die Augen naß wurden. Aber er behauptete standhaft, daß er deutlich gespürt habe, wie sich beim Anblick dieser ketzerischen Verstocktheit der Skapulierfleck auf seiner Brust rührte, so, als werde er von den entsetzten Händen eines Heiligen hin und her gerückt. Da faßten sich alle

endlich wieder fest in dem frommen Abscheu vor solchen Glaubensabtrünnigen, die mit den Gebärden der Andacht nach der teuflischen Musik ihres böswilligen Herzens vor Gott und den Menschen einhergingen.

Freilich hatten die, welche keinen Eindruck der Papstworte auf die Querhovener gesehen hatten, so recht wie jene, die ein geheimes Widersetzlichkeitslauern an ihnen bemerkt haben wollten; denn in der Tat verhielten sich die meisten so, als rühre der Aufruhr der Entrüstung über Unglauben nicht ihre Schäden an. Sie gingen desselbigen Sonntags so geruhig, ganz unüberstürzt in ihr armes Dörflein zurück wie sonst, nicht zu beratenden Klumpen geballt, finster gebohrt, mit beißend bitteren Augen im Gesicht, sondern zu zweien und dreien, wie friedliche Neigung und der Zufall sie zusammengeführt hatten. Und doch trug jeder von ihnen, Mann oder Frau, ein Wissen um die Bedrängnis in sich, die nach diesem Tage noch schwerer auf ihnen lasten würde. Aber sie alle hatten in der Stille, noch während das Poltern der Anklage die Wölbungen der Kirche erfüllte, Gott die Sorge anheimgestellt, mit ihnen ganz nach seinem Willen zu walten und sie immer vor dem Unrecht zu bewahren, Haß mit Zorn, Verunglimpfung mit Schimpf und Verleumdung mit Ehrabschneidung zu beantworten: wußten sie doch, daß einzig ein reines Herz der Mittler zwischen Gott und Mensch sei, daß dieses Leben in all seinen Gestalten nur dann einen tiefen, köstlichen Sinn habe, wenn es im Lichte unserer ewigen Seele sich auswirke.

Und all ihr Kummer reichte nicht weiter, als ihr Antlitz auf einen Augenblick leidvoll anzuhauchen oder ein Veilchen den Blick auf die Seite über die Hügel hinaus fra-

gend ins Pfadlose zu führen. Das geruhige Geplauder lag über den Kirchgängern wie das Flügelsummenlied geschäftiger Immen, bis ganz am Ende, dort, wo der Vanlyßender in Gesellschaft zweier anderer Grauköpfe ging, aus einem Häuflein Frauen erst zaghaft, dann immer herzlicher und freier, ein altevangelisches Lied aufklang. Und wie ein Funkensämlein, vom Winde aufgehoben und davongeführt, da und dort Flammen entzündet, bis der Weg, den es genommen hat, gleich einer einzigen Feuerstraße auflodert, so pflanzte sich die Melodie des heiligen Vertrauens von Gruppe zu Gruppe fort, daß nach kurzer Frist der Zug sich im Brausen des frommen Liedes bewegte. Bei der letzten Strophe waren die Kirchgänger zu den ersten Häusern Querhovens gekommen. Da steigerte sich die Kraft aller Stimmen, und voll Trutz und Mut sangen sie die Verse:

Da täten sie mich fragen,
Wer unser Hauptmann wär'?
Ich hab' zu ihnen gesprochen:
Christus mit seiner Lehr'.
Der hat uns den Frieden gesprochen,
Der treue Heiland gut.
Dabei begehr' ich zu bleiben
Und versiegel es mit meinem Blut.

Die Strophe wurde als festes Versprechen dreimal wiederholt. Da und da schied eine Gruppe aus dem Zug und wandelte singend ihrer Hütte zu, bis das Lied nur noch von einigen Kehlen hochgehalten hinter dem Waldriegel der Wuhle als Echo leiser und leiser aufklang und endlich in den Bäumen verstummte.

Und wenn man so sagen will, hatten diese einwärts gesunkenen Seelen das Glück, daß gerade in jenen aufgeregten Tagen unter verjährtem Gerümpel auf dem Boden des Vanlyßenderschen Hauses ein uraltes, halbzerlesenes „Geschriftlein" gefunden wurde, das sie in der felsenharten Gelassenheit gegenüber allen Bedrückungen ihrer Widersacher noch befestigte. Es war eine aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende Neuausgabe des Büchleins „Von der wahren Liebe", das der gelehrte Gottesfreund Hans Denk das erstemal 1527 hatte erscheinen lassen. Darin fand man fast Wort für Wort das Bekenntnis formuliert, zu dem die Querhovener allein auf den Anstoß halbvergessener Tradition durch ein versunkenes Ahnen geführt worden waren, und man fühlte in glückvollem Schauern über Jahrhunderte hin sich mit der Brüdergemeinde jener Zeit verbunden, „nicht mehr bloß eine ohnmächtige Stimme im Sturm, kein Zweiglein ohne Baum oder ein Lied, das noch nie ein Vogel auf dieser Erde gesungen hat".

Dies waren die Worte, durch die der alte Vanlyßender nach einer Woche die stille Gemeinde mit diesem seligen Buche bekannt machte. Alle hatten sich an dem Abende in dem Rütschhause in der Wuhle versammelt, und der Greis erklärte da und dort aus eigenem Sinnen heraus die Meinung des längst verwehten Gottsuchers.

Die gesegnete Weihnachtswoche herrschte in der Welt, und während die Frommen den einfachen und klaren Worten ihres geliebten „Vaters" lauschten, hörte man durch die geschlossenen Fenster den Nachtwind leise in dem Schnee wühlen und dann und wann mit lauterem Aufblasen in die belasteten Kronen der Bäume fahren, daß

eine Frau mitten in die Andacht mit dem Ausruf platzte: „Seid still, draußen gehen Leute ums Haus!“

Der Vanlyßender ließ das Büchlein mit der rechten Hand fallen, rückte die Brille über die Augenbrauen in die Stirn hinauf und lauschte gleich allen in das murmelnde Rumoren, mit dem das Wetter ums Haus wirtschaftete. Niemand hörte indes andere Laute als gedämpftes Windsausen und dann und wann den Fall von Schneelasten. Deswegen zog der Greis lächelnd die Brille wieder vor die Augen und fuhr, weil er gerade an einer Stelle angelangt war, die eine Ausdeutung verlangte, im Reden fort: „Der Glaube ist demnach weder eine Angelegenheit der Kirche noch auch des Staates. Die Religion geht allein von der reinen Seele des einzelnen Menschen zu Gott und wieder von Gott zurück. Wer es anders betreiben will, muß unweigerlich am Ende Gewalt anwenden und zur blutigen Hand kommen. Oder wie der Heiligenbauer gesagt hat: ‚Der leibliche Bruder des Bekehrers ist der Totschläger.‘

Niemand überhebe sich also wegen seines Glaubens, denn wir können mit dem Finger unzählige Wege an dem Himmel weisen ...“

Bei diesen Worten schrie die vorige Frauenstimme wieder auf, aber diesmal angstvoll, und ehe der Vanlyßender sie zur Ruhe ermahnen konnte, stürzte sich ein großer Tumult auf das Rütschhaus zu, ein Fenster wurde eingestoßen und eingeschlagen, und viele verstellte Stimmen riefen herein:

„Ihr Träumer, hört auf zu leiern. Setzt euch zur Wehr, sonst jagt man euch von Haus und Hof.“

Dann stob es nach allen Seiten davon.

Als die Versammelten sich von dem Erschrecken erholt hatten und vor das Haus eilten, war alles schon wie ein Spuk in der Nacht verschwunden. Kein Ästeknacken lief durch den nahen Wald, kein Schritteknirschen in dem Felderschnee.

Alle wußten zwar, daß die wilde Störung von niemand als dem Meixnerschen Anhang verübt worden war, aber man hatte doch nicht einen erkannt, um ihn zur Rechenschaft ziehen zu können. Deswegen erhoben sich in der allgemeinen Aufregung, die nun entstand, Stimmen gerechter Empörung. Allein, Vanlyßender rief alle noch einmal in die Stube, schärfte ihnen Duldung und Wachsamkeit ein und entließ sie mit dem alten herzlichen Wunsche: „Gott blühe uns."

Achtes Kapitel

Doch niemand kann den Lauf eines Flusses hemmen, wenn er mit Blumen seinen Wellen wehrt, und wär' es auch ein mächtig großer Strauß. Die Christen aber, wie sich die „stillen" Querhovener kurz selber nannten, richteten mit ihrer sanften Unbeirrbarkeit gegen die Hemsterhuser Ketzerkämpfer und vor allem gegen ihre eigenen wilden Glaubensbrüder auch nichts aus. Eigentlich wollten sie das ja gar nicht. Sie fühlten sich nur vor ihrer reinen Seele und vor Gott, wie sie ihn verstanden, gebunden und lehnten es ab, Hammer oder Amboß zu sein.

Um sie herum aber ging das tolle Pinkepank weiter.

Denn die wilden Meixnerianer hatten mit ihrem rücksichtslosen Weckruf durch das zerstoßene Fenster wirklich nicht unrecht gehabt. Auf das Drängen des Kantors hin hatte sich der Pfarrer von Hemsterhus entschlossen, gegen die Glaubenswidersetzlichkeit der Querhovener mit Gewaltmitteln einzuschreiten, wenn die bisher angewendete milde Kirchenzucht an ihrer Halsstarrigkeit zuschanden werden sollte. Die Gemeindeflur von Querhoven war mit Ausnahme des früheren Meixnerschen Gutes zum Teil Eigentum des Fürsten Arenberg. Der andere Teil gehörte als Widmut dem jeweiligen Pfarrer von Hemsterhus. Nur den

Hausfleck, ein kleines Gärtchen und die Hütten besaßen die meisten Querhovener Wirtschafter eigentümlich. Die Ackerstreifen, deren Ertrag die Hälfte ihres Unterhaltes ausmachte, hatten sie seit undenklichen Zeiten von der Herrschaft und dem Pfarramt zu Hemsterhus in Pacht. Niemand wußte, daß es je anders gewesen war; keinem fiel es ein, auf welche Weise irgendeinmal eine Änderung eintreten könnte. Denn was die Notdurft schmiedet, findet im Gebrauch seine einzige Erklärung. Also ernteten die Querhovener Spunddreher und Speilhobler seit immer ihren Kohl, Kartoffeln, ein Schöcklein Korngarben, einige Buschen Hafer von den Äckerchen und trugen getreulich um Johanni und Silvester den Pachtschilling auf den Pfarrhof zu Hemsterhus oder zu dem Oberförster Wiesner in Dingden, wie andere den Zins zu dem Gläubiger tragen, und manch ein Zwirnbeißer mochte sich alle Pachtsümmlein von Vater, Großvater und noch weiter hinauf zusammengerechnet und gefunden haben, daß das Äckerchen schon lange mehr als bezahlt sei, und wenn er eines schönen Tages mit einem fürstlichen und geistlichen Kopfnicken zum unumschränkten Herrn des Ackers eingesetzt würde, so brauchte auf der ganzen Welt nicht ein Haar verrückt zu werden. So sehr liefe das nach dem Lot des Rechtes, daß es sich kaum lohnen würde, zum Dank ans Mützenschild zu greifen.

Als die Meixnerianer darum in der Nacht den Warnruf wegen Haus und Hof ausstießen, hielten die meisten der stillen Gottesfreunde die Besorgnis nur für einen Rauch aus aufgeregten Hirnen. Allein, in den Tagen bis zu Neujahr rispelte doch allerhand von allen Seiten herbei.

Meixner-Elis schob geschäftig ab und zu, und unter den Leuten seines Anhanges gab es ein immerwährendes heimliches Gelauf, daß auch der geruhige Teil der Täufer sich in seiner Art auf eine unangenehme Überraschung innerlich faßte.

Bis zum zweiten Tage nach Neujahr war jeder mit sich eins geworden, auf welche Weise dem Drohenden zu begegnen sei. Und wirklich, nachdem die einen auf der oberförsterlichen Kanzlei, die anderen im Pfarrhofe zu Hemsterhus die Pachtgroschen auf das Zahlbrett gelegt hatten, wurde ihnen hier wie dort eröffnet, daß eine Einziehung der Lohnäcker in irgendeiner Zeit sehr wohl möglich sei, und daß die Leute gut täten, sich nach einer neuen Pacht, vielleicht aus dem Meixnergute, umzusehen. Wie ein besprochenes Spiel wirkte das gleiche Vorgehen der beiden Stellen, und von wem das Stücklein eingefädelt war, darüber konnte kein Zweifel sein, weil der Pfarrer, bei dem einen heftiger als bei dem andern, mit dem Glaubensprügel gewinkt hatte, indem er von der Berechtigung zeitlicher Strafen für Vergehungen an Gott und seiner heiligen Kirche sprach.

Allein, weder die Stillen noch die Wilden wurden damit aus den Angeln gehoben.

„Der Herr Christus wird es in Ihnen schlichten, wie es recht ist", antworteten die einen, lächelten gütig und gingen leise und manierlich durch die Tür. Die anderen ließen ihr Gesicht funkeln, brachen jäh in ein widersetzliches Hohnlachen aus und sagten wohl gar, daß ohne Axt noch kein gesunder Baum gefallen sei, warfen die Mütze auf den Kopf und polterten aus dem Hause.

Der Oberförster Wiesner in Dingden war ein gerader Geist, und auf seinem gesunden Brustfleck nistete sich so leicht keine Ungerechtigkeit, kein Spinnengift ein. Als er darum den vollständigen Mißerfolg der Drohung bemerkte, schreckte er davor zurück, der Kirche noch weiter behilflich zu sein, um des Glaubens willen arme Leute in Not und Elend zu bringen. Er ließ also den Pfarrer wissen, daß die fürstliche Verwaltung nicht gesonnen sei, auf dem beschrittenen Wege weiter fortzudrängen, weil durch den wahrscheinlichen Abzug vieler Familien die Forsten um tüchtige Arbeitskräfte kämen, die bei dem Mangel an Leuten nicht so leicht und vor allem so gut ersetzt werden könnten. Er warne vor Überspannung und Härte, weil sonst auch zu befürchten stehe, daß zu dem kirchlichen Grind noch die sozialdemokratische Pest komme.

Doch nichts ist schlechter zu regieren als ein Greis, der aus der Hut seiner Lebenserfahrung hinausgedrängt worden ist. Ardelt gab also dem geraden, gerechten Manne eine gesalbte Antwort, die noch dazu mit allem geistlichen Hochmut gewürzt war.

Zum Unglück ging in dieser Zeit einer der rührigsten unter den heißen Schwärmern mit dem Tode ab. Es war einer von denen gewesen, die dem Pfarrer am neujährlichen Zinstage mit einer höhnischen Antwort über die Nase gefahren waren. Den schwindsüchtigen, ausgezehrten Mann hatte es an der Hobelbank gepackt und in die Späne geschlagen, daß er ohne Beichte und Kommunion, die er sowieso seit Jahren gemieden, davongefahren war.

Als ihm Ardelt nun das kirchliche Begräbnis verwehrte und der Totengräber für ihn neben den Gehängten ein rich-

tiges Sünderloch in die Erde wühlte, kamen seine Freunde überein, diesmal, gehe es hin, wohin es wolle, hart gegen hart zu setzen.

Der Vanlyßender warnte sie wohl vor aller Gewalttat, und als sie doch nicht nachlassen wollten, überwand er sich und suchte sogar den Meixner-Elis selbst auf, um ihn mit beweglichem Einspruch darauf aufmerksam zu machen, wie gefährlich so ein Beginnen für die ganze Gemeinde der Gottesfreunde sei, und wer nicht den Entschluß gefaßt habe, sich zermalmen zu lassen, der solle auch nicht den Finger zwischen die Zahnräder einer Maschine stecken. Allein, er richtete bei dem unheimlichen Manne nichts aus. Wer immer und immer das Feuer mit Zunder löschen wolle, sagte Meixner, der müsse auch einmal erfahren, wie die Flamme dem eigenen Leibe tue.

Die aufgestachelten Schwärmer blieben bei ihrem Willen und hoben ihrerseits an einer bebuschten Stelle der Lehne zwischen Querhoven und dem Gebiet der Fremdhöfe, an der sie sich oft versammelt hatten, ein Grab für den Toten aus und schafften einen mehrere Zentner schweren Stein herbei.

An dem Abende nun, da die Leiche auf dem Hemsterhuser Kirchhofe versenkt werden sollte, trugen die Schwärmer den Sarg mit ihrem toten Freunde hinaus unter die Bäume. Es war ein unheimlicher Leichenzug. Schweigend, gesenkten Hauptes, zu zweien und dreien nebeneinander, mit krampfhaft verschlungenen Händen, so gingen sie dahin. Viele der Männer trugen eine Hacke oder eine Schaufel auf der Schulter. In dem frühjährlichen Abenddunkel, das alles greller und schwankender zugleich macht, sahen

sie selber wie Schatten aus, die ihrem eigenen zerbrochenen Leben folgen. An der Spitze des Zuges wurde ein Kreuz getragen, wie eben aus dem Busch gebrochen, das Querholz mit Stricken festgebunden. Nur ab und zu unterbrach ein Weinstoß der Witwe die unheimliche Stille, dem wie ein machtloses Echo das wehe Wimmern der vaterlosen Kinder folgte. Den Schluß des Trauergefolges bildete der Meixner-Elis, der, ganz abgefallen, nur noch Haut und Knochen, tief gebückt mit Hilfe eines Stockes in einem Abstande folgte. Brandrote Haarsträhne hingen an seinen eingefallenen Schläfen nieder, er schien todestraurig und lebensüberdrüssig zum Umfallen. Als der Zug am Rande des Gehölzes angekommen war, steigerte sich das Weinen der Witwe und der Kinder so, daß allen ein Schauer durch die Haut rieselte. Der Prahlmeixner aber hob den Kopf, stutzte einen Augenblick in Ratlosigkeit, sah sich dumpf um und stieß dann einen Schmerzenslaut aus, wie das Gebrüll eines sterbenden Stiers. Hier am Waldgrabe hielt er nun seine erste große Rede. Es war ein artikuliertes Gewitter, ein heißes Gebläse, wildes Aufzucken, mehr eine bloße Aneinanderreihung von Ausrufen, Beteuerungen und Beschwörungen. Alle sahen furchtsam auf ihn, und es hätte sie vielleicht nicht überrascht, wenn er an den fanatischen Ausbrüchen seiner Inbrunst auf der Stelle gestorben wäre.

„Brüder! Schwestern! Feuerbrände Gottes!" rief er zuletzt. „Von heut an soll dieser Ort, wo wir unsern Freund begraben, Gethsemane heißen. Denn von hier an beginnt unser Leiden. Aber ich werde mich opfern, wenn es sein muß, für unsere gute Sache, für euch, für den wahren Glauben. Anders werde ich mich opfern wie dieser Schön-

bläser von Heiligenbauer, der nun schweigt und sich duckt in seinem Wohlleben, da das Schicksal mit stählerner Striegel unser Haar strählt. Und jetzt senkt den Bruder in die Erde und wälzt den Stein auf seinen Sarg, daß niemand seine Ruhe stören kann als Jesus Christus allein. Als Geächteter gingst du dahin, Bruder, als ein reines Licht wachst du auf vor Gott, dem Herrn, wie auch bald wir aufwachen werden wie eine ausgeruhte Flamme und ein fressendes Feuer. Der Morgen naht, der Sturm! Amen!"

So erschüttert waren alle von seinen Worten, daß den Männern die Hände bebten, die den schweren Stein auf den Sarg wälzten und dann einen Erdhügel über ihn türmten, auf den sie das mitgebrachte Kreuz steckten. Darauf zerstreuten sich alle nach allen Richtungen ins tiefe Dunkel. Denn von dem Dorfe her nahte schnellen Schrittes ein Mann, den man wohl für den Gendarm halten konnte. Die Frauen zogen die Oberröcke über den Kopf, die Männer entledigten sich auch ihrer Röcke, nahmen sie über den linken Arm, schwangen die Schaufel oder die Hacke auf die Achsel und gingen jeder auf einem anderen Rain, von allen Richtungen her, dem Dorfe zu, gleich Arbeitern, die vom Feld und aus dem Wald kommen.

Bald darauf erhielten sie die Aufforderung des Pfarrers und der Polizei, den Toten auszugraben und auf dem Kirchhof zu Hemsterhus zu bestatten. Sie blieben hartnäckig und antworteten, die Leiche sei ehrlich zur Ruhe bestattet worden. Wer ein schändliches und ehrloses Begräbnis wolle, der solle es halten, wie er es vor Gott verantworten könne. Sie rührten gewiß keinen Finger an.

Die Aufregung wuchs.

Meixner hielt Predigt um Predigt, jede wilder, lodernder als die andere. Es rauchte förmlich aus seinem Munde. Wie ehemals, da er noch trank, war er in einem fortwährenden Rausche.

Eines Tages verschwand er ganz aus dem Ort und der Gegend und hinterließ die Kunde, wenn sein Haus in Flammen aufgehe, habe der Herr es selber angezündet. Dann sei die Zeit gekommen.

„Ehe nicht eine Blutschuld an uns begangen und zu sühnen ist, werdet ihr mich nicht mehr wiedersehen." Dies waren die letzten Worte, die der Prophet vor seinem geheimnisvollen Weggang verbreiten ließ.

Nun folgten sich die Ereignisse wie die Hufschläge eines galoppierenden Pferdes.

Liborius Pfeiffer sonderte die Querhovener Kinder in der Schule ganz von den übrigen ab und nannte die Bänke, auf denen sie saßen, Satansbänke. Der Pfarrer Ardelt übersandte seinen zwanzig Pächtern am ersten April die Mitteilung, daß sie am ersten Oktober die Lohnäcker an das kirchliche Amt zurückzugeben hätten. Zugleich wurde einem allgemein verhaßten Querhovener Zwischenträger die ganze Widmut zur Bewirtschaftung übertragen. Dieses schnelle Heraufkommen einer gemeinen Seele vermehrte die Bitterkeit und den Schmerz bei jenen, die vor dem Ruin standen, wenn nicht in Kürze sich ein Ausweg bot. Einige wandten sich an die fürstliche Verwaltung um Gewährung einer Pacht, erhielten aber einen abschlägigen Bescheid, wenn auch ihre Einstellung als Waldarbeiter in Aussicht genommen wurde. Andere begannen sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, Haus und Garten, wenn

nicht anders, an die Herrschaft zu verkaufen, ins Kohlengebiet zu ziehen und dort Bergmann zu werden. Schlechter gehen könne es ihnen auf keinen Fall, und was sie an Sonne und Freiheit weniger hätten, würde durch den hohen Verdienst doppelt aufgehoben.

Aber alle waren bedrückt. Wohin sie gingen, es geschah wie zum Abschied, was sie sahen, trug die melancholische Farbe des Trennungswehes, was ihnen klang, ergriff wie ein letzter Gruß. Selbst die Abgestorbenen im Grabe regten sich auf. Aus dem einen Hause sah man eines Abends die vor zwei Jahren verschiedene Großmutter aus dem Felde hereinkommen. Sie hatte die Schürze heraufgesteckt und sammelte bald von rechts, bald von links Handvoll Ackers hinein. Und je mehr die Last in ihrer Schürze wuchs, je mehr die Alte zur Erde gezogen wurde, desto leidenschaftlicher wurden die Gebärden ihres Schmerzes. Sie schlug sich an die Brust, rang die Hände und warf dann wieder wie zur Anklage die Arme in die Höhe. Dazu weinte sie heftiger und heftiger, daß es zuletzt war, als schluchze die ganze Welt mit. Baum, Hügel, Wolke: alles bebte in der Dämmerung wie vor großem Schmerz. In dieser wehen Erschütterung erlosch die Erscheinung plötzlich, und alle, die es mit angesehen hatten, fielen sich um den Hals und brachen auch in Tränen aus.

Acht Tage darauf sammelte der Hemsterhuser Küster während des Hochamtes wie immer mit dem Klingelbeutel seine Pfennige ein. Aber sooft heute ein Querhovener nur den Arm ausstreckte, auch seinen Kupferling beizusteuern, riß der fanatische Mann den Klingelsack weg, sein Blick wurde grimmig, und der Mund kniff sich ein.

So fielen viele Ketzerpfennige unter die Bank, und als einer auf den Boden vor den Küster rollte, schippte ihn der mit dem Fuße fort, daß er den ganzen Gang entlangschwirrte. Dort am Ende stand ein armer, blasser Querhovener Junge mit seinem Gebetbüchlein neben einer Bank hart bei seiner Mutter, die auf dem untersten Platz saß. Als der Knabe den fortgestoßenen Pfennig am Boden hinlaufen sah, bückte er sich, fing ihn schnell mit den Fingern ein und freute sich, nun auch einmal wie ein Großer etwas in den roten Klingelsack werfen zu können. Denn was der Küster trieb, hatte er noch nicht bemerkt, weil er zu andächtig aus seinem Buche gelesen hatte. Die Brederoder und Hemsterhuser aber, als sie das sahen, lachten in sich hinein, spitzten die Augen, was nun werden würde, oder nickten dem Küster gar ermunternd zu.

Als nach einer Weile nun der Küster an die Bank des Knaben kam, wollte dieser richtig den erhaschten Pfennig hineinspedieren, brachte es aber nicht fertig, weil im gleichen Augenblick der Klingelbeutel mit einem Ruck auswich und davonfuhr. Aber das Junglein wollte sich durchaus auch einmal als Geber fühlen, hob den Pfennig wieder auf und versuchte darum ein zweites Mal sein Glück mit dem Klingelsack. Der aber hüpfte nicht nur wieder zornig weg, sondern der Knabe erhielt bald darauf mit dem dicken Ende des langen Stockes aus Versehen einen furchtbaren Stoß ins Gesicht. Das Blut sprang aus einer Stirnwunde, der Knabe wurde blaß, taumelte und schlug mit lautem Gestöhn auf die Fliesen.

Nicht viel fehlte, und die Querhovener wären beim Anblick dieser Roheit in einen einzigen Schrei ausgebrochen.

Man bezwang sich aber. Die meisten standen ruhig auf und verließen auf der Stelle das Gotteshaus. Umsonst unterbrach der Pfarrer seine Zeremonien und befahl ihnen vom Altar her, hierzubleiben. Niemand kehrte sich daran, sie gingen schweigend davon.

In derselben Nacht loderte das kleine Holzhaus des Meixner-Elis in Flammen auf. Das Feuer raste und heulte, wie von einem unterirdischen Gebläse angefacht. Es war eine einzige Riesengarbe aus roten und gelben Flammen. Sie stand in der Windstille gerade und hoch ins Finstere, und Funken, wie feurige Körnchen, stoben dann und wann an den Seiten nieder.

Ein Fanal Gottes!

Niemand rührte den Finger, zu löschen, und wer etwa zugreifen wollte, wurde von den Schwärmern zurückgehalten. Sie standen in einer unheimlichen Starre der Erwartung umher, wie Bäume in der Stille vor dem Sturm von der Erde aufragen, mit erschlafften Ästen, stillmüden Blättern, mit einem Säuseln, das sich anhört wie ein innerliches Rieseln des Erschauerns. Und wenn sie eine Weile die Last ihrer unaussprechlichen Spannung mit zu Boden gekehrtem Gesicht stumm getragen hatten, fuhren sie sich mit unsicherer Hand über die heiße Stirn, blickten sehnsüchtig nach allen Seiten in die Nacht hinaus, nickten einander schmerzvoll zu und sagten müde: „Er wird nicht kommen", oder: „Paß' auf, Bruder, wir sind zum Narren gehalten."

Da brach unvermutet mit Getöse das Dachgesparre des brennenden Hauses zusammen, und ein Funkenregen stob gewaltig nach allen Seiten empor, daß die Zuschauer zu-

rücktreten mußten, um nicht versengt zu werden. In dem Augenblick der Betroffenheit, der diesem letzten Ausbruch des Feuers folgte, hörten viele von der Dingdener Lehne her überstürztes Gepolter eines stiefelschweren Laufes auf dem steinigen Weg. Immer näher kam es.

Schon konnte man einen riesigen Schatten erkennen. Zugleich ertönte von Hemsterhus und von Brederode her stärker und schwächer das Geläut nahender Spritzen, Peitschenknall und Fuhrmannsrufen. Aber die Aufmerksamkeit der Schwärmer war vollkommen nach der Lehne hin gerichtet.

Er war es!

Keuchend, wie eine überhitzte Maschine, tobte er heran.

„Meixner, lieber Bruder, Meixner!"

Die Schwärmer drängten ihm entgegen. Aber er sauste durch sie hindurch und sprang, auf einen Augenblick von der Glut rot überleuchtet, wie ein aufrechtes Raubtier in langen, plumpen Sätzen an seinem brennenden Hause vorüber; ohne sich auch nur umzusehen oder im Rasen seines Laufes innezuhalten, rannte er quer durchs Dorf, seine Anhänger hinter ihm her.

Er war nicht einzuholen, so schnell lief er noch immer. Schon außerhalb des Dorfes auf halber Höhe der jenseitigen Lehne schrie er: „Nach Gethsemane!" und fing zugleich an, langsamer zu gehen. Als aber seine Anhänger an ihn herankommen wollten, wehrte sie ab, indem er drohend rief: „Niemand darf mir nahekommen!"

Einige Neugierige von den stillen Enderleuten und auch Katholiken des Ortes folgten dem davonbrausenden Zuge der Schwärmer in einem Abstand und warteten von ferne, um zu erfahren, was sich ereignen werde.

Anfangs war alles totenstill. Nach langem erhob sich ein Regen und vorsichtiges Hin- und Wiedergehen und dann ein halblautes, monotones Gemurmel, wie das dumpfe Wogengetön eines ferne dahinziehenden Flusses, erstarb, hob an, setzte aus und rollte dann wieder endlos eintönig weiter in der lauen, stillen Frühlingsnacht, in deren klarer Höhe die Sterne grell und unruhig flackerten wie rote, grüne und weiße Feuerbüschel.

So ging es bis gegen Mitternacht.

Da begann sich der Wind in den Bäumen zu erheben und übertönte das endlose Gebet der Schwärmer.

Müde vom langen aussichtslosen Lauschen verloren sich die Neugierigen und kehrten kopfschüttelnd einer nach dem andern ins Dorf zurück.

Aber als das letzte Licht in den Hütten des Dorfes verlöscht worden war, begann ein brausendes Singen aus Gethsemane hervorzubrechen und steigerte sich zu solch wilder Macht, daß zeitweilig das Sausen des Windes in den Baumkronen übertönt wurde.

Der Vanlyßender, dessen Wirtschaft der Andachtsstätte der Schwärmer am nächsten lag, konnte diese Nacht nicht schlafen, erhob sich und ging hinaus gegen den Lärm hin und stand, von dem Stamm eines Feldbirnbaumes gedeckt, in der Nähe.

Kaum daß das Lied der Männer verstummt war, erhob der Prahlmeixner seine Stimme. Schon die Anfangsworte waren furchtbar. „So will ich auch werden gegen sie wie ein Löwe, und wie ein Parder auf dem Wege will ich ihnen auflauern", schrie er. „Ich will ihnen begegnen wie ein Bär, dem seine Jungen genommen sind, und will ihr ver-

stocktes Herz zerreißen und sie daselbst fressen wie ein Löwe, so sagt Hosea im dreizehnten Kapitel."

Dann fuhr er mit ruhigerer Stimme fort: „Die Leute sagen: Mit Licht vermag niemand Holz zu spalten, und hat der Metzger den Mut nicht, den Stier zu töten, so wird er von dessen Hörnern erstoßen werden, und die Leute müssen verhungern, weil sie keine Nahrung mehr haben. Damit wollen sie sagen, auch die Räder an den Gefährten Gottes werden mit Wagenfett geschmiert, und niemand wird satt, er mache sich denn ein Gericht, in dem jeder zweite Bissen ein Unrecht ist. Hütet euch vor solchen Gedanken und Gefühlen, meine Brüder. Das sind stumme Gäste an dem Tisch eurer Seele, die das Gut eures Lebens verprassen. Sie stammen von dem Verfluchten auf dem Heiligenhübel. Ich aber will euch ein anderer Führer, ein anderer Prophet sein. Ich trete diesen Zwerg samt seiner Blinden in den Kot, wenn er mir entgegentritt. Ich zerbreche die Häuser der Gottlosen und schmeiße ihre Türen auf den Weg. Erhebt euch, Brüder, der große Tag ist da! Wir haben die Würfel in der Hand und werden jene wie Spreu in alle Winde streuen, die das Blut unserer Kinder vergossen haben und als Bettler in die Welt treiben wollen.

Ich war in den zwei Wochen weit im Reiche und habe mir Rat geholt bei dem Herner Rebellen, der einstmals wie ein Sturm durch unser Land gefahren ist."

Länger konnte der Valyßender nicht zuhören. Ihn ergriff ein Schauern der Furcht. Er schlich sich davon, ging zu den Häusern seiner Freunde, klopfte sie heraus und mahnte, sich morgen bereit zu halten, der wilde Meixner predige Aufruhr.

Neuntes Kapitel

In der Hochfrühe, die dieser Nacht folgte, saßen nach dem allgemeinen Frühstück der Sintlinger, seine Frau und das Lenlein noch eine Weile am Tisch in der großen Stube.

„Ich hab's auch gehört", sagte das Lenlein.

„Was?" fragte Johanna.

„Na, besonders gegen den Morgen. Das war ein Geschrei, als wenn sich hundert wilde Männer zanken", antwortete Helene.

„Nein", sagte die Bäuerin wieder, „nach dem Feuer bin ich bald eingeschlafen und nicht mehr erwacht. Bis heut morgen."

Der Heiligenbauer sagte nichts, blickte nur immer wieder zum Fenster hinaus in die Kronen des Baumgartens und nickte Weile um Weile gedankenvoll, aber offenbar nur im Fortgang seines eigenen geheimen Sinnens.

„Andreas! — Du!! —" sagte Johanna und legte ihre Hand erinnernd auf seinen Arm.

„Ja. — Nun, was sagst du, Weiblein?" fragte er nach fast unmerklichem Auffahren.

„Die Butterfrau war doch heute schon auf dem Hofe.

Die sagte, in Hemsterhus heißt's, der Meixnerprophet habe sein Haus selber angezündet. Was meinst du?"

Der Bauer antwortete nicht, sondern sah seiner Frau nur in unverwandtem Sinnen in die Augensterne.

„Ja, Andreas", sprach Johanna lachend, „das weißt du doch schon lange. Die Art Augenreden höre ich nicht."

„Kinder! Kinder!" sagte der Heiligenbauer endlich. „Es ist ein Elend mit den Menschen. Die Männer kriegen Bärte und bleiben Kinder. Sie händeln sich ums Riemzeug von Pferden, die sie nicht mehr oder noch nicht haben. Derweil presch die Mähre, auf der sie gerade sitzen, mit ihnen hin, wohin sie will. Aber noch vorm Halsbrechen schimpft jeder über den andern. Ja — und daß Meixner selber angezündet hat, warum soll das nicht möglich sein?"

Dann folgte eine Stille.

„Der alte Zenker sagt", begann Helene wieder, „unser Gottlieb war gewiß nicht bei dem Nachttollen."

„Warum sprichst du, ‚unser Gottlieb', Lenlein?" fragte der Sintlinger sein Kind.

Die aber wurde plötzlich bleich.

„Seid mal still", sagte sie überstürzt. „Ganz still. — Nun! — Hört ihr's auch?"

Aber ehe der Heiligenbauer und sein Weib sich noch entscheiden konnten, wurde die Haustür aufgestoßen, schwere Stiefelschritte polterten den Flur her, und dann stürzte der jüngste Knecht förmlich in die Stube. Er war vor Aufregung wie von Sinnen.

„Reißt die Fenster auf, Bauer! — Aufreißen, sag' ich! — Auf—rei—ßen!" schrie er.

„Was denn, Wendel?" fragte der Heiligenbauer ruhig.

Aber in dem Burschen überstürzte sich alles.

„Es böllert . . . sie schrein, wie die Wilden schrein sie. Die Querhovener sein tolle geworn. Die Glocken heulen mehr, wie sie läuten. Hör'n Sie's denn nich? — Ha! Jetzt geht's gar noch in Brederode los!"

Schwaches Glockendröhnen drang durch die Tür. Der Sintlinger sprang auf, rüttelte den Knecht an der Achsel, als müsse er ihn aus dem Schlafe reißen, und rief lächelnd:

„Wendel! Holla! Du!"

Da erwachte der Knecht aus seinem Taumel, sah sich verdutzt um und wischte verlegen mit den Händen über die Knie. Dabei sagte er wie zu seiner Entschuldigung:

„Der Rebeller von dazumal, sagen die Leute, steckt hinter allem. Sie haben's auf den Pfarrhof abgesehen."

Allein, plötzlich fuhr er wieder auf:

„Verflucht! Jetzt geht's noch mehr los."

Mit diesem Ausruf stürmte er wieder hinaus. Man hörte das Gesinde auf dem Hofe zusammenlaufen und durchs Tor verschwinden.

Johanna hatte ein Fenster angelweit aufgerissen.

Man hörte vom Tal herauf die Glocken schreien, kurz und schrill dazwischen das Geheul einer toll gewordenen Volksmenge und durch alles frommes Singen.

Der Heiligenbauer stand immer noch mitten in der Stube, wo ihm der Knecht davongelaufen war, nachdem er die Bemerkung von dem Rebellen gemacht hatte.

„Da werden wir uns also begegnen. Wir zwei. Und das vielleicht heute noch", sagte er so leise, daß es niemand hörte. Als aber der Lärm des Aufruhrs jetzt noch deutlicher durchs Fenster scholl, wurde der Heiligenbauer blaß.

„Ich fahre hinunter", sagte er ruhig, aber unheimlich jäh, „und das Lenlein muß mit. Zieh sie an, Johanna. Aber schnell!"

Die Bäuerin wußte, daß an Widerspruch nicht zu denken war, und erfüllte mit fliegenden Händen ihres Mannes Wunsch.

In kaum fünf Minuten stand das Pferd vor dem Wagen, und im nächsten Augenblicke rasten der Sintlinger und das Lenlein in dem Gefährt den Hübel hinunter, daß es aussah, als liege die Droschke dem Gaul auf dem Rücken.

Auf dem Grenzwege peitschte der Heiligenbauer das Pferd noch mehr an und ließ ihm dann die Zügel lang, daß es wie ein Pfeil schoß.

Das Gebrüll und Singen war jetzt schon nahe an Hemsterhus.

„Fürchtest du dich, Lenlein?" fragte er, ohne die Augen von Pferd und Wagen abzuwenden, bekam aber keine Antwort, und als er auf sein Mädchen blickte, sah er sie im Wagen zurückgelehnt, ihre reinen Augensterne voll Erwartung ins Grenzenlose gerichtet, und das leichte Gewand über ihrer Brust wogte stürmisch.

Da merkte er zum erstenmal, daß Helene kein Kind mehr sei. Davon fiel ihn eine tiefe Mutlosigkeit an, als sei sie nun nicht mehr im Besitz jener Mächte, in deren Schutze er wagen durfte, der Gefahr der Aufrührer und gar etwa dem unheimlichen Faberrebellen entgegenzutreten. Doch zuckte von diesem Zweifel kaum seine leinenführende Hand. Er lächelte, aber voll eines leidseligen Verwunderns. Das Pferd raste weiter.

Nun hatte es schon den Hübelrücken zwischen Quer-

hoven und den Fremdhöfen hinter sich gelassen, und der Sintlinger übersah die wiesige Ebene nach Hemsterhus hin.

Die Glocken hatten aufgehört zu stürmen. Das Männergebrüll war verstummt, nur das fromme Singen ging gedämpft weiter.

Die Weltallsglocke des Himmels lag in strahlendem Blaufrieden über der jungen Erde, und drüben auf dem Wipfel einer Weide sah er zurückgebogen, schütternd einen Finken singen.

Da mäßigte er die Gangart des Pferdes.

Doch immer noch im Galopp ging es auf dem alten Grenzwege weiter, während er drüben auf der neuen Chaussee den Zug der Querhovener eben zwischen den ersten Häusern von Hemsterhus verschwinden sah. Ein riesiges, rohes Kreuz wurde an der Spitze des Haufens getragen.

Des Heiligenbauers tiefe Ruhe, sein friedevolles Einssein hatte wieder volle Gewalt in ihm.

An der Schenke, wo sich die Wege kreuzten, war es still wie ausgestorben. Nur ein hochgewachsener, städtisch gekleideter, junger Mensch stand unter der Tür und trat ins Haus zurück, als der Heiligenbauer vorüberfuhr, weiter dorfaufwärts, gegen Kirche und Pfarrhof hin, wo es von unzähligen Stimmen brauste.

Doch ehe er hingelangen konnte, brach das wilde, ohrenbetäubende Gebrüll von neuem los. Die Glocken heulten, und das fromme Singen klang mit beschwörender Inbrunst darein.

Als er auf dem Platze vor dem Pfarrhof erschien, hörte er eben Meixners Stimme rufen: „Haut alles zusammen,

was sich euch entgegenstellt, Brüder. Zerbrecht den Zaun! Wir wollen zum Pfarrer!"

Ein hundertstimmiger Schrei des Entsetzens erscholl, das Volk strömte zurück, dumpfe Beilschläge krachten los, und Holz splitterte. Zugleich aber riefen die ersten Zuschauer, die ihn erkannten: „Der Heiligenbauer! Das Heiligenlenlein! Auf die Seite!"

Erlöst und jubelnd zugleich klang das.

Der Sintlinger stieg blaß und ernst, ruhig vom Wagen, hob das Lenlein zu sich heraus, übergab das Pferd einem Knecht und schritt mit seinem Kinde Hand in Hand durch die Gasse, die entstand, auf den Pfarrhof zu.

Um den niedergehauenen Zaun hatten sich die „Gottesstillen" von Querhoven geschart, die ihren verwilderten Freunden sich an die Fersen geheftet hatten, um vor der Öffentlichkeit nicht mit ihnen verwechselt zu werden und, als ein Vorwurf und eine Mahnung des Herrn, ihnen immer nahe zu sein.

Ihr Lied brach sofort ab, als der Heiligenbauer und das Lenlein durch sie hindurchgingen. Schauer, beglücktes Glänzen kam in ihr Gesicht, und man hörte aus ihrer Mitte den Ruf:

„Gott sei Dank."

Drinnen im Hofe aber war die wilde Rotte um ihren Propheten, den Prahlmeixner, versammelt. Sie trugen jeder einen Strick aus Goldweidenruten um den Leib geschlungen, in dem bei den meisten ein Beil, bei einigen ein langes Messer hing. Von der nachtlangen Exaltation waren alle fahl, überreizt, ihre Augen weit und schreckhaft mit dem geilen, furchtsamen Blick von Flagellanten, küm-

merliche, unschöne Männer, die sich nur durch Wildheit ihrer Betretenheit erretteten. Jetzt aber standen die zwanzig, fünfundzwanzig Männer zu einem undurchdringlichen Klumpen hinter dem Prahlmeixner geschart, der wie ein irrer Anachoret ihre Forderungen gegen die Fenster des Pfarrhofes hinaufschrie und von Zeit zu Zeit mit den Fäusten gegen die verschlossene Tür donnerte. Aber niemand ließ sich blicken außer der Köchin, deren bleiches Gesicht dann und wann hinter dem vergitterten Küchenfenster auftauchte und sofort verschwand.

Aus dem Schulhausfenster aber lehnte Liborius Pfeiffer heraus und schrie in das Toben Meixners seine Verwünschungen:

„Satan! — Verfluchter Höllensohn! — Teufelsseele!" Das andere ging im Lärm verloren.

Plötzlich flog ihm ein Stein vor die Brust.

Er warf die Hände in die Höhe und verschwand. Wieherndes Gelächter der „Täufer" folgte. Der Prahlmeixner griff des Kantors letztes Schimpfwort auf und rief in die Stille, die entstand:

„Jawohl, wie Teufel habt ihr uns behandelt. Nun beschwert euch nicht, daß wir wie die Teufel gegen euch sein werden.

Komm heraus, Pfarrer! Kein Haar soll dir gekrümmt werden. Aber wir wollen nicht wie die Bettler vertrieben werden, wir wollen unseren Glauben behalten, unsere Toten sollen nicht wie Gehängte behandelt werden und unsere Kinder nicht wie junge Zuchthäusler. Wir wollen Frieden!

Komm heraus, Ardelt, oder wir schlagen deine Tür ein."

Meixner riß das Beil aus dem Weidengurt, die übrigen taten dasselbe.

In diesem kritischen Moment trat der Heiligenbauer mit dem Lenlein aus der Schar der Gottesstillen heraus. Da spürte er, daß jemand auf ihn zudrängte. Als er sich umwandte, erkannte er den Harmonikameixner. Sein Auge war voll einer solch bittenden Hingegebenheit, daß er das Lenlein in seine Hand gab und schnell über den Platz durch die Tobenden auf die obersten Stufen an die Pfarrhaustür sprang.

Der Prahlmeixner, der eben das Beil hob, um die Tür zu zertrümmern, zuckte zusammen, als der Heiligenbauer unvermutet neben ihm auftauchte, und trat unwillkürlich einen Stufen zurück.

„Guten Morgen, Meixner!" sprach der Sintlinger unbefangen mit gewinnender Herzlichkeit. „Verzeihe, ich bin gekommen, dir zu helfen." Damit wandte er sich zugleich an die anderen.

„Ihr Männer, euch auch. Ihr wollt euern Acker behalten. Wenn ihr Acker braucht, kommt zu mir, und ihr sollt erhalten, soviel ihr wollt. Darauf gebe ich mein Wort vor allen in Meixners Hand."

Er tat es.

Dann fuhr er fort: „Ihr wollt euern Glauben behalten. Man kann einem Menschen den Bissen aus den Zähnen, aber niemals, mit keiner Macht den Glauben aus der Seele reißen. Das kann jeder nur allein durch eigenes Unrecht, das er tut. Gewalttat aber ist immer Unrecht. Also hängt Beile und Messer in den Weidengurt. Und nun will ich für euch mit dem Herrn Pfarrer reden. Habt nur ein

paar Augenblicke Geduld, und alles ist gut." Er ergriff nochmals Meixners Hand, drückte sie herzlich und sagte: „Nicht, so wollen wir's machen, Lieber."

Dann ging er, klopfte leise ans Küchenfenster und rief begütigend hinein. Als er an die Tür zurückkam, öffnete die alte Wirtschafterin, ließ ihn ein und schloß die Tür hinter dem Sintlinger wieder ab.

Durch die Menge liefen immer neue Rufe des Erstaunens über den Sintlinger, und alle waren auf den Ausgang gespannt. Meixner war vollends in den Hof getreten, hatte das Kreuz von dem Grabe des wiedertäuferischen Freundes aus Gethsemane ergriffen, konnte sich vor Betroffenheit nicht fassen, brach dann und wann in höhnisches Gelächter aus und eiferte seinen Anhang an, wenn der Windmacher mit leeren Händen herauskäme, sich durch nichts mehr irremachen zu lassen, sondern drauf und dran zu gehen. Jetzt sei das Eisen heiß, jetzt müsse es geschmiedet werden.

Doch niemand antwortete ihm, alle wichen ihm mit den Augen aus.

Da schrie eine Weiberstimme im Innern des Pfarrhauses voll verzweifelnden Schmerzes schrill auf und brach dann in lautes Weinen aus. Das Wehklagen kam langsam dem Ausgang zu.

Dann ging die Tür auf, und der Heiligenbauer trat leichenblaß, bestürzt heraus, ließ sein feucht überschimmertes Auge traurig auf allen ruhen und konnte eine Weile nicht sprechen. Endlich hatte er sich gefaßt.

„Der Herr Pfarrer ist eben am Schlage gestorben. Er bittet alle um Verzeihung. Also hat Gott alles geschlich-

tet. Und nun stört nicht die Ruhe des Toten, geht nach Hause. Für das andere sorge ich."

Alle waren erschüttert.

Das Lenlein eilte an der Hand Gottlieb Meixners auf ihren Vater zu. Die „Gottesstillen" drängten voll Freude, Glück und Dank nach. Die Aufwiegler fingen an sich zu zerstreuen und gingen ohne Gruß an ihren Führer davon.

Dieser aber stand aschfahl, mit entgeisteten Augen, steinsteif, die Hände verzweifelt um den Stamm seines Kreuzes verkrampft.

Er sah den Sintlinger an der Seite des Lenleins einige Schritte vor sich, im Begriff davonzugehen, mit dem alten Vanlyßender sprechen.

Alle blickten nur auf die beiden Männer.

Niemand achtete auf den entthronten Fürsten, noch weniger auf die Veränderung, die mit ihm vorging. Seine Augen waren brennend auf den Heiligenbauer gerichtet. Plötzlich flackerten sie wolfsmäßig auf, sein Gesicht verzerrte sich zur Fratze. Er packte das Kreuz und holte gegen den Sintlinger zum furchtbaren Schlage aus.

Aber das Lenlein schrie auf und riß ihren Vater an sich. So schmetterte der Kreuzbaum auf die Erde und zersplitterte.

Der Angriff war so unvermutet, mit einer solchen Wildheit erfolgt, daß die Umherstehenden voll Schrecken auseinanderstoben und ohne klares Begreifen von dem erblaßten Sintlinger zu dem Meixner sahen, der mit vornübergebeugtem Körper, gespreizten Beinen, keuchendem Maul und aufgerissenen Augen in tierischer Verblüffung dastand.

Alle sahen, daß ein höllischer Sturm in ihm arbeitete. Er versuchte zu schreien, aber er brachte keinen Laut heraus. Da ließ er das Wiedertäuferkreuz los, hob die Arme und öffnete die Hände wie krampfstarre Fänge. So begann er taumelnd, durch den ganzen grotesken Körper geschüttelt, auf den Sintlinger loszugehen und schon beim ersten Schritt einen Laut auszustoßen wie das Röcheln eines Tigers.

Es war ein Anblick lähmenden Entsetzens.

Selbst der Heiligenbauer wich vor diesem schrecklich verzerrten Gesicht zurück.

Nur Gottlieb Meixner war schnell von des Lenleins Seite getreten und lautlos hinter ihn gelangt. Nun sich dies offenbar irre Menschentier mit dem Gestöhn einer Schlucht in der Brust auf den Sintlinger zu in Bewegung setzte, sprang ihm der Bursche mit einer solchen Wucht von hinten auf den Rücken, daß der Riese von dem unerwarteten Anprall wie ein umgestoßener Pfahl vornüber zur Erde fiel.

Und nun arbeitete und schlug Gottlieb auf den Daliegenden bis zur völligen Erschöpfung ein.

Niemand rührte sich, den tollgewordenen Burschen von seinem Opfer zu trennen, ja, der Prahlmeixner selbst ließ alles wehrlos an sich geschehen, als sei er plötzlich ein Büßer geworden, an dem ein gerechtes Gericht vollzogen wird. Ja, er knirschte und stöhnte nicht einmal, obwohl er schon aus vielen Wunden blutete.

Als sein Neffe endlich von ihm abließ, erhob er sich und ging schweigend, ohne jemand anzusehen, mit geneigtem Kopf davon, aus dem Dorfe, über die Felder, ohne

auf Weg und Steg zu achten, immer geradeaus dem Walde zu.

Keiner wagte ihn zurückzuhalten.

Voll unerklärlichen Grauens folgte man ihm mit den Augen und sah, wie er gebückt im Dickicht verschwand. Nach kaum einer Viertelstunde erschien ein Gendarm in Hemsterhus, um den Anführer der Querhovener Landfriedensbrecher zu verhaften und ins Gefängnis abzuführen. Allein, er hatte sich der irdischen Gerechtigkeit schon entzogen. Der Beamte fand ihn in der Fichtenschonung, wo er sich kniend erhängt hatte.

Das schöne Mathinklein, des zerstörten Großbauern Tochter und einziges Kind, war durch die Schande, in die ihr Vater sie gebracht hatte, wie von Sinnen vor Schmerz.

Noch in derselben Nacht floh sie aus Hemsterhus, und Peter Brindeisener, der zum langen Feiertrunk der glänzend bestandenen Maturitätsprüfung schon früh in die Hemsterhuser Schenke gekommen war und von hier aus den Rottengang der Aufsässigen mit angesehen hatte, ließ Durst und Freude auf sich warten und begleitete das unglückliche, schöne Mädchen durch den Wald auf den Bahnhof zu Bocholt.

Einige Zeit nachher traf Johanna ihren Mann trostlos und niedergeschlagen am Waldrande sitzen.

Er klagte seiner Frau, daß er allein nichts vermöge, daß er wehrlos sei inwendig und auswendig.

„Was soll denn werden", rief er nach einer trüben Pause aus, „wenn uns, wenn mir — mir — mir — das Lenlein genommen wird? Dann geht es mir wie einem

Wasser, dessen Quelle vertrocknet; wie einem Winde, der seine Erde verliert; wie einem Hause, dem zur Nachtzeit das einzige Licht erlöscht; ich versiege, verliere den Weg und verfinstere."

Johanna fuhr ihrem Manne mit linder Hand über die Haare und sprach ihm Mut zu.

Der Heiligenbauer schüttelte den Kopf und antwortete: ja freilich müsse alles getragen werden, das wisse er schon, aber seltsam sei es immerhin, wenn er im Dunkel hier am Walde sitze und über die Wiese schaue, springe immer solch Graues an ihm in die Höhe.

Es war die Faberwiese, die vor ihnen lag, mit dem Strauchhaufen und dem Quelltümpel in der Mitte.

„Andreas, das ist Einbildung", sagte Johanna zu ihrem Manne, zog ihn am Arme gewaltsam zu sich herauf und fragte im Weitergehen mit lustigem Hohnlachen: „Was sollte gerade die Wiese getan haben, daß du so miesherzig werden mußt. Weißt du's, Andreas? Ich nicht."

Der Heiligenbauer antwortete nach einer Weile vieldeutig:

„Ja, Weiblein, wer kann das wissen! Denk' dir mal das Seltsame, Johanna, in der letzten Zeit ist's mir schon oft sicher gewesen, daß unsere eigenen Fehler der Grund sind, warum andere uns Schaden zufügen können. Denn wo keine Tür ist, da ist auch kein Eingang."

Unter solchem Gespräch waren der Heiligenbauer und sein Weib in den Hof zurückgekehrt, in dem schon alles im Schlaf lag.

Viertes Buch

Erstes Kapitel

Nach diesen gewaltsamen Vorgängen geschah alles, die aufgewühlte Bevölkerung der Gegend um den Heiligenhof wieder zu beruhigen. Die kirchliche Behörde sandte an die Stelle Ardelts einen weltläufig-besonnenen Nachfolger, Spiller mit Namen, einen früheren Assessor und juristischen Doktor. Der verständigte und verband sich mit dem versöhnlichen Geiste des fürstlich Arenbergschen Oberförsters Wiesner. Die Kündigung der Querhovener Pachtäcker wurde nicht nur zurückgenommen, sondern der Zins wegen der schlechten Lage der Landwirtschaft in jener Zeit, wenn auch nur um Geringes, ermäßigt. Ja, jenen, die eine Erweiterung ihrer Wirtschaft anstrebten, stellte man sogar neue Ländereien in Aussicht, und als nicht lange darnach das frühere Querhovener Meixnergut in den Besitz der Herrschaft überging, konnten sehr viele der armen Speilhobler des Walddorfes zu ihrem schmalen Pachtstreifen noch ein Lehnäckerlein schlagen. Die Leiche des abtrünnigen Schwärmers wurde unter dem Steine am buschigen Hange herausgehoben und in die geweihte Erde des Hemsterhuser Kirchhofes gebettet, wenn auch der kirchliche Beistand bei der Feier nur auf eine gelegentliche Einsegnung beschränkt blieb. Der Ketzerkantor Liborius Pfeiffer wurde im

Interesse des Dienstes weit fort, in eine Gemeinde der katholischen Diaspora versetzt und gewöhnte sich dort langsam aber schmerzvoll seinen wilden Bekehrungs- und Verdächtigungseifer ab, obzwar er weiter fortfuhr, im engsten Kreise über die babylonische Verwirrung der Christenheit leidenschaftlich zu klagen und ein furchtbares Gottesgericht über das sündige Europa in nahe Aussicht zu stellen. Doch mit Ausnahme eines Briefes an den Hemsterhuser Kirchvater, den Vorsteher der dortigen Glaubensbruderschaft, hat er nie wieder nach jener Zeit seines Lebens gelangt, die mit dem Zerbrechen seiner heiligsten Absichten endete und ihn für kurze Zeit zu einer lächerlichen Figur der deutschen Witzblätter gemacht hat. Auf einem Spottbilde jener Zeit sah man den Papst in Rom die Kurbel einer Maschinerie drehen, die, als Modernistenpleuder bezeichnet, unter den Rockschößen des „rheinischen Ketzerpfeiffers" verborgen, diesen in einen grotesken Bekehrungstanz versetzte. Ein Weilchen bemächtigten sich auch die Tageszeitungen des Hemsterhuser Aufruhrs und bezeichneten ihn, je nach der politischen Partei, in deren Dienst sie standen, als den „Protest der gesunden Vernunft" gegen papistische Verdummung, oder als „Wahnsinn irregeleiteter Kinder aus der Schule moderner Freigeisterei". Das erstemal erklang auch der Name des Heiligenbauers und seiner blinden Tochter in die weitere Welt hinaus. Freilich verzerrt, journalistisch zurechtgeschnitten, zu Veranlassungen geistreichelnder Antithesen gemißbraucht, konnte sich niemand ein Bild von diesen beiden Menschen machen, die in der gewollten Einsamkeit ihres Lebens der Grund und Anstoß für eine Bewegung geworden sind, die selbst, ja erst recht in unseren

Tagen sich immer weiter ausbreitet. Die „Gottesfreunde" von Querhoven oder „Menschenchristen", wie sie sich zuletzt nannten, gerieten nach dem günstigen Ablauf des wilden Strudels, in den sie ihre fanatischen Brüder gestürzt hatten, weder in die eitle Überheblichkeit erfolgreicher Anfänger, noch auch in eine verstiegene Proselytenmacherei, nein, sie blieben nach wie vor bei ihrem errungenen, einfachen Glauben. Die früheren Schwärmer hatte der schreckliche Tod ihres Führers schnell auf die besonnten Wege zurückgedrängt, von denen sie durch das Meixnersche Himmelstollen verscheucht worden waren, und eine so tiefgehende Wandlung in ihnen bewirkt, daß sich diese Irregeführten bald durch besondere Innerlichkeit auszeichneten. In wenigen Wochen bildeten die Querhovener wieder eine einhellige Gemeinde. Sie fuhren fort, den Weg zu Gott nicht durch einen Mittler, nicht durch die Macht einer Kirche zu suchen, sondern nur mit der Frömmigkeit des erhobenen Herzens und in werktätiger Liebe zueinander. Sie fragten: „Brauchen der Baum oder die Blume jemand oder etwas, das ihnen die Luft, den Regen, die Sonne, den Himmel vermittelt, als nur die Kräfte und Eigenschaften, die ihr Wesen ausmachen? Nun und sagt man nicht, der Mensch sei mehr als ein Gewächs des Feldes? Warum erniedrigt sich der Mensch also? Niemand, der Brot essen kann, kehrt zum Brei des Säuglings zurück. Der eigene Hunger ist besser als der gekaute Bissen aus dem Munde anderer."

Mit Inbrunst glaubten sie an das, was der Mönch Eckehart, der tiefste Christ aller Zeiten, den Gottesgrund in jedes Menschen Wesen nennt, und betrachteten darnach das Gute nicht als ein der Seele fremdes, von einer äuße-

ren Macht herrührendes Gebot, sondern als eine menschliche Lebensnotwendigkeit, und Bösesein hielten sie für einen solchen irrsinnigen Wahnwitz wie etwa Gifttrinken, um seinen Durst zu löschen. Deshalb behandelten sie auch jeden Bösen, wie einen von Krankheit befallenen Bruder, mit Liebe und nie ermüdendem Mitleid.

So lebten die Querhovener „Menschenchristen", wie es uns etwa von den Christen der ersten Jahrhunderte berichtet wird, ehe die Kirche in den Götzendienst der äußeren Macht verfallen war.

Sie lehnten es ab, sich mit Gegnern in einen Glaubensstreit einzulassen. „Wer mit Worten beweist, kann mit Worten widerlegt werden", sagten sie und „Zwei Männer, die ihres Glaubens halber in Streit geraten, sind wie zwei Gewitter, welche aufeinanderprallen. Sie hören nicht eher auf zu blitzen und zu donnern, bis sich beide zerstört haben." Und so lehrten sie nur durch ihren Wandel.

Damit aber ahmten sie die Überredungskraft der Natur nach, die auch durch nichts anderes zu sich erzieht als durch die geheimnisvolle Schönheit ihrer Lebensgestalten, und die Zahl derer, die sich den Querhovenern anschlossen, wuchs fortwährend.

Am meisten betroffen von dem Erfolg dieser Irrlehre war die römisch-katholische Kirche, die geglaubt hatte, mit duldender Güte den sektiererischen Widerstand abschleifen und die neue Kraft langsam in die Bahnen ihrer alten Formen leiten zu können. Der neue Pfarrer, Dr. Spiller, wirkte in diesem Sinne unausgesetzt auf sie ein, indem er sie zu überreden suchte, daß ihre Ansichten nichts Neues, sondern die alten Grundlehren des Christentums und so-

mit der Kirche seien und daß ihre Wirkung eine weit nachhaltigere sein würde, wenn sie sich ganz der Weisheit der Kirchenzucht unterwürfen. Allein, dieser pfäffischen Schlauheit widersetzten sich alle, am nachdrücklichsten aber der alte, sanftmütige Vanlyßender, und er wies dem Geistlichen auch nach, warum das unmöglich sei.

„Deswegen nämlich, Hochwürden, sind wir nicht wie Ihr", sagte der ehrwürdige Greis, „weil wir Querhovener vom ersten bis zum letzten Christum nicht für einen Gott, sondern für einen göttlichen Menschen halten, für den Menschensohn, als den er sich bei Markus immer bezeichnet. Das Geschlechtsregister bei Matthäus und Lukas ist ebenso Priesterwerk wie die Lehre des Paulus und das Evangelium Johannes, das nicht von dem Jünger des Jesus sein kann. Dieser hohe Mensch, der Herr Christus nämlich, hat nie eine Kirche stiften wollen, und Sakramente hat er auch nicht eingesetzt, nicht ein einziges. Wir sind das neue, junge Herz in dem alten Leibe, der sich nach dem Namen Jesus Christus nennt. Darum trennen wir uns nicht, weil wir das Herz nicht aus dem Leibe reißen, sondern ihn, den Leib nämlich, mit neuem Blut erneuen wollen."

Als der Alte so zu dem Pfarrer gesprochen hatte, entschuldigte er sich, daß er, ein ungelehrter Mann, so rede. Aber in seiner Seele wisse und glaube er, daß der Mensch ein Wesen sei, das Gott und den Himmel von Anbeginn in sich trage. Darum, wer den Weg zu Gott, zu der höchsten Glückseligkeit suche, der dürfe nur in sein tiefstes Innere sinken. Und der Himmel werde einst auf Erden sein, wenn alle den Mut haben werden, nach den Gesetzen ihres tiefsten Inneren zu leben.

Der Pfarrer von Hemsterhus war von den einfachen Worten des ergriffenen, reinen Greises selbst wider Willen ergriffen, daß er seiner Bewegung nicht Herr werden konnte.

Er brachte kein Wort hervor und senkte erblaßten Gesichtes seine Augen. Dabei ging sein Atem einige Züge lang schwer, daß es selbst dem Vanlyßender auffiel. Deswegen faßte der sich ein Herz und sagte dem Doktor Spiller auch das letzte, was er wußte.

„Herr Pfarrer", rief der Greis begeistert aus, „ich weiß es und sterbe darauf, wenn es sein muß. Wenn jemand ein Kaiser wird, oder ein Papst, oder ein Dichter, oder ein großer Gelehrter und Fabrikherr bloß aus dem Grunde nämlich, um mehr zu sein als ein großer, reiner Mensch, so steigt er allemal herab und wird weniger als er war."

Dabei berührte der Speilhobler beteuernd den Geistlichen mit der Hand an der Achsel.

Plötzlich fiel die Ergriffenheit von dem Dr. Spiller ab; er schüttelte den Alten von sich, sah ihn ob der Respektlosigkeit verweisenden Gesichtes an und ging einmal die Stube des Pfarrhauses hin, in der diese denkwürdige Unterredung stattfand.

Dann blieb er vor dem Vanlyßender stehen und maß das vertrocknete, kümmerliche Greisenmännlein belustigt vom Kopf bis zu Füßen.

„Ja, Vanlyßender, also Sündenfall hat's nicht gegeben?" fragte er schneidend.

„Nein", antwortete der Alte sanft.

„Und Erlösung auch nicht?"

„Nein."

„Und alle Menschen sind Engel?"

„Wenn sie den Willen haben, ja."

„Und ein Mörder, ein Ehebrecher, Kinderschänder, ... Mann, ist ein solcher Mensch auch Gott?"

„In seiner tiefsten Seele, ja. Denn auf den Meeresgrund reicht keine Welle, auch die furchtbarste Sturmflut nicht. Oder kann es einen Wind geben, so stark, daß er die Sterne auszulöschen imstande wär?"

Dr. Spiller wich bei den ruhigen, sicheren Antworten des alten Vanlyßender immer weiter, wie in wachsendem Entsetzen zurück.

Der Greis aber war in eine Art träumende Versunkenheit verfallen und schaute wie geistesabwesend mit seinen klaren Augen ins Raumlose.

Da fiel der erste Strahl des Abendrots in die verdunkelte Pfarrstube. Wie eine schimmernde, rote Wand stellte es sich zwischen die beiden Männer und schied sie voneinander. Der Alte fuhr aus seinem Fernsein auf, heftete die Augen auf den Schimmer und bekam davon ein glückseliges Lächeln über sein ganzes Gesicht.

Dann sagte er mit leiser, liebreicher Stimme in das lange Schweigen hinein: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, auf meine Hand! Jetzt halte ich sie in das Sonnenscheinen, und sie blüht rot. So sind wir Querhovener in die Sonne getreten. Und Gott blühe uns weiter."

Dabei neigte er sich vor dem Geistlichen und ging geräuschlos davon.

Dr. Spiller sah lange und betroffen auf die geschlossene Tür und begann dann wieder erregt durch seine Zimmer zu schreiten.

Trotzdem ließ er auch in der Folge nicht nach, mit allen Mitteln die Querhovener von ihrem Irrtum abzubringen. Ja, als es mit dem Vanlyßender nicht lange darnach reißend bergab, gegen die Grube hin ging, steigerte er sein Seelendrängen noch. Er erzwang sich von den gebeugten Angehörigen den Zutritt zu dem Sterbenden und trieb seine Bekehrungsversuche zu einer Heftigkeit, die diesem feierlichen, letzten Augenblicke geradezu Hohn sprach. Der Vanlyßender antwortete auf nichts, sondern lag still und sanft da. Auf einmal aber glühte der erlöschende Blick des frommen Alten unmutig auf, und er sagte mit klarer Stimme: „Ich will von Ihrem Sakrament nichts wissen. Wer unreinen Herzens ist, dem nützt es nichts, und der gute Mensch braucht es nicht", nickte dem Priester gütig zu, drehte sich von ihm ab gegen die Wand und starb lächelnd.

In der Nacht, die dem Tode des guten Greises folgte, aber schon gegen den Morgen hin, stand der Weber Staupitz, der beste Freund des Verblichenen, auf, da er vor Trauer nicht schlafen konnte, und wandelte in das Gebüsch hinaus, in dem einst der wilde Meixner über dem Grabe des Schwärmers den Aufruhr gepredigt hatte. Dort saß der Betrübte unter einem Baume und gedachte der tiefen Wandlung, die an ihm und dem ganzen Dorfe in den Jahren geschehen war. Da überfiel den Mann die Dunkelheit und der Kummer wieder tiefer, und er fragte sich, was nun wohl mit dem neuen Geiste werden solle, nachdem der Vanlyßender, der allen ein Vater gewesen, gestorben war. Und er schaute schmerzvoll durch das Geäst des Baumes in den Himmel hinauf. Der erste Frühwind rührte dort die Kronen auf. Das Blau der Nacht war blasser ge-

worden, und die Sterne brannten schon bleicher. Eben wollte der Querhovener, von der Sorge ganz erfüllt, den Herrgott selber fragen, ob ihnen in der Zukunft vielleicht noch stärkere Heimsuchungen auferlegt werden sollten, als die gewesen, die hier aus diesem Gebüsch einst den Anfang genommen, da wurde das leise Windwühlen des Morgens stärker und stärker. Es schwang die Kronen der Bäume hin und her wie Glocken, die von eifervollen Händen bewegt werden, und das Brausen der Blätter verwandelte sich plötzlich in ein tausendstimmiges, jubelndes Geläut, das über die Hügel, Wälder und Dörfer rundum bis in die Tiefe aller Welt hinein klang. Diese geheimnisvolle Antwort verwirrte den Querhovener Mann so, daß er wie in den wirklichen Taumel eines Traumes versank. Als er wieder daraus erwachte, stand der hellste Tag über der Erde, und er ging hinunter ins Dorf und verkündete allen, was er erlebt hatte.

Die Querhovener nahmen das Begegnis als eine gute Vorbedeutung und einen Trost auf. Und obwohl der Pfarrer den geistlichen Dienst bei dem Begräbnis wiederum versagte, weil der Vanlyßender in Feindseligkeit mit der Kirche gestorben war, beteten ihn alle, die sich eines Geistes mit ihm fühlten, in einer Art erhobenen, glückvollen Schmerzes in die Erde.

Hier an dem offenen Grabe ist auch das erstemal das berühmte Gebet gesprochen worden, das man allgemein dem Vanlyßender zuschreibt. Nach der Erzählung trat, als der Sarg in die Grube gesunken war, die schöne Rütschin aus der Wuhle, seine einzige Tochter, mit ihren vier blühenden Jungen auf den Rand des Grabes. Wie alle

Teilnehmer hielten die fünf je einen kleinen Feldblumenstrauß in der Hand. Und nachdem die bleiche, blonde Frau eine Weile mit geneigter Stirne sinnend dagestanden hatte, hob sie ein weniges den Kopf und sprach dann mit ihrer schönen, ergreifenden Stimme das Gebet:

„Nicht auf dem Berge Garizim, noch zu Jerusalem ist Gott allein zu finden, noch zu Rom, noch zu Wittenberg. Man baut Tempel aus Stein und fängt ihn nicht. Man errichtet Kirchen und keine Wand kann ihn binden. Darum lasset uns in der eigenen Brust Türme bauen, die in den Himmel reichen, ein Haus, mit dem goldenen Dach der Wahrhaftigkeit des Herzens, mit Mauern aus gutem Willen und einer Liebe, die nie endet. Denn vom Aufgang des Daseins bis zu seinem Niedergang ist Gott in dem Menschen, entweder zu seiner Pein oder zu seiner Seligkeit.

Oh, Herr der Welt, du Seele unserer Seele, mache, daß wir dein sind in Freude, in Glück und im Frieden des Guten. Wir flehen dich an, laß uns nicht durch die Qual und Finsternis des Bösen in deinen Schoß zurückfallen. Das Licht ist dein und der Schatten. Der Tag kommt aus deiner Hand wie die Nacht. Laß uns alle Tage in jener Tiefe unseres Wesens wohnen, wo wir von dir nicht geschieden sind, wo Worte nicht sind, noch Gedanken, noch Ziel, sondern Erfüllung. Dort laß uns zu Hause sein, wo wir waren vor unserm irdischen Anfang, und wo wir sein werden nach unserm irdischen Ende in Ewigkeit, Amen."

Als die Rütschin dieses Vermächtnis ihres Vaters gebetet hatte, herrschte eine Stille auf dem Kirchhofe, daß man das Summen der Sommerfliegen in der Sonne hörte. Die schöne Ursula aus der Wuhle war selbst am tiefsten

ergriffen. Um sich vor dem Umsinken zu bewahren, kniete sie nieder und beugte sich so über das Grab, daß viele glaubten, sie habe in ihrem Schmerz Mühe, sich davor zurückzuhalten, ihrem Vater ins Grab nachzusteigen. Allein, sie rang nur, noch etwas zu sagen, und konnte sich nicht fassen. Endlich sprach sie aus diesem schweren Kämpfen des beladenen Herzens in das lautlose Schweigen mit lauter Stimme das, was alle Querhovener, das ganze Grabgeleit, bewegte.

„Mein Vater", rief sie dem Toten ins Grab nach, „du hast geblüht bis zum Ende. So blühe auch uns allen Gott bis zum Tode."

Dann erhob sie sich und ließ ihr Blumensträußlein auf den Sarg fallen. Die vier Rütschjungen folgten dem Beispiel ihrer Mutter, und alle anderen traten auch heran und warfen als letzten Gruß ihre Blumen in die Grube des Verehrten, so daß der Sarg von Blüten ganz bedeckt war.

Auf dem Nachhausewege, jedoch schon außerhalb Hemsterhus, sangen die Querhovener wieder fromme Lieder.

Seit diesem Begräbnis ist es bei den Querhovenern und ihren Anhängern Sitte geworden, dem Toten als letzten Gruß statt drei Schaufeln Erde Blumen auf den Sarg nachzuwerfen. Man betont überhaupt im Tode eines Menschen mehr das Sieghafte, die Verklärung, als den Schmerz des Abschiedes. Aber, daß wüste Orgien gefeiert, gebechert und getanzt werde und laute Umzüge mit Maskerade und Geschrei die Totenfeier schließen, ist eine erfundene Legende aller kirchlichen und religiösen Feinde der Querhovener, die gleich gründlich widerlegt worden ist, als sie das erstemal in der Anzeige des Pfarrers Dr. Spiller aus

Hemsterhus über Verspottung kirchlicher Einrichtungen, öffentliche Ruhestörung und Abhaltung verbotener Umzüge auftauchte, begangen beim Begräbnis des Vanlyßender.

Der berühmte Rechtsanwalt Dr. Weißpfleger aus Würzburg, der freiwillig und umsonst die Verteidigung der bedrängten Walddörfler übernahm, hat alle lächerlichen Beschuldigungen in dem aufsehenerregenden Prozeß zurückgewiesen, der soviel zur Verbreitung des neuen Menschenchristentums beigetragen hat. Weißpfleger ist auch dann der erste schrift- und wortgewaltige Vertreter der neuen Bewegung geworden, die eine vollkommene Umwandlung der katholischen Kirche, etwa nach dem Muster der altevangelischen Gemeinden, erstrebt, jener reinsten und inbrünstigen Christen, die durch Jahrhunderte von den römischen Päpsten mit der hartnäckigsten Grausamkeit, mit Feuer und Rad verfolgt worden sind, denen Ekkehart und Tauler nahestanden, deren Reis der heilige Franz von Assisi eigentlich ist, und die im Luthertum dann einen verkümmerten Sieg feierten.

Zweites Kapitel

All diesem Kampf der Querhovener um die Behauptung ihres errungenen Glaubens hielt sich der fern, aus dessen Wesen und Leben doch die neue Welt der armen Walddörfler soviel empfangen hatte, der Heiligenbauer Sintlinger. Durch das kluge Entgegenkommen und die schlaue Versöhnlichkeit des neuen Hemsterhuser Pfarrers, den Sektierern die Lehnäcker zu belassen, hatte man des Sintlingers versprochene Hilfe beiseite geschoben, um durch Verhinderung äußerer Verbindlichkeit die Störung der inneren Beeinflussung anzubahnen. Der Heiligenbauer kam also gar nicht dazu, aus seinem Gut den Querhovenern Pachtäcker zu überlassen.

Aber wie sich der Dr. Spiller über die Wirkung seiner sachlichen Maßnahmen auf den Geist der Querhovener täuschte, so mußte er auch bald die Nutzlosigkeit dieser mittelbaren Bekämpfung des Heiligenbauers erfahren. Denn der Sintlinger war über die Beilegung des Streites um die Lehnäcker nicht bloß nicht betroffen, sondern äußerte sogar seine unverhohlene Befriedigung, daß der Not der bedrückten Speilhobler so verständig abgeholfen wurde.

Und doch drängte es den Sintlinger von dem Ringen der Querhovener noch weiter in die Abseitigkeit seiner ein-

samen Seele hinein, als ihn sein Wesen bisher von Grund aus gewiesen hatte. Daran aber war ein anderer als der Hemsterhuser Pfarrer schuld. Denn es ist verbürgt, daß der Heiligenbauer entschlossen war, an dem Begräbnis des auch von ihm hochverehrten Vanlyßender teilzunehmen. Der Wagen mit dem angeschirrten Pferde stand an dem Tage schon auf dem Hofe. Der Knecht Wendel saß auf dem Bock, und der alte Zenker umging an seinem Stock noch einmal das Gefährt, um nachzusehen, ob auch alles in Ordnung sei, schlug auf die Polster, nach vergessenem Staub zu fahnden, fuhr dem Pferde an den Flanken hin, griff seine Mähne durch, prüfte die Schnallen der Gurten und entdeckte endlich, daß das Gebiß dem Gaule zu eng ins Maul gelegt sei. Indem er nun mit dem wortschnellen Knechte darüber in Streit geriet, trat der Sintlinger aus der Tür, im schwarzen Rock, den hohen Hut auf dem Kopfe, und näherte sich, ein mildes Lächeln auf dem ernsten Gesicht, dem Wagen. „Häng' das Gebiß einfach ein Glied weiter ein, Zenker", sagte er. „So, wenn ich warten soll, bis Wendel dir das letzte Wort läßt, ist Nimmerleinstag da und mein guter Vanlyßender derweil schon von den Toten aufgestanden." Sein Gesicht vertiefte sich noch um einen Schatten mehr in ruhigem Ernst. Er streckte die Hand nach dem Wagenschlag aus und hob den Fuß, hineinzusteigen. Aber ehe er recht auf den Sitz kommen konnte, trat durch das Beitürchen der Hemsterhuser Postbote in den Hof, hob die Mütze grüßend von dem verschwitzten Kopf und wollte, da er den Bauer so nahe vor der Ausfahrt sah, mit seiner Bestellung an ihm vorüber ins Haus hinein. „Nichts an mich?" rief

ihm der Sintlinger nach und beugte sich aus dem Wagen. „Freilich, ein Brief", antwortete der Briefträger über die Achsel zurück. „Nun also, warum soll ich ihn da nicht auch kriegen?" sagte der Heiligenbauer launig, nahm ihn an sich und, während er ihn schnell aufriß, gab er zugleich Wendel das Zeichen zur Abfahrt. Zenker stand gerade vor dem Kopf des Pferdes, und es dauerte ein Weilchen, ehe er auf die Seite humpeln und die Bahn freimachen konnte. Indessen hatte der Sintlinger den Namen des Schreibers und die ersten Worte des Briefes gelesen. Das genügte, schon nach einigen Schritten des Pferdes, den Knecht von der Fortsetzung der Fahrt zurückzuhalten. Der alte Wirtschafter sah seinen Herrn sich plötzlich verwandeln, leidenschaftlich über das Schreiben gebeugt, immer blasser werden und in verlorener Versunkenheit Blatt um Blatt wenden. Minute verstrich um Minute. Der Sintlinger schüttelte da den Kopf, nickte dort gedankenvoll, ließ, zu Ende gekommen, den Brief auf die Knie sinken und schaute dann lange, wie Rat suchend, in den Sommerhimmel hinauf. „So, so . . .", sagte er endlich mit einem tiefen Atemzug, stieg aus, gab den Befehl, auszuspannen, und ging, mit großen, unbeweglichen Augen in der Luft hängend, ins Haus zurück.

Der Alte, als er den Sintlinger sich so seltsam gebärden sah, brummte dem Bauern nach: „Ja, ja, geh du immer 'nein! Das Kopfsprengen hört nicht auf bei dir, und wenn du siebenmal die Heiligen inwendig übernanderlegst." Dem verdutzten, neugierigen Wendel aber riß er alle Fragen an den Zähnen ab und gab seinem „Gemäre" alle Schuld, dem Herrn die Fahrt verleidet zu

haben. Der Heiligenbauer kam nach kurzer Zeit in der Arbeitskleidung die Stiege herab, rief seiner erstaunten Frau durch die halboffene Tür in die Küche zu, daß er eines Briefes halber nicht nach Hemsterhus hinunterkönne, sondern in den Wald müsse, wo er erwartet werde. Und ehe Johanna noch etwas fragen konnte, war er auf und davon.

Die Bäuerin eilte, so schnell es sich wegen der Mägde tun ließ, ihrem Manne wohl nach, erreichte aber damit weiter nichts, als vom Hoftor aus ihn eben über die Hohe Kippe nach dem Walde zu mit großen Schritten verschwinden zu sehen. Der Sintlinger ging, ohne anzuhalten, die Waldstraße entlang. Je tiefer er in seinen Forst eindrang, desto klarer wurde die Sicherheit in ihm, daß es ihm nur an jener Stelle des Waldes gelingen konnte, den eben empfangenen Brief richtig zu lesen und zu verstehen, wo ihm vor Jahren der wahngetriebene Kräutersammler zu Gesicht gekommen war, den er für den verstromerten Faberrebellen gehalten hatte. Denn das Schreiben stammte von diesem Manne, der in der Nacht nach der Sintlingersteinfeier wie ein Spuk sein Leben gestreift hatte und es doch seitdem mit Fangarmen umstrickt hielt, die ihn nicht losließen.

„Bin ich denn nicht selbst närrisch, mich immerfort von diesem Menschen wie von einem Albe treiben zu lassen?" fragte er sich ein über das andere Mal und brachte es doch nicht fertig, den Brief aus der Seitentasche zu nehmen, zu zerreißen und die Schnitzel in den Wald zu streuen, sondern lief immer weiter, bis er ungefähr an die Stelle kam, von wo aus beim Umwenden die einsame Wald-

straße sich fern in die halben Kronen der Bäume hinaufhob.

Dort ging der Sintlinger linker Hand so tief in den hohen Bestand, daß er vom Wege aus nicht zu erblicken war, ließ sich auf einen alten, übermooften Stock nieder und las den Brief, der weder Ort, noch Datum, noch Anrede trug, sondern sofort begann:

„In der letzten Zeit habe ich in verschiedenen Zeitungen Ihren Namen gelesen und darin erfahren, zu welch großem Einfluß Sie in der dortigen Gegend gelangt sind. Ich beglückwünsche Sie von Herzen zu der großen Wandlung, die sich in Ihren Anschauungen vollzogen hat. Denn die Nacht steht noch unvergeßlich in meiner Erinnerung, in der ich ruheloser Erdenflüchtling als Gehetzter das erste und einzige Mal mit Ihnen zusammengetroffen bin. Sind es nicht schon zwölf oder gar dreizehn Jahre? Aber es gibt ja keine Zeit vor unserer Seele, und der Geist des Menschen kennt keine Trennung. Sie haben recht mit der Wahrheit, die Sie die Querhovener gelehrt haben: Die unbegrenzte Liebe der Menschen zueinander ist die einzige Offenbarung des Gottes in uns und des Weltgottes, die ein und dasselbe sind. Dazu bedarf es keiner Kirche, keiner Priester und keiner Sakramente. Wie gern möchte ich zu Ihnen eilen und Ihnen die Hand drücken, der trotz des schweren Geschickes seines Kindes die Kraft gefunden hat, sich aus den Verstrickungen der Eigensucht und leidenschaftlichen Stolzes in die lichte Weite schrankenloser Liebe zu den Nächsten loszuringen. Trotzdem Sie in jener Nacht mich verspotteten und höhnisch hinter mir herlachten, als ich vor dem heranreitenden Gendarm in den Wald

flüchtete, war ich der Wirkung jener Stunde und meines Wesens auf Ihr Leben sicher. Glauben Sie mir, es gibt keinen Menschen, der glücklicher über diesen Ausgang sein kann, als ich es bin. Würden Sie mir es glauben, daß es im Laufe der Jahre oft Augenblicke gegeben hat, wo ich mich fast körperlich neben Ihnen gehend gefühlt habe?

Ich bitte, stoßen Sie sich nicht an der Unruhe und dem etwas erhitzten Schweifen meiner Worte. Es ist zum Teil ein Angebinde meiner Natur, heute aber ein Ausfluß meiner Freude und wohl auch etwas noch die Folge meines Zustandes. Ich habe mich von dem Säbelhieb des Schutzmannes, den ich bei der Demonstration der Berliner Arbeitslosen in Moabit erhielt, noch nicht ganz erholt. Meine Stirn, die fast gespalten war, ist ja zugeheilt, aber in der Erregung überfällt mich noch mal und mal Schwäche. Sobald ich ganz hergestellt bin, komme ich in Ihre Nähe, denn in dem rheinisch-westfälischen Kohlenbezirk wühlt sich wieder etwas zusammen, und ich muß hin, um die Arbeiter von Torheit und Unvernunft zurückzuhalten, sollte mir auch dort ein zweites Mal beschieden sein, was mir hier widerfahren ist.

Auf jeden Fall besuche ich Sie während meines Aufenthalts in der dortigen Gegend. Dann hofft Ihnen noch näherzutreten

Ihr

Franz Faber."

Der Sintlinger las den Brief aber- und abermal. Je tiefer er indes in den Gedankengang und die Gesinnungswelt Fabers eindrang, desto mehr, desto tiefer fand er

sich wieder in Gegensatz dazu. Besonders die Stelle, an der von des Sintlingers Änderung, von seiner Wandlung aus der „Eigensucht" und dem „Stolze" in schrankenlose Liebe zum Nächsten gesprochen wurde. Was wußte dieser Mensch von ihm und von der Art der Leute überhaupt! Immer und immer, das hatte er, der Sintlinger, doch erfahren, nutzt die Belehrung des Irrenden nichts, da ein Mensch des anderen Meinung stets nach seiner, nicht nach der Art des Sprechenden, also falsch versteht. Das Denken des eigenen Kopfes ist ja schon eine Verwirrung der Wahrheit, die an die Innenwand des Schädels klopft, wieviel mehr das Wort, diese neue Entartung des Gedankens. Wenn Menschen miteinander sprechen, so legen sie Hölzchen nebeneinander, nie fügt sich eines an das nächste.

Und die Liebe? Gott, ja, die Liebe! Besteht sie ihrem Wesen nach nicht in der schrankenlosen Bereitwilligkeit, den Zustand des anderen zum eigenen zu machen? Und ist das in alle Ewigkeit nicht ein aussichtsloses, nutzloses Beginnen? Nie vermag eine Eiche sich in eine Buche, nie ein Wassertropfen in einen anderen zu verwandeln. Wie kann einer seine innere Gestalt in die des Nächsten vertauschen? Ewig müssen wir Menschen einsam bleiben, einsam wie Hügel und Berge, die nur in der Tiefe ihrer Gesteinswurzeln, wo sie noch nicht Hügel und Berge sind, übereinstimmen. Das hatte der Heiligenbauer ja doch sogar in seinem Verhältnis zu seinem Weibe erleben müssen, von dem alten Klim und dem Prahlmeixner nicht zu sprechen, dem Pfarrer und allen Querhovenern. Nun, und gar der Wahn der Hilfe, von dem dieser närrische Mensch aus einer Not in die andere, einer Niederlage und

Enttäuschung in die nächste gehetzt wurde! Der Mensch befindet sich gegen sich selbst in der Torheit, wenn er glaubt, daß mit Gedanken ihm von den Schäden geholfen werden kann, die das Leben jedem zufügt. Denn die Gedanken kommen immer erst nachher, wenn alles vorüber ist, wie Boten, die ein Unglück melden, oder ein Glück, je nachdem. Und genau so ist es mit unserer Hilfe am Nächsten, am Menschen und der Gesellschaft. Wir kommen auch da immer erst nachher, immer zu spät. Kinder werden erzogen nach Grundsätzen, die nicht mehr gelten, wenn sie erwachsen sind. Wir sind wie Stellmacher, die für Verschmachtende Wagen bauen, und sind wir fertig damit, so hat diejenigen schon der Tod geholt, denen sie weiterhelfen sollten. Ja, sogar unsere eigenen Erfahrungen nützen uns nichts. Der Jüngling kann von seiner Kindheit und der Mann nichts vom Jüngling lernen. Noch weniger kann man sie übertragen. Immer bringt man Pferde auf einen Markt, der schon vorüber ist. Alle Bemühungen der Lehre, der Liebe und der Hilfe sind darum zwecklos, sie bewirken nur, daß wir an der Erreichung der eigenen Vollkommenheit gehindert werden. Statt als Stern am Himmel zu strahlen und alle zu trösten, die im Dunkel oder in der Nacht pilgern, erniedrigen wir uns zu Lichtfunzen, die umherschwirren, das Dämmern der Winkel zu erhellen, ohne doch das Elend und die Not vertreiben zu können. Also mochte der Faber immer handeln und denken, wie er wollte, über die Welt und ihn, den Sintlinger selbst, das sollte ihn nicht beirren. Für ihn gab es nur das eine Gebot: Er wollte fortfahren, ohne rechts und links zu sehen, seine Pflicht gegen sich, gegen seine

tiefsten Bedürfnisse zu erfüllen und gleich dem Gewitter sein, das sich darum auch nicht schert, wenn die Menschen meinen, es komme ausgerechnet ihrethalben. Es reinigt die Luft auch da, wohin der Laut seines Donners nicht mehr reicht. Fließt irgendwo Luft ab oder zu, so müssen sich die Luftschichten des ganzen Erdkreises endlich darnach richten. Alles, das Innerste der Seele auch, unterliegt Gesetzen, an denen nicht zu rütteln ist, unausweichlichen, denen Gott selbst sich nicht entziehen kann. Denn diese Gesetze sind die Staatsmänner seiner Gewalt.

Oder war er, Andreas Sintlinger, der Bauer, der hier auf dem bemoosten Stocke im eigenen Walde saß, den sie rundum den Heiligenbauer nannten, etwa nach eigener Willkür zu diesen Erkenntnissen gekommen? Es hatte ihn ja doch wider seinen Willen, mit unausweichlicher Notwendigkeit dahin geführt. Und nun kam dieser stumpfe Irgendwer, dieser Faber, und sprach von dem Zustande seines Lenleins und damit von all seinem Dasein als einem bösen Geschick. Der Heiligenbauer brach in ein lautes Gelächter aus, daß der ganze Wald widerhallte. Dadurch wurde er selbst aus dem Wirbel seines leidenschaftlichen Bohrens herausgerissen. Er stand auf und schaute betroffen umher, ob nicht doch ein Lauscher irgendwo unbemerkt in der Nähe sei; denn der Wald hat soviel Ohren, wie Blätter an den Bäumen hängen und Nadeln an den Zweigen sitzen. Wirklich, da drüben auf der Waldstraße stand ein Mann und sah aufmerksam gegen die Gegend hin, wo der Sintlinger sich befand, schüttelte den Kopf, stach ein paarmal mit dem Stock überlegend in die Straße und setzte sich dann vorsichtig in Bewegung,

um zu erkunden, von wem dies laute Gelächter in dem Walde herrühre.

Der Heiligenbauer sah den Fremden immer näher kommen, duckte sich und lief lautlos in den Wald hinein, bis er eine dichte Schonung hinter sich hatte. Dann stand er still und lauschte wieder. Es war kein Laut mehr zu vernehmen außer dem Sieden des Lichtes in den Kronen der Bäume.

Das schnelle Laufen hatte ihm den Atem etwas abgetrieben. Er legte sich deshalb in das feuchtwarme Moos, nahm die Mütze ab und drückte die Hände in das weiche, grüne Polster. So beruhigte er sich allmählich, und da er seine Flucht vor dem Unbekannten jetzt überdachte, lächelte er nachsichtig und wohlig über seine komische Eile. Aber, Gott sei Dank, war er doch ins reine mit sich gekommen und fühlte sich wieder auf dem alten, sicheren Pferde sitzen.

Er überließ sich einem traumhaften Verfließen des Gemütes und verfolgte mit Neugier ein winzig kleines, zikadenähnliches Tierchen, das, wohl von seiner Hand aus dem Wipfel eines Moosbäumchens gerüttelt, Anstrengungen machte, durch das grüne Gewirr wieder heraufzukommen. Um dem Insekt sein Bestreben zu erleichtern, lüftete er den Druck der Hand. Die Moosbäumchen hoben sich, und in kurzer Zeit war das Tierchen aus seinem Gefängnis befreit und lief ihm auf den Zeigefinger. Dort stand es lange in der nur den Insekten eigenen, vollkommenen Starre still. Nur seine winzigen Fühler zitterten noch fortwährend wie unter den Nachwirkungen der Angst. So hatte der Heiligenbauer Muße,

das Tierchen zu betrachten und über seine unbeschreibliche Schönheit in das höchste Erstaunen zu geraten. Sein etwa den vierten Teil eines Zentimeters langer Leib, von der Form eines winzigen Torpedos, nur mit stärkeren Verjüngungen am hinteren und am Kopfende, war in ein metallisches Weißgrün gekleidet, über dem ein puderigweißer Hauch lag. Dieselbe Farbe hatten auch die beiden Halbflügelchen, krausig gewellte Fächerchen, in deren Vertiefungen das Ahnen eines roten Schimmers schwebte. Die Ringe des Hinterleibes waren mit tiefschwarzen Bogen abgesetzt, nach der Mitte zu schwächer und schwächer werdend, daß man die Stelle ihres Aufhörens kaum bestimmen konnte. Das größte Wunder aber waren die schwarzen, feurig glühenden Augen am spitzen Kopfende und die beiden hauchdünnen, schwarzen Fühler, die in blaßgrüne Büschelchen, wie in magische Zitterflämmchen, endeten. Das Tierchen stand auf rosa Beinchen, und nun, da es zu laufen anfing, sah es aus, als sause es auf einem rosigen Nebelchen hin.

Und dieses Wunder sah von zwanzig Millionen Menschen kaum einer. Vollkommen verborgen blühte es in dem Zauber seiner Pracht und welkte, vielleicht nach Stunden oder Tagen schon, wieder hin, ohne seine Schönheit selbst je anders gekannt zu haben als nur in der Schönheit seiner inneren Harmonie, von der die äußere Gestalt der Ausdruck war.

So gotteseinsam, selbst unwissend, sollten auch Menschen ihre Vollkommenheit tragen. So, wie sein Lenlein sie trug und wie er ihr nachzuleben sich bemühte. Und der Heiligenbauer erinnerte sich mit Glück der Erkenntnis,

die ihm vor Jahren beim Anblick des schwarzen Huhnes vor dem Drahtgitter gekommen war. Alle Gestalten des Lebens sind ja immer Sinnbilder derselben Wahrheit. In allen wohnt der unaussprechliche König, der dem Spiel der Lebensgebärden zuschaut, am deutlichsten aber im Menschen.

Nun, und hatte er, der Sintlinger, immer reiner und reiner in den Jahren, hatte er nicht auch ins Leben hineingespielt? Wie dies Tier, wenn auch nicht unwissend und wenn auch nicht mit Willen.

Ja, ja, reiner und reiner, für sich selbst, natürlich.

Aber wie? Welche Folgen hatte es denn für die gehabt, mit denen er in Berührung gekommen war?

Und das erstemal sah er sein Leben, wie er es noch nie gesehen hatte. Wie ein Überfall kam das, ein Einbruch, ein Aus-den-Angeln-Heben. Er mochte wollen oder nicht, ein lautloser Sturmwind riß ihn fort: Sein Schwiegervater, der alte Klim, war daran gestorben. Den Pfarrer Ardelt hatte es ins Grab gestoßen, den Prahlmeixner an den Baum gehängt, den Frieden der ganzen Gegend gestört, Menschen entzweit, ihn selbst seiner Frau entfremdet, den alten Erbhaß der Brindeisener neu entflammt, den Gottlieb vom Hofe getrieben.

Und was war ihm denn eigentlich selbst von allem geblieben?

Ein paar ärmliche, beschriebene Blätter in einem verschlossenen Schub.

Das dunkle Bewußtsein der Schuld an dem Aufruhr der Gegend hatte ihn nach Hemsterhus getrieben, um gutzumachen, was von ihm herrührte. Und hatte er nicht in feiger Furcht vor der Verantwortung das Lenlein als

Schutz mit in den Aufruhr gezerrt und war seitdem sein Mädchen nicht wie verwandelt?

Eine fremde Macht wirkte in sein Leben hinein und hatte so alles verwirrt, trotz des Meisters, des unsichtbaren Königs in ihm, daß er jetzt nach jahrzehntelangem Ringen sich ins Unrecht verstrickt sah wie ehemals, als er durch die starken Entgleisungen des Trunkes sich am Leben versündigt hatte.

Der Heiligenbauer war wie zerstört und bebte am ganzen Leibe. Er sah auf seine Hand und merkte, daß er die schöne Zikade zwischen seinen Fingern zermalmt hatte.

Das erschütterte ihn noch tiefer.

„Bin ich denn ein Unhold, daß ich alles vernichten muß, was ich angreife?" sprach er trostlos, mit stockender Brust.

„Warum geschieht mir das alles? — Warum?" fragte er in Schrecken weiter.

Da antwortete es ganz deutlich:

„Weil du dein Denken denkst und dein Fühlen fühlst, und weil dir deswegen die Liebe fehlt, die sich hingibt, ohne zu wägen und zu fragen."

Es sprach ganz klar, nur konnte der Sintlinger nicht unterscheiden, ob in ihm oder außer ihm.

Mit zusammengezogenem Herzen wartete er, daß es weiterrede.

Und während er lauschte, fiel ihm eine Stelle des Faberschen Briefes ein, jene Stelle, in der er ihm schrieb, daß er sich in den Jahren oft körperlich in seiner Nähe gefühlt habe, und zugleich dachte er, wie oft wirklich leibhaftig das Bild dieses Mannes vor ihm in der Zeit aufgetaucht war.

Voll eines traumhaften Grauens hob er endlich die Augen und sah um sich. War der Fremde auf der Straße etwa gar schon der Faber gewesen?

Aber der ganze Wald war leer und totenstill. Die Bäume standen unbeweglich im sinkenden Abendlicht.

Wie zerschlagen erhob sich der Heiligenbauer und ging, achtlos, wohin es sei, im Walde fort.

In tiefer Nacht fühlte die Heiligenbäuerin im Schlaf, daß jemand ihre Hand fasse.

Sie erwachte und sah, daß ihr Mann neben ihr auf dem Bettrande saß.

Seine Finger waren kalt und umfaßten ihre Hand wie ein Schraubstock.

Er antwortete auf keine Frage und ging, nachdem er eine Weile gesessen hatte, ohne einen Gruß wieder aus dem Zimmer.

Drittes Kapitel

Unter dem Volke wurde von dieser verborgenen Heimsuchung nichts bekannt als die Kunde, der Heiligenbauer habe wieder einmal tief im Walde den Teufel lachen lassen.

Der Sintlinger hörte das mit seinem gewohnten Lächeln an, ohne eine Erklärung dieses törichten Mißverständnisses zu versuchen. Auch Johanna gegenüber trat er aus seinem Schweigen nicht heraus, außer daß er von der verdrießlichen Forderung eines Mannes sprach, der ihm in der wilden Zeit einst nahegestanden hatte. Um ihrer Ruhe und Unbefangenheit halber bitte er, nicht nach seinem Namen zu fragen. Die Erschütterungen, die dessen unvermutetes Auftauchen ihm beschert habe und von denen ihr in der Nacht ja auch eine Probe nicht erspart geblieben sei, seien nun vollkommen vorüber.

Mit leiser Hand fuhr er seinem Weibe nach dieser verkappten Wahrheit über die Stirn, und Johanna sah ihn in der gewohnten Haltung wieder von sich in das Licht seiner rätselhaften Einsamkeit gehen, wohl beruhigt, aber auch ein wenig enttäuscht, daß die Finsternisse von dem Sintlinger so schnell wieder abgelassen hatten, durch die er doch nun letzten Endes zu ihr und der Gesellschaft der

Menschen einst zurückgeführt werden mußte. Denn das war zu einer fixen Idee in der lieben Frau geworden, daß das Lenlein nicht eher in den Besitz ihres Augenlichtes kommen könne, ehe der Sintlinger nicht aus seiner Verlorenheit gescheucht sei.

Allein, wie sie ihren Mann auch unauffällig beobachtete, sie konnte nicht eine geheime Verdunkelung, nicht eine entschlüpfte Reizbarkeit an ihm wahrnehmen, wodurch sie der furchtvollen Sehnsucht in sich hätte recht geben können.

Der Heiligenbauer glaubte sich von dem Zusammenbruch im Walde ganz erholt zu haben. Er setzte das Schicksal des alten Klim, des Pfarrers und des Prahlmeixners nicht mehr allein auf sein Schuldkonto, sondern sah in ihrem unglücklichen Ausgang die Folge der eigenen Fehler und die Wirkung von Gewalten, die Leben und Tod jedes Menschen seit je bestimmen. In seinen Papieren ist auch nur die Rechtfertigung seines errungenen Zustandes enthalten, nicht ein Wort der Selbstbezichtigung, die ihn im Walde überfallen hat. Nur ganz leise klingt etwas von dem ausgestandenen Schmerz in dem Ausspruch nach, der am Ende der Gedankenreihe sich findet, mit der er den Einfluß des Faberschen Briefes abgewehrt hat.

„Erst hat die Musik das Instrument gemacht", lauten die rätselhaften Worte. „Seitdem macht das Instrument die Musik, und jedes höchste Lied muß entarten. Denn niemand kann rein die Musik des Himmels spielen als nur im eigenen Herzen."

Man geht nicht fehl, in diesen Sätzen das Bekenntnis der Hoffnungslosigkeit gegenüber allem Menschenstreben nach der letzten Vollkommenheit zu sehen. Aber doch

flackerte gerade unmittelbar nach diesen Vorgängen wieder eine besondere Schroffheit des Heiligenbauers auf, sein Leben ganz von dem der übrigen abzusondern, wie, um die errungene Höhe wenigstens zu behaupten. Er lehnte es ernst und entschieden ab, in dem Handel Partei zu nehmen, der nach dem Begräbnis des Vanlyßender zwischen dem Hemsterhuser Pfarrer und den Querhovenern entstand, und wußte sich auch der Zeugenschaft in dem nachfolgenden Prozeß zu entziehen.

Sich weiter mit dem Streben dieser Sektierer zu verzweigen, hieß für ihn einfach wieder in die Wirnisse früherer Torenzeit zurückzukehren, in die Bitterkeit über die Läppereien Gewöhnlicher und endlich in das alte Hohngelächter. Alles, was er wollte, ahmten sie so nach, wie der Schatten das Wesen eines Baumes wiederholt, ohne Farbe, ohne Duft, ohne Tiefe.

In diesen Entscheidungsstunden des Schicksals also ging der Sintlinger über die Grenzen der Selbstbewahrung hinaus. Denn in jedes Menschen Leben tritt ein Zeitpunkt ein, da unsere Kräfte die höchstmögliche Steigerung erfahren haben. Dann müssen wir aus Meistern Diener unseres Werkes werden und, wenn es sich um Ideen handelt, die Veränderungen ertragen, die unweigerlich mit jeder Verwirklichung nun schon verbunden sind.

Aber den Sintlinger brannte weiter die ganze Welt nur mit seinen eigenen Schmerzen.

Eines Tages nahm er Helene mit sich hinaus auf das Feld, und als sie beide ganz allein waren, fragte er das Mädchen, ob sie in der Weite einen Mann sähe, der auf den Hof zukomme. Er meinte damit den Faberrebellen,

der in dem Briefe seinen Besuch auf dem Heiligenhübel in Aussicht gestellt hatte. Der Sintlinger, der von Helenens Kraft des Fernsehens fest überzeugt war und schon wundersame Proben dieser Eigenschaft an ihr erfahren hatte, erlitt das erstemal eine vollkommene Enttäuschung. Schon die andere Art, in der Helene seine Frage heut entgegennahm, machte ihn stutzig. Nicht wie sonst löste sich die Geschlossenheit ihrer Haltung auf, nahm ihr Gesicht einen Zug bekümmerter, ernster Betrachtsamkeit an, vertiefte sich die klare Grundlosigkeit ihres blicklosen Auges noch mehr ins Innere. Sie hob nur einen Augenblick, wie auslugend, den Kopf, zuckte dann gleichgültig ablehnend mit den Schultern, bückte sich, strich leise mit der flachen Hand übers Gras und antwortete dabei, fast mit dem Anflug eines geringschätzigen Lächelns: Nein, sie sehe nichts. Was solle sie auch sehen? Das sei überhaupt bei ihr nicht mehr so wie sonst. Aber als der Heiligenbauer nun bekümmert in sie drang, ihm doch zu erklären, was sich geändert habe, wie es in ihr anders geworden sei, gab das Mädchen vorderhand keine Antwort, ging neben dem Vater hin, zupfte bald mit der rechten, bald mit der linken Hand Blumen, Halme, Grasrispen, was sie gerade erwischte, ab und warf es mit leidenschaftlicher Gebärde weit von sich. Doch da der Sintlinger nicht nachließ, in aller besorgten Liebe den Veränderungen in ihrem Gemüt nachzuforschen, sagte sie ein paarmal lauter und lauter, zuletzt fast schreiend: „Nichts, — nichts — nichts" und fing plötzlich an, wie flüchtend von ihrem Vater weg geradezu über das Feld zu laufen, mitten in ein Korngewanne hinein. Der erschrockene Heiligen-

bauer war wohl sofort hinter seinem Kinde her. Aber sowie Helene sich verfolgt sah, flog sie nur so durch den rauschenden Roggen und stand erst am jenseitigen Rain mit fliegender Brust, erhitztem Gesicht und mit Augen still, die lächelten und zugleich funkelnd spielten und dabei doch von Tränen überströmt wurden. So ließ sie sich von ihrem Vater in die Arme schließen und bat, immer heftiger schluchzend, sie nicht mehr so zu fragen wie vorhin. Das Gesinde wisse auch nichts anderes mit ihr zu reden und alle Leute nicht und mit einem Wort, sie möge das nicht mehr. Bei all dem leidenschaftlichen, wirren Reden verlor sich aus ihrer Stimme manchmal das nur ihr eigene silberne Klingen, die Worte mutierten in einen vollen, fremden Laut hinein, und selbst der Sintlinger wurde ein wenig von der heißen Beklommenheit gestreift, von der seine Tochter erfaßt war, und so ließ er sie in einer Art Furcht los und bat sie, sich mit aller Macht zu wehren, wenn wieder ein solches Gemütswirbeln über sie herfallen wollte.

Während des Nachhausegehens durch das volle, stille Sommerlicht, unter dem Wogen des Lerchenjubels in der Luft und dem weitgedehnten Schweigen der hochhalmigen Saatfelder kam Helene freilich wieder ganz in das ferne Verzaubertsein ihres Wesens. Sie faßte die Hand ihres Vaters, und der Heiligenbauer genoß das leichte, wundersame Spiel ihres schwebenden Ganges. Nicht nur das, die ganze Grenzenlosigkeit des kindlichen Aufgeschlossenseins kam wieder über sie, und scheinbar ohne Zusammenhang begann sie darüber zu plaudern, was sie auf der Fahrt zu dem Hemsterhuser Aufruhr erlebt habe. Da

sei ihr es gewesen, als werde sie davongetragen, um nie, nie mehr zurückzukehren, nicht auf den Hofhübel, nicht zu ihrer Mutter, zu niemand, nicht einmal zu ihm, zu ihrem Vater, der doch, das Pferd lenkend, neben ihr gesessen habe. Aber das Allerseltsamste sei doch gewesen, daß ihr lieber Vater während des Fahrens dort geblieben sei, wo er immer war, nur sie, sie allein habe sich rasend schnell mit jedem Hufschlag ins Ungewisse hinausgerissen gefühlt. Und eigentlich habe das seitdem nicht mehr recht aufgehört. Und auch heute nachmittag, als ihr Vater sie nach dem fernen Mann gefragt habe, sei das so gewesen. Manchmal sei das gar nicht hübsch und manchmal auch geradezu zum Fürchten und dabei doch schön, daß es sich gar nicht sagen lasse wie.

Als Helene das alles kraus und überstürzt herausgezwitschert hatte, fiel sie ihrem Vater um den Hals, küßte ihn stürmisch und versprach, sich zusammenzunehmen und nicht mehr unartig zu sein. Er solle nur der Mutter nichts sagen.

Der Sintlinger strich ihr die Haare aus der Stirn und die Besorgnisse aus der Seele. Handverschlungen, beglückt aussehend wie immer, schritten sie durch das hintere Beipförtchen über den Hof. Aber als Helene vor ihrem Vater die wenigen Stufen emporstieg und durch die Haustür verschwand, fühlte der Heiligenbauer ein Verdunkeln so jäh in seine Augen fallen, daß er sich mit der Hand übers Gesicht fuhr, als sei dieser Seelenschatten ein Schleier, der sich wegwischen lasse.

Denn es mag wohl sein, daß ihn der Schmerz anfiel, der Eltern auferlegt ist, die ihr Kind durch den Übergang

in ein anderes Lebensalter sich verdunkeln, verwirren, wie um eine Biegung des Weltweges verschwinden sehen, mit keinem Ruf der Liebe, mit keinem Weh der Sehnsucht zurückzulocken; es wird ihn auch der Kummer ergriffen haben über das Versiegen der geheimnisvollen Kraft des Lenleins, mit fernsichtigem Seelenblick das Auftauchen schicksalshafter Personen am Horizont seines Lebens zu schauen, und vielleicht geht man in der Annahme nicht fehl, daß ihn deswegen eine Empfindung der Schutzlosigkeit angefaßt habe, dem Gefühl des Kriegers vergleichbar, dem seine Waffen abhanden gekommen sind.

An einem Nachmittage saßen der Sintlinger, Johanna und das Lenlein an dem Eßtisch in der großen Stube.

Das Mädchen hatte den Kopf in die linke Hand gestützt und hörte in der stillen Zerstreutheit ihrer sechzehn Jahre dem Gespräch der Eltern zu.

Durch das geöffnete Fenster strömte die klare, stille Sonne des Nachsommers, der schon wanderunruhige Gesang der Vögel und der herbe Duft herbstnaher Fülle. Auf einmal lehnte sich Helene leidenschaftlich in den Stuhl zurück, faltete die Hände ineinander und versank in ein solch verzücktes Lauschen nach dem Gesang der Vögel, daß ihr Gesicht in den Schimmer einer heißen Verklärung getaucht wurde und stille Tränen in ihre blicklosen Himmelsaugen traten.

„Lenlein, was ist dir denn?" fragte der Heiligenbauer und legte besorgt seine Hand auf ihren Unterarm.

„Ich weiß nicht", sagte sie ringend und lächelnd zugleich, „ich weiß nicht. Das Singen, das Singen! Hör' doch bloß, wenn der Vogel so herunterschmettert, weißt

du, da ist es einem geradeso, als fiele man in die leere Luft. Gott, wie im Traum von einem hohen Hause, man fällt und weiß nicht wohin."

Johanna, die tüchtige Natur, verwies ihr ernst dies ziellose Schwelgen, von dem das Mädchen mehr und mehr verführt wurde.

„Weißt du, Kind", sagte die Bäuerin, „mein Vater konnte solch ein Reden gar nicht leiden. Eine Frau, die ohne Knoten näht, näht leer. Und dann meinte er immer, daß jeder Mensch Hirt und Kuhherde auf einmal ist, und zwingt der Hirt die Herde nicht, so wird die Herde den Hirten regieren."

„Ja, ja, Mutterlein", erwiderte das Mädchen und lachte vergnügt. „Genau so ist es mit mir. Inwendig klopft es wie von tausend Ziegenfüßen. Nein, es ist nicht zu sagen wie." Und noch während sie das sprach, stand sie, wieder ins Traumhafte entrückt, auf, tat einige Schritte in die Stube, neigte den Körper, als sehe sie an sich nieder, und fragte dann den Heiligenbauer leise wie mit der Neugier eines Halbschlafenden:

„Hab' ich nicht einmal getanzt, Vater? Als ganz, ganz kleines Mädchen. Du? Den Rain hinunter und herauf ging das: La, la, la, laaa! Lalala, laaa. Lalala, laaa! La, la, la. Laaa!"

Und sie begann singend sich in der Stube zu drehen.

Aber der Heiligenbauer fing sie schon nach einigen Wendungen in den Armen auf.

„Komm, liebes Lenlein, komm her und setz' dich", sagte er und führte sie auf den Stuhl zurück. „Der Hemsterhuser Aufruhr hat dich doch sehr erregt." Doch

Helene war von ihren Erinnerungen nicht loszukriegen. Sie saß da, fortwährend still und verwundert in sich hineinhorchend.

„Nein, — nein — so was!" sagte sie erstaunt. „Es wird immer mehr anders. Sonst, wenn ich gesehen und gehört habe, ist alles aus dem Weiten in mir gekommen. Jetzt kommt alles in mich hinein. Ganz, ganz anders. Ich weiß und weiß das nicht, was das bedeuten soll! Vorhin war das Harmonikaspiel ganz weit, . . . ganz weit weg."

„Harmonikaspiel?" fragte Johanna fast hart. „Dummes Mädel! Woher soll denn in aller Welt jetzt Harmonikaspiel kommen!"

„Jawohl, Harmonikaspiel", erwiderte Helene leidenschaftlich. „Gottlieb hat mir doch damals gespielt. Ich hör's ganz deutlich. — Ach! — Und nun kommt es immer näher... und es ist... als ob... nun geht es ganz leise oben durch unser Haus..."

Indes sie so abgerissen sprach, war sie wieder, mit allen Sinnen in die Ferne dringend, aufgestanden und ging dann, wie hypnotisch davongetragen, aus der Stube.

Helene war in Haus, Hof und Feld trotz ihrer Blindheit so sicher, daß der Sintlinger und seine Frau sie auch jetzt gehen ließen, in der Meinung, sie trete nur vor die Haustür.

„Ich weiß nicht, was das heißen soll", sagte die Bäuerin, unter besorgtem Kopfschütteln ihr nachsehend. „Das Mädchen ist gar nicht mehr dieselbe."

„Du meinst auch, seit sie mit mir in Hemsterhus war. Vielleicht von der Angst vor dem Prahlmeixner", sagte der Sintlinger.

„Ja, Andreas, man könnte das sagen, freilich", antwortete Johanna. „Oder es kommt alles davon, weil sie doch jetzt in die Natur kommt..." Aber die Heiligenbäuerin unterbrach sich, scharf ins Haus horchend.

„Ach Gott", sagte sie dann überstürzt. „Hörst du nicht? Sie geht ja über die Bodenstiege! Andreas, da wär's doch besser, du gingst ihr nach. Die Treppe hat eine so böse Kehre."

Der Sintlinger lief sogleich hinaus. Er fand den oberen Flur leer, sah niemand auf der ersten Bodenstiege, hörte keinen Schritt mehr, vernahm aber dafür Lenleins dringende Stimme, und als Antwort tönten um und um unbeholfene Männerworte.

Er konnte nicht vernehmen, was geredet wurde. Und nun war er auf dem unteren Boden angekommen, schritt den schmalen Gang vorsichtig hin und gelangte vor die offene Tür einer Kammer.

Dort bot sich ihm ein verwunderlicher Anblick. Gottlieb kniete oder kauerte vor Helene (er konnte das nicht genau sehen, weil das Mädchen ihn zum Teil verdeckte) und hielt eine ihrer Hände in seinen großen, viereckigen Greiforganen. Alles war von dem Dämmerdunst des Bodens umflossen, ein verwunschenes, traumhaftes Bild, das der Heiligenbauer verwundert ein Weilchen genoß.

Doch jetzt empfand Helene den hinter ihr stehenden Sintlinger und rief, sich umwendend, mit beglückter Stimme:

„Siehst du, Vater, das Harmonikaspiel war doch auf dem Boden! Aber, Gottlieb, nun steh doch auf. Er will wieder zu uns, denk', und hat Angst, daß wir noch

alle böse auf ihn sind. Das ist doch nicht wahr! Komm, Vater, sag' du's ihm. Mir will er nicht glauben."

So sprudelte das Lenlein durcheinander und traf dann auf die Seite.

Nun sprang Gottlieb auf und ging dem vollends hereintretenden Heiligenbauer entgegen. Sein durcheinandergehügeltes Gesicht war beinblaß, die Augen lagen in stillem Feuer in den geräumigen Höhlen. So stand er vor dem Sintlinger und sagte stockend und bebend alles, was sein beladenes Herz seit Jahren so wirr getragen hatte. Der Schluß war, daß er wieder auf den Heiligenhof müsse, sonst komme er wahrhaftig um. Man solle ihm alles vergeben, was er Böses und Dummes getrieben habe. Er habe gebüßt genug und glaube, daß er sich nun ganz und gar „ausgemeixnert" habe. Der Heiligenbauer ließ ihn nicht ganz ausreden. Er war ergriffen von der Treue des Burschen, wenn ihm auch die neue Verknüpfung mit den Querhovener „Menschenchristen", denen Gottlieb doch anhing, nicht genehm war. Am tiefsten bewegten ihn die wundersamen Umstände, unter denen sein Lenlein das heimliche Einschleichen Gottliebs auf den Hof wahrgenommen hatte. Denn nun merkte er, daß seinem Kinde auch in dem jungfräulichen Leben die rätselhafte Kraft doch nicht ganz abhanden gekommen war, und schöpfte die Hoffnung, auch sein Leben wieder weiter und weiter in einsame Höhen führen zu können. Er nahm deshalb den Burschen bei der Hand und führte ihn durchs Haus der Bäuerin zu. Diese empfing ihn mit frischem Wohlwollen, und als sie alles gehört hatte, war auch sie von Verwundern ergriffen und fragte den

Gottlieb schelmisch, wo er denn nun die Harmonika gelassen hätte, auf deren Spiel das Lenlein aus der Stube ihm nachgeeilt sei. Denn ihr wäre es gerade lieb, wenn er jetzt ein recht lustiges Stücklein herunterspielte.

Aber der Bursche antwortete verdutzt, daß er die verehrte Bäuerin ganz und gar nicht verstehe. Er sei so, wie er dastehe, auf den Hof gekommen. Von einer Harmonika sei nicht einmal ein Klappenstift in seiner Tasche. Ach und Spielen! Spielen tue er seit Jahr und Tag und Tag und Jahr nicht mehr. Das sei für immer alle. Oder er wüßte nicht, was passieren müßte, daß er noch einmal Lust darauf bekäme.

„Ich habe nicht gespielt, Bäuerin. Meiner Seele nicht!" beteuerte er am Schluß noch einmal, weil Johanna mit gespannt lächelndem Mißtrauen, wie vor einer schalkhaften Überraschung, von einem zum andern sah.

„Ja aber, was soll denn das sein?" rief sie jetzt laut. „Dann hat es dem Lenlein eben was vorgemacht."

Da flüsterte der Heiligenbauer seiner Frau etwas ins Ohr, daß sie ihr Mädchen nun noch mit größerem Verwundern ansah. So stark war das Andringen ihrer Blicke, daß das Lenlein, über und über rot, sich ihrer Mutter an den Hals warf und glühend sagte: „Er hat doch gespielt, Mutter. Ach, und wie schön hat er gespielt."

Viertes Kapitel

Gottlieb fühlte sich nicht anders wie ein vom Sturm lange in unwirtliche, unbekannte Gegenden verschlagener Vogel, der endlich wieder unter heimatliche, mütterliche Dächer zurückgefunden hat. Voll unverdrossener Heiterkeit werkte er auf dem Heiligenhofe wie früher, aber ohne das Springen seiner alten krausen Launenhaftigkeit, still, umsonnt, umsichtig. Und sein Onkel, der alte Zenker, überließ ihm gern mehr und mehr die äußere Leitung des vielfältigen bäuerlichen Getriebes, das seine greisenhaften Hände, zuletzt immer schwächer und schwankender, gehalten hatten. Er humpelte nur unauffällig hinter seinem Neffen drein, um mögliche Entgleisungen sofort einzurenken und Mißgriffen vorzubeugen. Denn von seinem Stolz, daß in dem Burschen nun doch das tüchtige Zenkerblut durchgedrungen war, ließ er sich nach seiner unwirschen, knorzigen Art wenig anmerken. Auch Johanna spürte wohltätig das Eingreifen Gottlieb Meixners, wenn sie auch vergeblich von Abend zu Abend das Aufklingen seiner fröhlichen Weisen erwartete. Sie sowie das Gesinde reizten und drängten umsonst an dem wunderlichen Burschen, das alte Spiel wieder aufzunehmen. „Was zerschlagen ist, bleibt zerschlagen", antwortete er

auf alle Aufforderungen mit ruhigem Ernst und wandte sich, wie es der Bäuerin schien, oft mit einem wehmütigen Lächeln ab.

Selbst das Lenlein lockte und schmeichelte vergeblich um Gottlieb herum. Sie kam wohl wie in ihrer Kindheit zu den Knechten und Mägden hinaus auf das Feld und saß mitten unter ihnen. Aber das fröhliche Lachen und neckische Hinüber- und Herüberspringen des Gespräches, wie sie es aus jener fernen Zeit in der Erinnerung trug, war aus diesen Menschen gewichen. Alle waren erstarrt in der Gebärde einer furchtsamen Verehrung gegen sie, stellten sofort ihre Tätigkeit ein, wenn sie unter ihnen erschien, hörten mit dem Geplauder auf und standen oder saßen wie in der gespannten Erwartung eines neuen Wunders gleich Standbildern in ekstatischer Verzückung um sie. Niemals fand sie ein frisches Wort, nach dem sie sich so sehnte. Man flüsterte vorsichtig, wie aus Fernen, ihr krauses, verstiegenes Zeug zu, so daß es ihr nie gelang, diese Menschen mit ihrem geheimnisvollen, inneren Blick klar vor sich zu sehen.

Einmal saß das blinde Mädchen wieder in dieser Einsamkeit unter ihnen und bemühte sich vergebens, bei ihnen zu sein. Die Worte der Leute waren nur ein undeutliches Geraun, das nicht ihr eigen zu sein schien, sondern von irgendwoher durch sie hindurchging wie ein Wind, der die Halme des Feldes bewegt oder durch Baumkronen streicht. Und bald war es für Helene nicht mehr deutlich von der leisen, eintönigen Musik zu trennen, die die Sommerluft mit dem Rispeln der Gräser, dem gehauchten Sausen der weiten Ährenfelder, dem Summen unzähliger

Insektenflügel und dem tiefen Getön des weit abliegenden Waldes spielte. Aber indem die Blinde mit ihrem feinen Gehör tiefer und tiefer in dieses Sonnenlied der Erde eindrang, geschah ihr etwas Merkwürdiges. Es erklang, aber erst noch wie hinter dieser ewigen Melodie, ein anderes, verklärtes, ein Menschensingen, unfaßbar ergreifend, und kam aus der unendlichen Raumlosigkeit näher und näher auf sie zu, daß sie sich in ihrer tiefsten Seele auch machtlos, wie ein Feld bebender Ähren und zitternder Gräser, fühlte. Ohne daß sie wußte, was mit ihr geschah, erhob sie sich von dem Rain, auf dem sie saß, wie auf einen Anruf, dem nicht zu widerstehen war. Das Gesinde, als es das sah, verstummte sogleich, und alle richteten die Aufmerksamkeit auf Helene, die einen Augenblick in die weite Luft starrte. So stürmisch bebte und wogte ihr Leib dabei, daß es den einfachen Menschen war, jetzt und jetzt müsse ein Wunder geschehen und das hübelheilige Mädchen werde sich in die Höhe erheben und schwebend davongetragen werden. Statt dessen begann sie erst leise in Traumtönen eine noch nie gehörte Melodie zu singen, die sich schnell zu jähen, trillernden Lockrufen steigerte, sie anfing zu drehen, erst auf dem Fleck wo sie stand, ihre Arme verlangend hob und sie dann in einem schwebenden Tanz davonzutragen begann. Aber schon nach wenigen Schritten stolperte sie, raffte sich aber auf, steigerte das Singen, zwang sich zu leidenschaftlicheren Bewegungen und drohte im nächsten Augenblick mit schreckhaft weiten Augen und blassem Gesicht doch zu fallen. Da sprang Gottlieb Meixner herzu, wie damals in ihrer Kindheit, und fing sie in seinen Armen auf. Kaum aber fühlte sie sich von dem Burschen um-

schlungen, so schrie sie lustvoll-keuchend: „Gottlieb, Mann, schwinge mich in die Höh'!"

Allein verschämt, demütig antwortete der Knecht: „Nein, nein, das geht nicht" und hielt die Zitternde, bis sie sicher stand. Helene fühlte, wie er vorsichtig seine Hände von ihr löste, und verharrte bewegungslos mit geschlossenen Augen. Als Gottlieb die letzte Hand von ihrem Arm zurückzog, ging es wie ein erschrecktes Aufwachen durch sie. Sie hob die Hände und tastete über sein Gesicht, zog sie aber schon bald zurück, kehrte sich erschauernd und enttäuscht ab und begann, befangenen tastenden Ganges über die Wiese den Weg nach dem Hofe zu suchen.

Man bot ihr an, sie zu begleiten, aber sie lehnte es mit einem schmerzlichen Lächeln ab. Sie ging nach einem kurzem Zaudern mit dem nur ihr eigenen Schweben die geneigte Wiese schrägaufwärts, und das Gesinde sah sie dem Wege zusteuern, der, von der Hohen Kippe her, dem Heiligenhofe zuzog. Denn die Wirbel, das Andersein der Welt, hatten sie heute heftiger als je vorher überfallen.

Das Mädchen fragte sich umsonst, was das sein solle, und fand doch keine andere Antwort darauf als die, daß sie von einem ähnlichen Zustand erfaßt worden sei, als der gewesen, da sie in der Stube ihrer Eltern erst von dem Vogelliede wie durch die Welt gerissen und dann von einem zauberhaften Harmonikaspiel auf den Boden geführt worden war. Um herauszubekommen, was das zu bedeuten habe, war sie Gottlieb mit der hartnäckigen Bitte nachgegangen, doch wieder wie ehemals in ihrer Kindheit zu spielen. Aber heut hatte sie die Erfahrung gemacht, daß die Musik, nach der sie sich zurücksehnte, nicht von Gott-

lieb herrührte und nicht eine Erinnerung an das Harmonikaspiel ihrer Kindheit, sondern das betörende Lied eines Unbekannten sei, das von irgendwoher außer ihr in sie hineingesungen worden war, so leidenschaftlich, daß sie wie im Rausche hatte aufstehen und tanzen müssen, weil sie sonst taumelig hingesunken wäre. Und während sie das überlegte, streifte sie nach ihrer Gewohnheit im Weiterschreiten mit den Händen die Halme des Wiesengrases neben ihr. Aber sie mußte die Finger erschreckt zurückziehen, denn es glitten da nicht Halme, Schwingel und Blätter kühl durch ihre Hände, sondern sie fühlte in menschliche Augenhöhlen hinein und sah mit den Fingerspitzen die Buckel einer fremden, breiten Stirn, daß wieder derselbe heiße Schauer ihren Atem stürmisch, fast angstvoll gehen ließ. All dies Treiben, diese vielfältigen Berückungen, unter denen Helene litt, hatten mit dem Tage begonnen, an dem sie mit ihrem Vater den Aufstand der Querhovener Schwärmer im Hemsterhuser Pfarrhofe erlebt hatte. Da war durch den Schrecken, den ihr der wilde Prahlmeixner eingejagt hatte, etwas in ihr zersprungen, und zugleich erschien es dem blinden Mädchen manchmal, es sei seitdem eine geheimnisvolle Wand um ihre sonst grenzenlose Welt gezogen worden, von woher sich in Augenblicken hoher Erregung Unbegreifliches, noch nie Erlebtes und zwar von außen her auf sie zu bewegte, während sonst alles, durch ein Rätseltor ihres eigenen Innern eintretend, sich ihr zu eigen gegeben hatte.

Helene wußte nicht, daß sie, der der göttliche Sinn des äußeren Gesichts versagt war, in einem Himmel lebte, dessen Grenzlosigkeit nicht im Abglanz des irdischen Lichtes,

wie bei den Augenmenschen, sondern in einem Schimmer erstrahlte, der außerirdisch, traumhaft aus der eigenen Seele heraufdrang. Aus diesem Paradies begann das Geschick sie hinauszuführen, gleich einem Engel, den es nach dem Lande der Menschen verlangt. Aber immer, wenn das Sintlingermädchen von der Leidenschaft des Suchens nach dem neuen Dasein erfüllt wurde wie heut, erlebte sie am Ende den doppelten Schmerz, den Zugang zu ihrem neuen Sehnen geschlossen zu finden und auch in ihrer alten Welt heimatlos zu sein.

Sonst hatte Helene von der Hohen Kippe das umliegende Land wie das kreisende Heranfluten von Wogen empfunden. Heut war es starr und leer dort oben, eine beklemmende, brusteinschnürende Weite. Dazu sang in der hohen Luft ein eintöniger, messerscharfer Luftzug, und als sie den jenseitigen Abhang hinunterging, traf sie nicht mehr die Zauberstille der Mulde, zu der das Land sich hier gegen den Wald senkte und in der Helene immer das traumhafte Glück einer Mädchenstube erlebt hatte. Der Boden unter ihren Füßen gebärdete sich jach und ziellos. Der Wald stand nicht an derselben Stelle wie sonst und strömte fremd, verschlossen, ein nie gehörtes Sausen aus. Im Gesang der Lerchen hörte sie nur immer das hohe Schrillen. Von überall her drang der Gang von Menschen auf sie ein. Das Gebrüll der Kühe auf den Feldern klang drohend. Je mehr Helene sich zusammennahm, desto tiefer geriet sie in die Irre, wie in ein vollkommen unbekanntes Land. Und nachdem sie stundenlang umhergeirrt war, Wege zehnmal gekreuzt, Raine wieder und wieder abgelaufen, vor Bäumen zurückgeprallt und in Felder geraten war, ver-

nahm sie das geruhige Säuseln eines Gesträuches neben sich, kroch unter dessen überhängende Äste, sank erschöpft nieder und fing an, machtlos und leise zu weinen. Dazu sagte sie immer und immer: „Ich finde mich nicht mehr nach Hause auf den Hof und nicht mehr zu Vater und Mutter."

Endlich schlief Helene ermattet ein. So traf sie der Heiligenbauer, der sich aufgemacht hatte, sein Kind zu suchen.

Helene öffnete die Augen, hörte erstaunt die Stimme ihres Vaters, lauschte in die Runde und bekam davon ein verwundert rätselhaftes Lächeln ins Gesicht, wie es Kindern beschert ist, die ein Geheimnis hüten, das sie nicht begreifen. Von dem Erlebnis, das sie gehabt hatte, erfuhr der Sintlinger nichts. Sie gab auf alle Fragen wirre Antworten, so ungewiß und zögernd, dazu so belanglos, daß er sich die Schauer nicht erklären konnte, von denen sie zeitweise leise gerüttelt wurde, und nicht die grelle Röte, die dann und wann über ihr Gesicht flammte. Dabei ging sie wankend und stoßend, wie schlaftrunken neben ihrem Vater hin, daß der Heiligenbauer ihre Hand faßte, damit sie nicht zu Falle komme. Aber Helene entzog sie ihm mit Heftigkeit und sagte dann entschuldigend, er solle sich nicht bemühen, sie wolle sich jetzt allein zusammennehmen.

Nach ein paar Schritten bemerkte der Sintlinger, wie Helene ihre Handflächen prüfend an die Augen hob, so als habe sie ein Gesicht wie andere Menschen, und da der Heiligenbauer sie fragte, was sie mit ihren Händen habe, huschte als Antwort ein seliger Schimmer über ihr Gesicht, der sich jäh in ein so tief versunkenes Verwundern verwandelte, daß es fast wie Schmerz aussah.

Aber um eine Antwort bemühte sich der Heiligenbauer immer vergebens. Aus dem Gesinde war auch nichts anderes herauszubekommen, als daß Helene ein „heiliges Tanzen" vollführt habe und dabei fast gefallen wäre, hätte Gottlieb sie nicht aufgefangen.

So litt des Heiligenbauers Welt durch die Wirbel, die Helene aus ihrer Welt herausdrehten.

In diese Zeit fiel das fast ganz freisprechende Urteil in dem Prozeß des Hemsterhuser Pfarrers gegen die Querhovener Menschenchristen. Die kleine Pön, zu der die Dörfler wegen einer geringfügigen Ordnungsverletzung verurteilt wurden, erhöhte nur den Glanz des Freispruchs. Und wenn auch die Querhovener nie einen anderen, als diesen Ausgang für möglich gehalten hatten, so atmeten doch alle erleichtert auf, da die Unruhe von ihnen genommen war, die trotzdem jeder geheim für sich getragen hatte. Das Urteil des Gerichts nahmen sie für ein Urteil der Welt über das Recht und die Reinheit ihres religiösen Glaubens und waren voll freudiger Dankbarkeit gegen Gott, der ihnen im Kampf gegen so viele und mächtige Widersacher den Sieg verliehen hatte.

Der Tag der Urteilsverkündigung fiel in die Nähe jenes Tages, an dem einst die Rütschin aus der Wuhle durch das Heiligenhoflenlein auf wunderbare Weise von dem Todesschmerz um das gestorbene Weißköpfchen erlöst und allen Querhovenern das erstemal der Wille zu einem neuen Christenleben geschenkt worden war. In den gottergebenen Seelen der Walddörfler fügten sich nun beide weit auseinanderliegende Vorgänge in eine einzige Tat der himmlischen Fügung zusammen und erzeugten den Wunsch in

allen, das Andenken festlich zu begehen, was die Querhovener eben festlich nannten. An dem Septembersonntage, der in der katholischen Kirche der Feier von Marias Geburt gewidmet ist, veranstalteten die Querhovener eine Art Dankprozession zu dem Sintlingerstein unter den Torlinden des großen Hübelhofes. Denn von dem Heiligenhübel her hatten sie den besten Teil des Geistes empfangen, der alle beseligte, die sich ohne Nebengedanken ihm ergaben, mochte der Heiligenbauer sich auch noch so fern von ihrem gemeinsamen Leben halten, hatte er ihnen den endlichen Sieg auch erschwert, daß er jeder Zeugenschaft in dem Prozeß ausgewichen war. Für das Auge der Querhovener lag, freilich erst nach einigem betrachtenden Verweilen, darin nicht eine Äußerung absichtlicher Feindseligkeit des Sintlingers gegen sie und ihre Bestrebungen, sondern nur der Beweis des unbeugsamen Einsamkeitsdranges des großen Hübelbauern, die himmelsfernen Kreise sich nicht stören zu lassen, die ihm und seinem Mädchen gezogen waren. Und die es übernommen hatten, die wenigen widersacherischen Querhovener eines Besseren zu belehren, erinnerten zum Schluß an des Vanlyßenders Ausspruch, als er einst in einer Glaubenssache von dem Heiligenbauer recht derb abgewiesen worden war. Damals hatte der Greis zu denjenigen gesagt, die beleidigt aufgebraust waren und es ihm übelgenommen hatten, daß er sich nicht auch zum Zorn fortreißen ließ: „Je höher und rätselhafter eine Wolke am Himmel geht, desto tiefer ergreift sie des Menschen Seele. Und handeln jene nicht töricht, die es ihr übelnehmen, daß sie sich um die Menschen nicht kümmert? Sie gibt und verlangt keinen Dank dafür. Ist das nicht göttlich?"

Auf diese Weise kamen die Querhovener in die rechte feiertäglich erhobene Stimmung zu ihrer Dankprozession auf den Heiligenhübel.

Ohne Gebläse und Musikpauken, ohne Fahne und Prunk, in schlichter Erhobenheit, festlich gekleidet, wanderten sie gegen den halben Nachmittag nicht die neue Straße, sondern den alten Feldweg über den Höhenrücken, der das Gebiet der Fremdhöfe und das Querhovener Gebiet trennte. Und während sie, zu zwanglosen Gruppen gefügt oder unabsichtlich zu Paaren hintereinander geordnet, nicht eigentlich gingen, sondern wallten, beredeten sie die mancherlei Wandlungen und Fährnisse, durch die im Laufe der Jahre ihr Glaube immer einfacher und reiner und ihr Leben klarer und reicher geworden war, standen im Anblick der schönen Gegend da und dort still und lasen im Weiterwandeln rechts und links von den Wiesen die wenigen Blumen, mit denen sich der Herbst schmückt.

Der Heiligenbauer saß gerade auf dem Bänklein unter den Torlinden und ließ, im Bestreben sein Gemüt zu beruhigen, das Auge auf der stillen Sonnenpracht des Nachmittags ruhen. Als er es nach langem Versinken hob und in Gedanken eben zu sich sagte: „Zu manchen Zeiten wird uns das Stillesein halt eben schwer gemacht", erblickte er auf dem jenseitigen Höhenzuge den festlichen Schwarm der Querhovener Menschenchristen, wußte aber nicht, was das zu bedeuten habe. Sie standen gerade still und schauten auch hinüber nach dem Heiligenhofe, und die Blicke des Sintlingers da und der Querhovener dort trafen sich, ohne sich zu erkennen. Nur der Freund des Vanlyßender, der Weber Staupitz, der nach dem Tode des guten Greises

ohne jede Willenstat zur Führerschaft gekommen war, als er den Wunderhof, das Ziel ihres frommen Beginnens, vor sich sah, nahm den Hut vom Kopfe, ging an die Spitze der Waller und brachte es so fertig, daß die Querhovener sich zu einer richtigen Prozession hinter ihm ordneten. So bewegte sich der Zug den gemächlichen Abhang hinunter, dem Grenzwege zu. Jetzt erkannte sie der Heiligenbauer und wurde aus seiner gefaßteren Stimmung sofort wieder herausgeschoben. Außerdem war drüben auf dem Brindeisenerhübel auch das ganze Gesinde vor das Tor getreten und sah erst in verwundertem Schweigen dem ungewohnten Aufzuge zu. Bald aber begannen die Knechte mit allerhand albernen Sticheleien, und die Mägde begleiteten jeden Zuruf mit kreischendem Gelächter, in das sich mit lautem Gedröhn bald auch die Lustigkeit des hinzugekommenen alten Brindeisener mischte.

In dem Heiligenbauer kochte der Unwille über diesen „Unfug", und er war entschlossen, wenn die Querhovener zu ihm herauf wollten, dem Zug entgegenzutreten und ihn abzuweisen. Allein, da die guten Leute beim Einlenken in den Zufahrtsweg gar noch zu singen anfingen, und das in der Aufregung gerade nicht allzu gelungen, und einer vom Brindeisenerhübel ihnen zurief: „Die alte Meste stimmt nicht!", steigerte sich die Erregung des Sintlingers zu zorniger Bitterkeit. Er ging schnell dem Hause zu, scheuchte sein auch herausgetretenes Gesinde in den Hof, ließ Tor und Beipförtchen schließen und verbot jedem bei sofortiger Dienstentlassung einen Schritt hinaus oder eine Antwort auf irgendeine Frage. Sein Gesicht war dabei blaß, und sein Auge funkelte wie ein gezücktes Eisen, und während

er dann jäh dem Hause zuschritt, murmelte er: „Ich habe vor genug Wirbel um mich. Der Unsinn könnte mir gerade noch fehlen!"

Als die Querhovener die Tore des Heiligenhofes zufliegen hörten und vom Brindeisenerhübel der spöttische Hohn noch zunahm, blieb allen das fromme Lied in der Kehle stecken, und viele meinten, es sei doch besser umzukehren, als sich für den guten Willen noch mehr Schande aufzuladen. Staupitz aber frischte den gesunkenen Mut der Zaghaften auf, indem er sie daran erinnerte, daß sie nicht wegen irgendeines Menschen, sondern allein aus Dankbarkeit gegen Gott diesen Gang unternommen und darum die Pflicht hätten, sich durch niemand und nichts davon abbringen zu lassen. Am wenigsten aber dürften sie an dem Betragen des Heiligenbauers Anstoß nehmen. Denn die ganze Gegend habe es doch oft genug erfahren, daß dieser seltene, hohe Mann die Ehre mehr fliehe als jede Kränkung, und wäre er der Feind der Querhovener, aus welchem Grunde habe er ihnen dann in der Hemsterhuser Not beigestanden und warum sei der Gottlieb Meixner von ihm wieder in Ehren aufgenommen worden, der doch nun so fest wie irgendwer zu ihnen halte?

Diese Worte des Webers entzündeten den frommen Mut der Querhovener wieder. Das unterbrochene Lied zückte von neuem und nun beinahe in trutzlicher Freude auf, so daß die Spötter auf dem anderen Fremdhübel ihre albernen Zurufe vergaßen und fast mit Bangen den Zug der Querhovener den Heiligenhübel weiter ersteigen sahen, weil ja niemand wußte, ob diese abtrünnigen Christen nicht doch wieder eine verborgene Teufelei im Schilde führten,

ähnlich dem Hemsterhuser Beilgange unter der Anführung des Prahlmeixner.

Indessen war der Sintlinger durch sein weitläufiges Wohnhaus geeilt, um Helene zu suchen und sie von jeder Berührung mit den Querhovenern fernzuhalten. Er handelte nicht nach einer klaren Erkenntnis, sondern im Drange einer blinden Sorge. Aber das Mädchen war nirgends zu finden, und da das Lied der heranziehenden Menschenchristen plötzlich von neuem und nun wie stürmend einsetzte, packte den Heiligenbauer der Gedanke, die Schwärmer könnten doch auf den Hübel gekommen sein, um wegen der abgelehnten Zeugenschaft in ihrem Prozeß an ihm Rache zu nehmen. Dies sprang ihm an den Hals, und sofort ließ er Suchen Suchen sein, eilte hinunter in die Armenstube, deren Fenster auf die Torlinden hinausgingen, und stellte sich dort so auf, daß er ungesehen alles beobachten konnte, was draußen vorging. Langsam sah er den Zug der Waller den Hübel heraufsteigen. Andächtig, als rauschten Fahnen über ihnen, waren diese Menschen, ihre Augen voll gesammelten Lichtes, und noch die kropfige Alte, die, vom Steigen und Singen atemlos, ein Gesicht machte, als erwürgte sie, war in einer geheimen Art ergreifend und ehrwürdig, daß der Sintlinger gar nicht mehr seines Verdachtes inne wurde, diese Leute könnten aus Rachsucht gegen ihn auf den Hübel getrieben worden sein. Als die Querhovener endlich oben angekommen waren, steckte jeder sein Sträußlein Feldblumen in die Maschen des Eisengitters, das den Sintlingerstein umgab, auf dem das Kreuz thronte. Dann knieten sie im Halbkreis nieder ins Gras. Der Weber Staupitz und die

schöne Ursula Rütsch aus der Wuhle, als die von allen Menschenchristen Verehrten, erhielten den Platz gerade vor dem Kreuz. Und nachdem alle in stillem Nachdenken eine Weile zugebracht hatten, erhob sich der greise Weber, ein langer, magerer Mann mit einem ausdrucksvollen, bartlosen Gesicht unter einer Fülle jugendunruhiger weißer Haare und sprach einige Worte über den Sinn des heutigen Ganges und Tages, den er eine Feierstunde der vielfältigen Geburt des reinen Glaubens nannte. Dann befahl er „die ganze Welt der Menschen" dem ewigen Frieden ihrer ewigen Seele und ermahnte die Anwesenden, sich ja alles Zornes, aller bösen Nachträgerei des Herzens, des Übelwollens und der Rachsucht zu entschlagen, wenn ja der Nächste anders handelte, als sie es erwartet hätten. „Denn noch wer in Gedanken den schlägt, der sein Feind ist, fügt seinem eigenen Geist eine Wunde zu, für die auf Erden kein Arzt zu finden ist." Am Schluß forderte er die Rütschin auf, als Versprechen, vom erkämpften Glauben nie abzuweichen, im Namen aller das Gebet zu sprechen, das ihr seliger Vater, der Vanlyßender, der Welt hinterlassen hatte. Und die schöne Ursula, in der Erinnerung an die wundersame Aufrichtung, die ihr einst an dieser selben Stelle durch das Heiligenhoflenlein zuteil geworden war, kam im Beten zu einer solchen Ergriffenheit, daß alle, hingerissen, den Schluß laut mitbeteten.

Aus eigenem, vollen Herzen fügte die Rütschin noch begeistert hinzu: „Und gesegnet sei dieser Hof und alle, die darin wohnen!"

Dann gingen die Querhovener wieder den Hübel hinunter, ihrem armen Dörflein zu.

Der Heiligenbauer aber lehnte wie im Traum an der Wand der Armenstube. Sein Gesicht war schmerzhaft eingesunken, blaß, und seine Augen starrten in trockenem Brennen auf einen Fleck. Er kam sich wie ein Abtrünniger der hohen, jenseitigen Welt vor, in die er, seinem Kinde nachwandelnd, während langer Jahre kämpfend gedrungen war. Voll bitterer Scham richtete er sich endlich auf und eilte lautlos die Stiege hinauf in seine Stube, deren Tür er hinter sich verschloß.

Auch das Lenlein hatte am Fenster des über der Armenstube gelegenen Zimmers, von der dichten Krone der Linde allen Blicken entzogen, die Dankfeier der Querhovener miterlebt. Aber das Mädchen wurde in einer ganz anderen Art ergriffen, als ihr Vater. Die traumstillen, verwunschenen Weiten ihres Kinderlandes angelten die geheimnisvollen Tore auf und ließen ihren Geist einziehen, nicht mehr gequält von Sehnsucht, die sie nicht verstand, von Unruhe, deren Sinn ihr verborgen war, und einem Verlangen, das sich keinem entdecken konnte und dessen unbegreifliche Glut wuchs, je fester sie es in sich verschloß. Sie genoß wieder den Klang des wogenden Landes umher, der Tag umfing sie in allmächtig friedevoller Umarmung, hohe Tiefe des klaren Herbsthimmels lag als wandellose Seligkeit in ihrem Herzen. Das Lied der Pilger war erfüllt von dem Zauber aller Lieder, die sie jemals gesungen hatte. Alle Wunder ihres vergangenen Lebens standen um sie, aber erst noch nicht anders, als uns sehenden Menschen etwa die Welt einer herrlichen Gegend hinter Silbernebeln erscheint. Und die Schar der unter ihr knieenden Querhovener sah sie mit ihrem inneren

Blick in einer unserer Sprache unausdrückbaren Verklärung.

Als aber dann die Stimme der schönen Ursula aus der Wuhle erklang, war es dem hübelheiligen Mädchen, als werde sie aus ihrer eigenen Brust herauf mit einer vertrauten und doch unbekannten Stimme angeredet. So sehr wurde Helene von dieser Melodie des Sprechens, das sie doch schon einmal gehört hatte, ergriffen, daß sie auf die Bedeutung der Worte gar nicht achtete, sondern mit immer wachsender Inbrunst an den fraulichen, weichen Lauten immer tiefer in ihr Erinnern eindrang, bis endlich der Schleier vor ihrer Vergangenheit riß und zum Greifen deutlich das Erlebnis vor ihr stand, das sie vor undenklich langer Zeit mit der Rütschin aus der Wuhle gehabt hatte. Sie sah die Frau plötzlich wieder in der Marterstunde des Fräulein Knille auftauchen, sank in ihren Schoß, wurde an ihrer Hand unter die Linden geführt und fühlte sich endlich emporgehoben und voll einer Süßigkeit geküßt, daß es ihr war, als sei ihre ganze Kindheit nichts als eine einzige Liebkosung gewesen. In diesem Gefühl versank sie wie in einem Sonnenregen und wußte gar nicht mehr, was um sie vorging. Das Gebet der Rütschin verstummte. Die Pilger verloren sich über den Hübel ins Weite. Es war ganz still um sie. „Ich bin geküßt worden, oh, und wie geküßt!" flüsterte das Lenlein im Herzrausch und griff träumend mit beiden Händen verlangend in die Luft. Und als sie die Blätter der Lindenkrone um sich fühlte, wich der Bann der Versunkenheit nur so viel von ihr, daß sie aufstehn und sich bewegen konnte. Noch immer von dem Zauber jener Zeit, wie von einer geisterhaften

Trunkenheit erfüllt, ging sie aus dem Zimmer, die Stiege hinunter und trat mit einer Erwartung unter die Linden, als müsse sie die Menschen noch alle treffen, deren Feier sie eben erlebt hatte. Aber der Platz war leer. Sie tastete mit den Händen das Gitter ab, um zu „sehen", ob noch irgend jemand da sei und sich nur versteckt halte. Überall fand sie Blumensträußlein: Skabiosen, Herzblumen, Zeitlosen. Da setzte sie sich auf das Bänklein, faltete die Hände im Schoß und ließ sich wieder in ihr Traumsinnen zurücksinken. Die Bilder ihrer Erinnerung rückten weiter, und sie sah sich nach dem Weggange der Rütschin auf der Wiese in der vollen Sonne sitzen. Der Schmetterling, das Sylphlein, spielte wieder um sie, verfing sich in ihrem Haar, lief ihr über die Hand, wippte und wiegte sich auf ihrem Finger, flog davon und ließ sich wieder herbeilocken. Ja, das Lenlein fühlte geradezu noch die hauchzarten Bewegungen der Füße des Schmetterlings und die samtweichen Berührungen seiner Flügel auf ihren Händen und löste unwillkürlich den Griff ihrer Finger, um dem Traum-Sylphlein nicht wehezutun.

Doch da sie die Finger wieder ineinanderschließen wollte, fühlte sie nicht mehr den Schmetterling, sondern sie hielt den Kopf in Händen, den Männerkopf, den sie erfaßt hatte, als sie nach dem verunglückten Tanz auf der Wiese das Gesicht Gottlieb Meixners betastet hatte, und den sie mit einem Wissen ohne Verstehen doch als den Kopf eines völlig anderen, Geliebten, erkannte. In Schrecken hob sie die Hände, um ihr Gesicht darein zu vergraben, mußte aber davon ablassen, denn ihr war, als hebe sie den rätselhaften Kopf mit herauf an ihren Mund, und plötzlich war

auch alle Süßigkeit der Liebkosung, alle Glut der Küsse um das Haupt, von der sie eben geträumt hatte. Und während sie von diesem unbekannten Erlebnis durchbraust wurde, erwachte in ihrem Schoß ein Gefühl, wie sie es noch nie gespürt hatte.

Voll tödlicher Ratlosigkeit und Furcht brach Helene in lautes Weinen aus.

Der Sintlinger, der in seiner Stube über seinen Papieren saß, um sich an den Aufzeichnungen seiner tiefen Erkenntnisse wieder in seine errungene, hohe Welt zurückzufinden, hörte ihr lautes Weinen zuerst. Er eilte hinaus zu ihr und war erschüttert, sein heiliges Sonnenkind in einer solchen Fassungslosigkeit zu finden. Im Geheimen fürchtete er auch, sein Lenlein habe mit ihrer wunderbaren Sehkraft den Abfall und die Untreue seiner eigenen Seele geschaut, von der er sich eben hatte wieder befreien wollen, und er bestürmte sie mit Fragen, ob sie wegen ihm weine, was er ihr getan habe, oder was ihr denn sonst geschehen sei. Mit Widerstreben ließ sie sich wohl aufrichten, antwortete aber mit nichts auf sein bekümmertes, liebevolles Andringen. Auch die herbeigeeilte Johanna war machtlos gegen diesen immer wieder losbrechenden Tränenstrom. Endlich antwortete Helene stammelnd und von wechselndem Schluchzen und Stocken unterbrochen: „Nein, bitte, nicht fragen! Nicht! Nicht! Niemand! Tragt mein Bett aus Vaters Stube in das Lindenzimmer über der Armenstube. Ja, bitte, bitte! Vater, nimm mir's nicht übel! Aber ich muß jetzt allein schlafen, und bitte, bitte, fragt nicht warum."

Die Bäuerin sah dem Sintlinger mit einem tiefen Blick

in die Augen. Dann tröstete man Helene und tat alles nach ihrem Wunsche.

So wurde das hübelheilige Mädchen von der Natur und dem Leben unter Qual und Seligkeit in einen neuen Zustand verwandelt. Denn wir Menschen vermögen nicht allzulange in derselben Form unseres Daseins zu verharren. Nur das Kind ist sich viele Jahre genug, doch nur so lange, bis es sich durch die Umwelt entdeckt hat. Dann beginnt jene fortwährende Vertauschung der Existenz, die erst in der stillen Helle der hohen Greisenjahre aufhört. Durch die Freundschaft entfliehen wir uns, den Begeisterten treibt es in den Bannkreis des Helden, daß er sich als Dienender in den Besitz hoher Willenskraft setzt, noch ehe er die Stahleshärte des Heroismus erreicht hat. Dieses Ungenügen und Leiden an sich verhandelt die minderen Menschen an alle Arten niederer Genüsse und beunruhigt selbst die Geister Auserlesener, daß sie nie aufhören mit dem Versuch, über die letzten Weiten hinaus, ihr Leben in die Unermeßlichkeit des göttlichen Wesens auszubreiten. Mit all ihren Absichten, Plänen und Hoffnungen befinden sich die Menschen auf einer steten Wanderung, die je nach ihrem Charakter bald dem Schleichen im Dunkel, dem Betteln an fremden Türen, dem Raubzuge Habgieriger und bald dem unerschrockenen Einbruch eines Eroberers gleicht.

Die Sehnsucht nach der tiefsten Verwandlung und Erneuerung aber, die dem Menschen auf Erden beschieden ist, treibt den Jüngling und die Jungfrau in die Umarmungen der Liebe. Jemand empfängt durch einen Diebstahl Gottes ihren heiligsten Geist und geht mit ihm

davon. Und nun müssen sie ihm nachpilgern, bis sie ihr verlorenes Selbst reicher wiederbekommen, indem sie sich restlos hingeben.

Allein, so selten der Schlaf plötzlich, innerhalb eines Pulsschlages, uns aus den Augen fällt, so selten ereignet sich die große Umwälzung durch die Liebe in einem Augenblick. Die Entfremdung von uns tritt oft ein, noch ehe wir die Leidenschaft auch nur dem Namen nach kennen, deren Macht wir verfallen sind. Auf tausend Traumwegen nähert sich dann dem Menschen diese göttliche Friedlosigkeit, und sie haben Gesichte, noch ehe sie den kennen, den sie sehen.

Fünftes Kapitel

In einer Nacht desselben Septembers 1909, als die Wirbel wieder stärker über den Heiligenhof gingen, betraten vier Studenten vom Korps Silesia das Café Royal in Breslau, das unter der akademischen Jugend der schlesischen Hauptstadt nur als Café Reudel bekannt war.

Konrad Kaden, im Korps nur Kaka genannt, schob zuerst die rote Portiere zurück und hielt sie mit der Rechten zur Seite. Während er so einen Augenblick wartete, überflog er mit einem Blick den vollbesetzten Raum. „Na los", rief er seinen Kommilitonen zu, die auf der äußeren Schwelle etwas zögerten. „Ihr könnt euch doch nicht draußen etablieren."

„Gott bewahre", antwortete eine schnarrende Stimme herein, „dazu brauchen wir dein Köpfchen, Kaka."

Unter allgemeinem Gelächter, daß die Pärchen an allen Tischen aufsahen, schritten die Silesier vollends herein. In der linken, hinteren Ecke war noch ein großer Tisch unbesetzt. Der Kellner machte die jungen Herrn darauf aufmerksam und eilte, respektvoll und dienstbeflissen, ihnen voran, klatschte mit der Serviette schnell das weiße Tischtuch ab, rückte es zurecht und stellte dann die Menage, Aschbecher und Klingel in eine korrekte Reihe.

Indessen kamen die Studenten langsam heran.

Es waren Spiegel, stud. jur., ein langer, soldatisch straffer Mensch, mit einer fast verletzend wirkenden, feudalen Zurückhaltung; Jungmann, der Sohn eines Namslauer Apothekers, blond, sehnig, mit fröhlichem Lachen; Rupprecht, Mediziner im dritten Semester, der Sohn eines verstorbenen Oberlehrers aus Strehlen, der ein fettes, rundes Gesicht, hängende Backen und eine solch nervöse Skrofelnase hatte, daß ihm der Kneifer fortwährend herunterfiel, und der kleine Vierschrötling Konrad Kaden, Sohn eines Rittergutsbesitzers aus dem Grünberger Kreise, der außer seinem ungewöhnlich dicken Kopfe die besondere Eigentümlichkeit besaß, daß er beim Sprechen etwas seitlich mit der Zunge wetzte und ein Sticklacher war. Alle trugen Anzüge von gutem Schnitt, hatten gutgepflegte Hände und befleißigten sich ungezwungen vornehmer Manieren.

Sie hatten sich jeder ein Glas helles Bier bestellt, stießen an und tranken wie in einem gemeinsamen Anfall der Erschöpfung einen tiefen Schluck, sahen sich dann zum Ulk mit stierem Blick an und brachen in lautes Gelächter aus.

„Eine schwüle Kiste", sagte Rupprecht in der Stille, die folgte, und fing seinen Kneifer mit der Hand auf.

„Na, und was hast du eben draußen gesagt? Und jetzt soll es plötzlich schwül sein! Ich versteh dich nicht", so fuhr ihm Jungmann fröhlich in die Parade.

„Na, hör' mal, bitte, an, Jungmann! Du willst mich doch nicht etwa provozieren?" fragte der Mediziner.

„Hilf, Sackpfeife und Sägemehl! Nein, Rups, nie-

mals", unterbrach ihn Jungmann, „aber sieh mal, unterwegs und schon auf der Kneipe hast du doch allerhand schöne Sachen über ihn gesagt. Er sei ein ernster Mensch, nur eben mit den Fehlern einer fast genialen Begabung . . ."

„Und dito Wissen", warf Kaka ein.

„. . . meinetwegen auch Wissen. Ich weiß von allem nichts, heiße Krause und bitte um mildernde Umstände."

Man lachte fröhlich und trank wieder.

Dann fuhr Jungmann fort, als er sah, wie sich Spiegel zum Reden anschickte: „Silentium! Die verrückten Sachen, die man ihm nachsagt, kümmern mich auch nichts. Denn ich bin, weiß Gott, kein Duckmäuser. Und wenn er in zwei Jahren auf fünfzig Universitäten umhergeschwirrt wär', statt auf fünf! Jede ist ja doch ein Paradies mit Schlangenfraß . . ."

„Pardon, Jungmann, so geht das nicht weiter", schnarrte jetzt Spiegel dazwischen, „an deinen Worten merke ich, daß leider fast ganz Breslau von der Grabbeschen Art dieses famosen Brindeisener angesteckt ist. So geht das nicht weiter! In einer halben Stunde tritt Vollberg hier mit ihm an, und die Sache ist noch nicht klarer. Ich für mein Teil stimme mit Rupprecht überein, daß wir 'n bißchen, na sagen wir lämmerig dazu gekommen sind, ihn fürs Korps zu keilen. Daß er aus guter Familie ist, mag sein. Mit dem Geld schmeißt er freilich herum. Nicht blöde, das sag' ich nicht. Aber auch nicht immer mit Geschmack."

Dann erzählte er eine Episode, die er als Unbeteiligter im „König von Sachsen" auf der Albrechtstraße erlebt hatte, wo Brindeisener, einer langen Tafel zusammen-

gewürfelter Studenten präsidierend, ohne jeden Grund die ganze Korona mit Sekt bis zum Halsfingern traktiert habe und endete: „‚Der König von Sachsen' ist ja ein gutes Lokal, wenn auch nicht erstklassig. Aber Geschmack, wenigstens im Sinne unseres Korps, verrät es nicht."

„Na, er kann doch nicht Silesier sein, bevor er Silesier ist, sonst braucht er doch nicht erst Silesier zu werden", entgegnete Rupprecht.

„Wieder Brindeisenersche Paradoxie", erwiderte nach einem Stutzen Spiegel und lehnte sich abwehrend auf dem Stuhl zurück. „Die Sache mit dem schwangeren Bolzen in Jena, meine Herren, ist Tatsache. Oder weiß es jemand anders? Sehen Sie. Außerdem, er soll ein phänomenaler Fechter sein. Ich hab' mit einem Heidelberger Sueven gesprochen. Ihr kennt ihn, Weibrecht. Er war voriges Semester mal auf einer Korpskneipe. Ja, nicht wahr, ein famoser, klarer Kerl, der noch nie mit der Wimper gekniffen hat. Der hat in Greifswald einen Handel mit demselben Peter Brindeisener gehabt und dabei einen Schmiß gekriegt, der ihm fast das Gesicht gespalten hat. Greulich! Wie mit einem Backscheit gehauen. Ja, dieser Patentfechter Brindeisener ist nichts weiter wie ein wilder Naturschläger. Sagen wir ein Wirbelschmeißer."

„Ergo: Facit! Ex est!" beendete Jungmann höhnisch. „Also keilen wir ihn nicht! Und dann muß ich noch anfügen: Ich habe noch selten einen Unterlegenen gesehn, der sich nicht damit getröstet hätte, daß er bloß deswegen Dresche gekriegt hat, eben weil er der bessere Fechter war. Ich sage gegen die Sueven nichts."

„Übrigens, wo ist der... der..." begann Spiegel wieder.

„Pönitent", flickte Kaka spöttisch ein.

„... auch nicht übel", setzte der Unterbrochene etwas gereizt fort, wußte aber plötzlich nicht mehr, was er hatte sagen wollen, und schloß daher mit der wiederholten Frage: „Ja, wo ist er also eigentlich her? Das muß doch wenigstens klar sein."

Endlich kam also auch für Kaden der Augenblick zu längerer Rede. Aber sofort wurde er ein klein wenig befangen und wetzte so mit der Zunge, daß er bei dem halben Ton, in dem die Verhandlung geführt wurde, schwer verständlich war. Die vier neigten also die Köpfe dicht zusammen, und Kaka redete.

„Das weiß ich genau. Er stammt aus der Gegend zwischen Emmerich und Wesel. Also dorther, wo die Rheinländer mehr Friesen oder Westfalen sind. Für mich ist er der Prototyp eines Westfalen. Aber das nebenbei. Sein Vater besitzt dort ein großes Gut, das seit Jahrhunderten in derselben Familie ist. Ich glaube, Hemsterhus heißt der Ort. Er hat mir mal allerhand Sachen aus der Gegend erzählt, in der noch immer Münstersches Wiedertäufertum spukt. Ich sage euch, der Mensch erzählt! Einfach doll!"

„Das interessiert, ist aber nebensächlich, Kaka", sagte Spiegel kalt, und als ihn Kaden deswegen verweisend ansah, fuhr er begütigend fort. „Natürlich momentan, Lieber. Ich dachte nämlich, du wolltest jetzt die Geschichte erzählen, wie unsere Magnifica mit Tochter von der Unterhaltung Brindeiseners bezaubert waren. Also, bitte, fahr fort, Kakachen."

„Es liegen sich da in der hügligen Gegend zwei Güter

gegenüber. Beide gleich groß und heißen in der dortigen Gegend die Fremdhöfe."

In diesem Augenblick traten Vollberg und Peter Brindeisener ein, der letztere voran. Mit einem Blick hatte er die vier eifrig zusammengesteckten Köpfe der Silesier überflogen, die Situation erkannt, und als die Studenten nun wie auf Kommando auffuhren und begrüßend zu den beiden hinsahen, begegneten sie einem spöttischen Lächeln auf dem Gesicht Brindeiseners. Er hatte sich zu der vollen Größe entwickelt, die in seiner Familie üblich war. Seine Schlankheit wirkte durch die ausgeprägte Derbknochigkeit der Gliedmaßen eckig, und doch, wie er sich jetzt, scheinbar schwerfällig, an den Tisch bewegte, lag auf verborgene Weise in jedem Schritt das mühsam beherrschte Aufzucken eines rasanten Sprunges. Ganz so widerspruchsvoll war auch sein Gesicht: die kühn vorgebaute Stirn trug über den Augenbrauen zwei Buckel, wie die Ansätze eines sprießenden Gehörns, dabei lief sie gradlinig in eine feine Nase mit den edelsten Nüstern aus. Die Lippen schmal und brennendrot, ein kalkweißes, starkes Gebiß, wie aus Blut hervorleuchtend; alles zusammen eine fröhliche Grausamkeit. Von der Nasenwurzel gruben sich zwei tiefe Falten zwischen den dichten, fast weißen Brauen gerade in die Stirn hinauf, und zwei Falten, von den Nasenflügeln an den Mundwinkeln leise hinstreichend, fügten in das braungebrannte Gesicht den Zug sarkastischer Melancholie. Das schönste an ihm waren seine großen, unerbittlich-stillen, hellblauen Augen, voll eines stählernen Feuers, dabei langsam in den Bewegungen, von einer aufmerksamen Tiefe wie die Augen Schwerhöriger. Um dieses Gesicht, in dem

sich Frechheit und Güte, Scharfsinn und Gemüt stritten, loderten blonde Haare, wie ein weißgelbes, unbändiges Feuer.

Vollberg stellte vor: „Brindeisener, stud. phil."

Der Angekommene verbeugte sich leicht, lächelte fremd, begrüßte Kaden freundlicher und sagte, sich setzend: „Ja, zur Abwechslung reite ich bei Professor Stern das Luftpferd."

Dann stieß er einen leisen, nervösen Pfiff aus, guckte nach Vollberg aus, der ihm gegenüber Platz genommen hatte, und steckte auf einen Moment beide Zeigefinger in die Ohren, denn er war leicht angetrunken.

Spiegel hatte von einer Paukerei zu erzählen begonnen, die er mit einem Markomannen ausgefochten hatte. Alle hörten mit halbem Ohr zu, ein wenig irritiert von Brindeisener, der mit schwer beherrschter Langeweile in das Treiben starrte, das sich in allen Sackgassen des Paukkodex verlor und kein Ende nahm. Plötzlich war es mit seiner Duldung aus. Er beugte sich ein wenig zu Vollberg hinüber und sagte:

„Sie glauben das nicht, Vollberg, aber wie sollte jemand Musik dichten, wenn Musik bloß mit den Ohren wahrgenommen werden könnte."

Zu Spiegel, der wegen der Unterbrechung brüsk aufgefahren war und Brindeisener fragend ansah, sagte er mit leichtem Lächeln: „Pardon, Herr Spiegel." Dann fuhr er fort, ohne sich weiter an ihn zu kehren: „O nein, wenn wir es auch wissenschaftlich nicht wüßten, daß die Klaviatur des Cortischen Organs nicht ausreicht, die höchsten und tiefsten Töne zu empfinden, ebensowenig wie das Auge alle Farben wahrzunehmen imstande ist ..."

„Verzeihung", sagte Vollberg, ihn unterbrechend, „wir hatten nämlich unterwegs einen sehr interessanten Disput über Musik im Anschluß an eine Aufführung von Carmen."

Brindeisener achtete nicht im mindesten auf das mißbilligende Erstaunen, mit dem ihn alle ansahen, trank in einem Zuge sein Bier aus, reichte das Glas dem Kellner und sprach weiter: „... wahrzunehmen imstande ist... bitte, lassen Sie mich erst den angefangenen Satz vollenden... jeder unverkünstelte Mensch mit einer feinen, gesunden Natur weiß intuitiv, daß er mit seinem ganzen Körper hört, Unsagbareres, mit einem Wort Wundersameres, als mit dem plumpen Ohrenfell."

„Das glaube ich nicht," sagte Kaden, „wozu hätten wir denn die Ohren."

„Na zum Hören, natürlich", erwiderte Brindeisener ruhig. „Ich sage ja auch nicht, daß wir nicht mit ihnen hören; aber zum Auffassen der sublimsten Musik sind sie zu stumpf. Festgestellt ist ja übrigens, daß wir nur mit dem Felsenbein die höchsten Töne wahrnehmen. Denn es ist zwischen einem inneren und äußeren Hören zu unterscheiden."

Vollberg beugte sich zurück und gab ihm ein Zeichen, abzubrechen.

Aber über Brindeiseners Gesicht zuckte es unwillig, und er fuhr fort zu dozieren, denn er wollte „die langweilige Bande ausräuchern".

„Die äußerliche Musik, deren Wellen die Luft durchzittern, ist doch nur ein kümmerlicher Versuch, das Unbeschreibliche auszudrücken, das ein unsichtbares Instrument unseres Innern spielt", sprach er weiter.

Aber im Aufsehen fing er einen verächtlichen Blick Spiegels auf, daß er stutzte.

Es entstand ein momentanes Schweigen, das Spiegel benutzte, indem er mit höhnischem Grinsen sprach: „Also, haha, um auf meinen Markomannen zu kommen, hahaha ..."

„Ach, bitte, lassen Sie doch jetzt die Puppen sein", schnitt Brindeisener in das beginnende Gelächter.

„Erklären Sie sich, mein Herr, näher. Ich habe wohl falsch gehört", fuhr Spiegel schnarrend auf. „Sie sagten Puppen."

„Natürlich, trommelt es falsch in Ihnen? Sie scheinen noch nicht zu wissen, daß Puppen geradeso klingt wie Gemüse, Kohl und Leipziger Allerlei, auch Blech. Wie Sie wollen", entgegnete Brindeisener, in dem die Rauflust erwachte, mit hauender Stimme und lehnte sich aufreizend bequem zurück. „Selbstverständlich sind die Anwesenden ausgeschlossen. Das heißt, wenn sie wollen."

In diesem bösen Augenblick flog die Portiere auseinander, und ein bildschönes Mädchen, den kostbaren Hut schief auf dem schwarzlockigen Kopf, sprang förmlich von der Straße herein, glühend und wie auf der Flucht vor einem Schwarm junger Herren, die ihr wie eine hungrige Meute lärmend folgten. Peter Brindeisener, sie erblickend, vergaß sofort alles, reckte sich staunend auf und verfärbte sich.

Die Schöne, die das sah, rief herüber:

„Na, Stiefel, was gibt's denn da weiter!"

Rauschte durchs Lokal und verschwand über die Treppe hinauf ins obere Zimmer, die Buhler fröhlich hinter ihr drein.

An allen Tischen entstand ein Aufruhr. Irgend jemand rief: „Das Eiergeschäft auf Reisen.“ Darauf brach ein richtiges Gewieher aus. Die Silesier sprangen auch erregt auf, froh, aus der Verwickelung herauszukommen, in die sie geraten waren. „Ein tolles Weib!“ rief Rupprecht bewundernd und mit zuckender Nase. „Das reine Feuerhemd!“ Mit Gelächter ergriffen sie ihre Sachen und drückten sich durch den Wirbel nach dem oberflächlichen Gruß an Brindeisener, mit dem Studenten sich von trunkenen Kommilitonen verabschiedet. Nur Spiegel machte noch einige aufreizende Bemerkungen, ließ sich aber besänftigt zur Tür hinausziehen, weil er die Ansicht seiner Korpsbrüder bestätigt sah, daß sich Brindeisener „die Nase begossen habe, und das vollständig wie ein Entrich“.

So verließen die Silesier das Café.

Brindeisener saß versunken, als sei ihm unversehens ein Tuch über den Kopf geworfen worden. Als er nach einer Weile aufsah, sah er sich allein am Tische, stand auf, trat an das Büfett und fragte den Ausschenker, ob man das Mädchen hier kenne, „die eben mit solchem Getöse von der Straße hereingefallen sei“. Ja, gewiß, lautete der Bescheid, es solle die Tochter eines sächsischen Oberamtmannes sein, die aus ihrer Dresdener Pension entwichen sei und hier in Breslau sofort das Buch genommen habe. Aber sie lasse bis jetzt keinen 'ran.

Peter Brindeisener atmete erleichtert auf und sagte lächelnd: „Schön! Danke. Infolgedessen bringen Sie mir eine Pulle Matheus Müller.“

Als er das erste Glas Sekt getrunken hatte, versank er wieder ins Brüten, aus dem ihn keines der Dirnlein locken

konnte, die entweder von hinten herantraten, sich an ihn drängten, oder ihn gar ins Bein kniffen und ihm allerhand zotige Süßigkeiten zuflüsterten.

Er sagte zu jeder dasselbe: „Nichts zu machen, Eulalia!" und wehrte sie mit einer Handbewegung ab, als vertreibe er zudringliche Fliegen.

Diese dumme Gesellschaft, diese Silesier, die glaubten, er mit seinen vier Semestern sollte etwa bei ihnen antichambrieren! Ja, und warum ihn plötzlich heute, mitten unter diesen zukünftigen Staatsstützen, diese Sache mit seiner Seelenmusik überfallen mußte, und daß unmittelbar darauf dieses schwarzhaarige, wilde, feurige Mädchen hereinstürmen mußte: Brindeisener fühlte wieder eine Hand auf seiner Achsel, hörte aus seiner Versunkenheit jemand zu sich sprechen, winkte mit der Hand ab und murmelte, ohne heraufzusehen, sein gewohntes: „Nichts zu machen, Eulalia."

Darauf antwortete ein übermütiges Männerlachen. Als Brindeisener deswegen betroffen herumfuhr, stand Vollberg vor ihm.

„Ich mußte auf dem Nachhauseweg hier wieder am Reudel vorbei", sagte er und zog einen Stuhl heran, „auf eine Bierlänge, weil ich Sie noch hier vermutete, wollte ich noch einmal 'reinkommen."

Vollberg druckste an den Worten und wurde verlegen, weil er an Brindeisener merkte, daß dieser spürte, er meine anderes, als was er rede.

„Summa, Summarum, lieber Herr Vollberg, bemühen Sie sich nicht weiter. Alles war liebenswürdig von Ihnen. Sie sind famos. Aber ich schlachte die Hühner mit einem

Ruck. Diese Silesia-Sache mit mir geht nicht. Verstehen Sie mich recht; aber ich unterscheide scharf zwischen Menschen und Leuten. Gott, das sind ja alles geeinzelte Rüben, ohne Wurzel, außer der natürlich von Adam her, für die sie nichts können, und von der sie auch nicht immer den besten Gebrauch machen."

Brindeisener überhäufte den abtrünnigen Silesier nun mit Liebenswürdigkeiten, lud ihn ein, mit Wein zu trinken, und sprudelte so überstürzt seine geistreichen Einfälle heraus, bekam dabei aber ein immer sorgenvolleres, ja geradezu vergrämtes Gesicht, daß Vollberg dachte, jetzt und jetzt fällt er stocksteif trunken vom Stuhl, und ich habe dann das „Nachhausesschaffen".

Allein, was Vollberg befürchtete, geschah nicht. Peter Brindeisener näherte sich nur dem Zustand der ersten Nüchternheit im Trunk, den er die „gläserne Zeit" nannte. Dann wurde er und sein Leben vor seinem Verstande durchsichtig. Gewöhnlich stand er jetzt auf und ging nach Hause. Im Angesicht dieses guten Jungen, dieses Vollberg hier, der auf eine so rührende, fast verehrungsvolle Weise an ihm hing, brachte er es heute nicht fertig, davonzugehen.

„Pardon, Herr Brindeisener", sagte Vollberg, „was war es eigentlich, was Sie bei dem Mädchen vorhin so aushakte, daß wir alle glaubten, Sie seien plötzlich dun?"

Brindeisener sann einen Augenblick vor sich nieder und antwortete dann: „Stellen Sie sich vor, Vollberg, Sie gehen als junger Mulus in der Nacht allein mit einem Mädchen im Walde, das aus der Heimat flüchten muß, weil sich am selben Nachmittag ihr Vater im Walde erhängt hat und es die Schande nicht ertragen kann. Stellen

Sie sich vor, das schönste Mädchen, was es gibt, ich mein' in puncto sinnlicher Schönheit. Dieses Mädchen, fast irr vor Scham und verletztem Stolz, nahe am Sterben, gerät am Arm des Mulus plötzlich in eine förmliche Liebesraserei, bebt am ganzen Leibe, schluchzt, wirft sich an seinen Hals und saugt sich mit Küssen fest, die brennen wie flüssiges Blei... Sehen Sie, Vollberg, das ist die Luft bei uns zu Hause!... Freilich, den Jungen überläuft's wohl auch. Aber in ihm, in seinem Innersten, spielt das geheimnisvolle Instrument einen Klang, wie ihn sicher nur die himmlischen Geister kennen. Und wie der Mulus eben mit zitternden Fingern den bloßen Leib des Mädchens berührt, wird es weiß in ihm, und der inwendige Engel singt so laut, daß er die Hand zurückzieht und das Mädchen aus der Umarmung gleiten läßt. Denn, Vollberg, Sie mögen es glauben oder nicht. Es gibt wahrhaftig Engel auf der Welt. Wahrhaftige Engel..."

Brindeisener verstummte und saß lange in Verzückung.

Dann ermannte er sich wieder und fuhr fort:

„Und nun geht hier im Café Reudel um zwölf Uhr nachts, hundert Meilen von da, in Schlesien, die Tür auf, und dasselbe Mädchen, aufs Haar dasselbe Mädchen, tritt vor Sie hin. Ist das nicht zum Starrwerden? Teufel nochmal! Und dafür, um all dem Spuk zu entgehen, ist man in den Jahren immer weiter von der Heimat fortgerückt. Damit nicht alles immerfort durcheinandergeht, Tag und Nacht, Himmel und Hölle, das Lied an den Abendstern und Puppchen.

Aber das war ja gar nicht das Mathinklein, das war ja die sächsische Oberamtmannstochter, die ihren Eltern

durchgebrannt ist, das Buch genommen hat und es jetzt nicht wagt. Notabene, wenn's wahr ist." Brindeisener war ganz ins Selbstgespräch geraten und verstummte nun wieder in sein Brüten hinein.

„Sie sagen Mathinklein, Herr Brindeisener?" fragte Vollberg schüchtern.

„Ja, so hieß das Mädchen aus meiner Heimat. Eigentlich Martha Kathinka Meixner. Ihr Vater war der wildeste Kerl, den ich auf Erden kennengelernt habe."

Brindeisener richtete sich straff auf und sah wie suchend im ganzen Lokal umher.

„Wissen Sie, Vollberg", sagte er dann leise, aber wieder so, als sitze er allein und spreche zu dem Studenten wie zu sich, „es mag dumm sein, aber was ist nicht dumm im Leben. Man lüftet einem willigen Mädchen das Kleid und zieht die Hand wieder zurück, aus Scham, aus Stolz, aus Mitleid, aus Furcht vor ihrer Liebe, was weiß ich. Aber kaum ist dieser Anfall der Keuschheit vorüber, so ärgert man sich über die Unterlassung. Gehen Sie nach Hause, mein Lieber. Ich bitte Sie darum, und nehmen Sie mir nichts übel."

Vollberg stand erschüttert auf und murmelte etwas von Dank, Interesse und Bereitsein zu jedem Dienst. Brindeiseners Gesicht war sehr ernst, keine Spur von Trunkenheit an ihm, außer einem dunkeln, fieberischen Glanz in den Augen. Er schüttelte unter nachsichtig-ironischem Lächeln zu den Worten Vollbergs den Kopf, reichte ihm stumm die Hand und sah dem Davongehenden gedankenvoll nach.

Dabei murmelte er, ohne die Lippen zu bewegen: „Halb

schläft man, halb ist man wach. Doch beides überhitzt, so daß man im Fieber träumt und lebt und nicht weiß, ob man lebt oder träumt."

In dem oberen Raum des Cafés entstand plötzlich ein toller Lärm. Männer lachten dröhnend, Weiber kreischten, es wurde aber und abermal in die Hände geklatscht, und Bravorufe ertönten. Zwei Kellner kamen lachend die Treppe heruntergestürzt und bestellten dringend am Büfett Sekt. „Das ist ja ein toller Rummel heute", sagte der Ausschenker. „Ja, weiß Gott! Aber fix, fix!" antwortete einer der Kellner.

Brindeisener drehte langsam den Kopf nach der Gruppe, halb auf ihre Worte, halb auf den Lärm über sich horchend. Und wenn es doch das Mathinklein aus Querhoven wäre, sann er, dann könnt' ich heut nachholen, was ich einst versäumt habe. Denn es bleibt einem wohl nichts übrig, als das Gift auszutrinken, das uns das Schicksal eingeschenkt hat, damit endlich die Wasser wieder rein werden. Also, auf Torero! Er bezahlte und stieg langsam und spöttisch über sich lächelnd die breite Treppe zur oberen Etage empor. Der Raum war hier durch die einmündende Stiege in zwei ungleiche Teile geschnitten. Brindeisener wandte sich nach dem kleineren, linken Gemach; denn von da her erscholl der Lärm. Durch einen kurzen Gang von drei Schritt Länge näherte er sich der Portiere, die eine Handbreit auseinanderklaffte. In dem sonst lauschigen Zimmer war alles in Unordnung geraten. Man hatte die Tische an die Wand gerückt und die Stühle in zwei einander gegenüberliegende Reihen davorgestellt, um einen freien Raum, etwas wie eine längliche Rennbahn, zu schaffen.

An der der Tür gegenüberliegenden Schmalseite saß das gesuchte Mädchen, an ihrer Seite je eine hübsche, aber schon ältere Dirne. Auf den Stühlen rechts und links saßen die Herren dieses Geilhofes, junge Lebemänner der besseren Stände, Kleinstadtdurchbrenner, professionierte Unzüchtlinge, welke Bocksgesichter in allen Stellungen der Aufgeregtheit: im Aufspringen, zurückgestemmt, vorgeworfen, in Brunst zusammengekauert. Die Aufmerksamkeit aller aber war auf das dunkelhaarige, schöne Mädchen gerichtet, die offenbar der Brennpunkt dieser Tollheit war. Auf welche Weise, konnte Brindeisener nicht sogleich herausbekommen. Hatte sie getanzt, gesungen, gemimt, man konnte nicht klug werden. Alle Männer waren von höchstem Staunen wie exaltiert. Des Mädchens ganzer Körper wogte, ein einziges Fluten, wie die Wirbel eines kochenden Baches. Dabei glühte ihr Gesicht in den widersprechendsten Affekten: in Begierde und Verachtung, Scham und Lüsternheit, Ekel und Brunst. Die Dirnen sprachen begütigend auf sie ein, zu allem aber schüttelte sie energisch den Kopf. Offenbar wollte sie nicht mehr tanzen oder mimen oder was sie eben tat. Da sah Brindeisener, daß eine Dirne wie achtlos ihr das Kleid am rechten Bein höher streifte, daß fast der ganze Unterschenkel mit seiner göttlich geformten, hochangesetzten Wade zu sehen war. Als die Männer dies sahen, brachen sie in wieherndes Bravo aus, und ein ganz blutjunges Bürschlein, ein Offizier in Zivil oder ein Student, sprang in einer Art bacchantischen Taumels sofort von seinem Sitz auf, stürzte einen Kelch Sekt hinunter und näherte sich der Mitte des leeren Raumes. Er war blond, untersetzt, gut gebaut und sehr gut angezogen.

Brindeisener konnte immer noch nicht begreifen, was all das für einen Sinn haben sollte; denn bis jetzt sah es fast aus, als fordere der Jüngling das Mädchen zum Ringen heraus. In der Mitte angekommen, verneigte er sich vor der Schönen, die wieder nickte und sofort eine wehrhafte Haltung annahm. Ihre Augen funkelten in grausamer Lüsternheit. Sie erblaßte, kniff die Lippen ein, und ihr Busen begann lechzend zu hüpfen. Aber sie raffte das Kleid noch höher und stellte das Bein herausfordernd noch mehr vor.

Der Jüngling hatte bis jetzt stillgestanden, in wollüstiger Gier wie erstarrt. Nun, als sich vor seinen Blicken noch mehr Reize enthüllten, bückte er sich, wo er stand, und hob mit bebender Hand ein blauseidenes Strumpfband auf. Es an die Lippen führend, näherte er sich dem Mädchen, das mit keiner Wimper zuckte, ihn brennend ansah und dasaß wie die Venus Anadyomene.

Also, so verhielt sich die Sache! Dem Mädchen war das Strumpfband vom Bein geglitten, und es ging nun darum, wer es ihr anlegen und sie mit sich nehmen konnte. Der junge Mensch hatte sich auf vier, fünf Schritte dem Mädchen genähert. „Knien!" kommandierte alles erregt. Widerstrebend ließ er sich nieder und schob sich so an das Mädchen heran. Schon hob er die Hand mit dem Strumpfband, es ihr anzulegen. Da erhielt er unversehens einen Tritt vor die Brust, daß er bis in die Mitte des leeren Raumes flog. Darauf brach wieder ein wahres Rasen los, man schrie, klatschte, trampelte, bestellte aufs neue Sekt und ließ das Mädchen hochleben. Der Abgeblitzte lächelte fahl, seine Lippe saß zwischen den Zähnen, der ganze

Mensch ein wilder, lüsterner Fluch. Man sah, daß er sich zu einem zweiten Versuch anschickte, und merkte an seinen Bewegungen, daß er zu allem entschlossen sei. Er trank schnell zwei Glas Wein hintereinander und fuhr sich mit den Fingern zwischen Kragen und Hals, um dem versetzten Atem Luft zu schaffen.

Brindeisener merkte, daß das Mädchen jetzt in Besorgnis unruhig werde, wohl weil sie fürchtete, der Abgeschlagene könne bei dem abermaligen Versuch Gewalt anwenden, und sie heftete ihre Augen auf die Portiere, als sinne sie auf Flucht.

Jetzt los! dachte Brindeisener bei sich, schob sich mit einem Schritt in den Raum und faßte den ratlosen Blick des Mädchens sofort mit seinen Augen. Er sah, wie sie bei seinem Anblick erst förmlich zurückfuhr und dann willig in ihn hineinsank. Dies innere Umfangen währte eine Sekunde. Dann fragte Brindeisener mit einer Kopfbewegung, und sie bejahte mit den Augen. Am Ständer hingen ihr bastseidener Mantel, Hut und Schirm. Brindeisener ergriff alles, legte es sich über den Arm, schritt in den Kreis, hob das Strumpfband auf, und als er sich dem Mädchen näherte, streckte sie ihm schon das schöne Bein entgegen.

Die Männer brausten in einen kurzen Stoß wie eine geprellte Meute auf. Brindeisener, der alle um mehr als Kopfeslänge überragte, reckte sich noch etwas mehr, sah aus seinen kühlen, wilden Augen um sich und sagte in dem Moment der Stille, die entstand, laut zu dem Mädchen: „Ich habe mich etwas verspätet, verzeih!" Dann war er ihr beim Anlegen der Sachen behilflich und führte sie nach

wenigen Augenblicken durch den gaffenden Schwarm davon.

Auf der platzartigen Erweiterung der vielfachen Straßenkreuzung blieb das Paar in dem grellen, grämlichen Weißgrün des Gaslaternenlichtes stehen. Brindeisener sah sich nach dem Café um, in dem der Lärm nun im unteren Zimmer ausgebrochen war und unmittelbar an der Tür tobte, als handele es sich darum, widerspenstige Trinker gewaltsam an die Luft zu setzen. Plötzlich flog die Tür wie ausgeangelt auf, und gleich hungrigen Hunden stürzte sich ein Rudel junger Männer heraus: „Wo ist das Aas?" — „Ich klatsch' ihn wie eine Fliege!" — „Dem salz ich das Fell ordentlich ein!" schrien sie durcheinander.

„Um Gottes willen!" flüsterte das Mädchen, riß Brindeisener in eine vollkommen finstere, enge Gasse und wollte anfangen, rasend zu laufen. Der studentische Fremdhöfer wurde wider seinen Willen einige Schritte mitgerissen, brachte die Ängstliche aber schon in der Mitte der kurzen Gasse mit einem Ruck zum Stehen und sagte lächelnd: „Noch eine Straße in diesem Tempo gesaust und es kann passieren, wir werden als Einbrecher verfolgt und eingelocht. Also, Mädchen, zieh dir Pomade an die kleinen Füßchen." Dann lauschte er auf das Gelauf und Geschrei der Verfolger in den benachbarten Gassen. Es verlor sich in verschiedensten Richtungen, und bald war nichts zu vernehmen als das ungestaltete, leise Brummen, das über den Häusern einer schlafenden Großstadt in der Luft hängt. Da und dort klingelte noch eine Elektrische.

Brindeisener schritt lang aus und spürte an dem leichten,

bestimmten Schritt des Mädchens, daß es nicht in der Großstadt aufgewachsen war. Sie hing sich schwärmerisch an ihn und preßte immer wieder leidenschaftlich seinen Arm gegen ihren Busen. „Schrecklich", flüsterte sie plötzlich. „Was?" fragte Brindeisener und blieb stehen. „Schrecklich, meine ich", sagte sie in heißer Entrüstung. „Warum?" fragte er wieder ruhig. „Na einfach, du sollst mich küssen, küssen. Das ist ja unanständig so! Ich lauf dir auf der Stelle fort." Brindeisener nahm die wild Glühende an sich, und sie küßten sich in einen solchen Rausch hinein, daß das Mädchen taumelte, als er sie endlich losließ. „Warum sagst du nicht Peter?" fragte er sie jetzt leise. „Warum?" fragte sie neckisch wieder und lachte überglücklich. „Wahrhaftig, da hast du den rechten Namen. Aber jetzt nicht mehr, jetzt nicht und dann glaube ich auch nicht. Du dummer Peter!" Sie drängte sich wieder verlangend an ihn. „Und wie soll ich denn heißen, Lieber?" fragte sie in leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

„Mathinklein", antwortete Brindeisener.

„Nein, pfui! Das mag ich nicht! Das klingt zu kitschig. Nein, nein", entgegnete sie mit der reinsten Backfischempörung. „Nenne mich Wally."

„Wally, die Zweiflerin", sagte spöttisch Brindeisener. „Gut, also Wally."

Und während er sie weiter durch ein Gewirr enger, winkliger Gassen an riechenden Fleischbänken hin, über Plätze und Plätzchen und große, nun auch schon halb erloschene Straßen immer näher an die Oder geleitete, begann sie im Anschluß an die Ironie seiner letzten Worte zu erzählen, welche Umstände sie hierher aufs Pflaster

geführt hatten. Sie war wirklich die Tochter eines sächsischen Großgrundbesitzers in der Nähe von Meißen und hatte sich als dreizehnjähriges Mädchen ihrem Onkel, dem Bruder ihres eigenen Vaters, ergeben, der sie einst in einem entlegenen Zimmer auf dem Sofa überrascht und gebraucht hatte.

Die ewige gleiche Hurengeschichte, dachte Brindeisener bei sich. Bald ist es der Bruder, bald der Cousin, bald der Kutscher, manchmal sogar der eigene Vater. Und wie immer bei solchen Erzählungen packte ihn ein lüsterner Ekel, eine wollüstige Finsternis.

Das Mädchen schwatzte fortwährend weiter, und bei ihm grub es mechanisch durch die Gedanken: So werde ich also wieder die Augen schließen und die Seele mit schönem Fleisch satt machen.

Endlich kamen sie über den Universitätsplatz, an dem Fechter vorüber und gelangten unter der Durchfahrt hin auf die Universitätsbrücke.

Der späte Viertelsmond hing wie ein weißer, fallender Tellerscherben schräg am herbstklaren Nachthimmel.

In Brindeisener hatte sich aus den abziehenden Schwaden des Rausches, aus der Enttäuschung, sich in der Person des Mädchens geirrt zu haben, und seinem steten Lebensmißvergnügen eine sentimentale Reizsucht gebildet. Er trat mit dem Mädchen an die Brüstung der Brücke, beugte sich und schaute versunken auf den schwachbeglänzten Strom, der sich weiter hinauf in einer Krümmung unter schwarzen Haufen überhängender Baumkronen den Blicken entzog.

„Ist es nicht", fragte er mehr mit sich sprechend, „als

ob der glänzende Fluß aus diesen finsteren Bäumen dort oben käme? Und vielleicht ist alles überhaupt finster, ich meine noch weiter droben. Ganz droben, weißt du. Und die Menschen machen das Licht bloß künstlich mit Kirchenampeln, Gaslaternen und so weiter. Und alle stehlen sich leise an sich vorbei wie dies Oderwasser drunten. Sage mal, Mädchen, hat es dich noch niemals gejuckt, in so einer großen Pfütze deinem ‚Löbensglick' ein Ende zu machen?"

„Was meinst du?" fragte Wally erschrocken und ließ seinen Arm fahren.

„Meinen, haha? — Na ja, gut, meinen!" antwortete er in höhnischer Verbissenheit. Dann begann er wieder mit den Augen den Wasserspiegel abzusuchen, bis er droben vor dem Gebüsch am Ufer eine Plaite, ein langes Holzfloß, liegen sah, das sich kaum auf dem lautlosen Wasser rührte, und ein gelbes Lichtpünktchen glitzte aus der winzigen Wohnhütte der Ruderknechte. Beim Anblick dieses stecknadelgroßen Schimmerknöpfchens in der weiten Nacht über dem katzenleisen, großen Wasser überkam den Studenten das Gefühl einer grenzenlosen Welteinsamkeit, das sich zum förmlichen Grausen steigerte, als er nun ganz, ganz schwach von dorther das Singen einer hohen Frauenstimme vernahm, wohl die Schiffersfrau, die ihren Säugling einlullte.

Und plötzlich war es Brindeisener klar, er sei im Begriff, mit diesem Mädchen sich an dem einzigen Licht seines Lebens, an dem Heiligenlenlein zu versündigen, mit dieser sogenannten ‚Wally', die dem Querhovener Meixner-Mathinklein so ähnlich sah. Dieser Gedanke packte ihn so grell, daß auf die Dauer eines Huschens das Gesicht des

hübelheiligen Mädchens aus dem Wasser tauchte: blaß, himmlisch-verklärt, aber aus einer Stirnwunde blutend, so wie er sie als Knabe im Garten seines Vaters geschaut hatte, an dem furchtbarsten Tage seines Lebens, als sie auf den Stein im Grase gefallen war und er glaubte, an ihrem Tode schuld zu sein. Das alles tobte einen Augenblick wie ein Albreiten in ihm.

Da stieß ihn das Mädchen ungeduldig an und fragte: „Wo wohnst du denn? Mir ist kalt, und ich dächte, wir gingen, denn bei der Beleuchtung bemühst du dich vergeblich, Fische zu sehen." Brindeisener richtete sich ins Tiefste erschüttert auf und antwortete vollkommen verwandelt mit tonloser Beklommenheit: „Ja, verzeih. Komm!" Damit machte er kehrt und führte sie in das Gewirr der Gassen zurück.

Wally widerstrebte und überhäufte ihn mit Vorwürfen, greinte und zankte.

Brindeisener sagte kein Wort, sondern ging mit langen Schritten unaufhaltsam dahin.

Endlich kamen sie in die Holteistraße, wo Wally wohnte. An der Haustür schüttelte er dem fassungslosen Mädchen den Inhalt seines Portemonnaies so hastig in die Hand, daß ein Teil der Münzen aufs Pflaster fiel.

Er kehrte sich nicht daran, sondern machte sich schweigend und eilig auf den Heimweg.

Als er die Universitätsbrücke wieder überschritt, blieb er an derselben Stelle wie vorhin stehen und starrte auf den Strom, der jetzt unsichtbar unter ihm dahinzog, denn der Scherbenmond war schon wieder verschwunden, und es herrschte dichte Finsternis. Und wieder begann seine

Jugend und Kindheit an ihm hinzujagen: Er hörte den hohen Schrei durch die Nacht fallen, da das Sintlingerlenlein geboren wurde, der Wagen des Sintlingers rasselte den Hübel herunter und stob in die Finsternis davon. Dann stand die Heiligenhofbäuerin vor ihm, von der er lange geglaubt hatte, sie sei zu manchen Zeiten ein Vogel, der sich in die Luft schwingen könne. Die engelhafte Stimme Helenens sang durch herbstbunte Bäume das Weidelied, sie saß mit der Schwerdtnerin im besonnten Grase, und er fühlte wieder die Angst von damals in sich, das trunkene Gitarrenweib könne das schöne Kind vielleicht verzaubern. Ihm war es, als sei er überhaupt nur deswegen jung gewesen, sich fortwährend wundersüchtig um den Heiligenhof zu treiben, der der ganzen Gegend ein Mirakulum war, ihn aber wegen dieses stillen, unirdisch feinen, blinden Mädchens seit je berückte, weil er selbst gar sehr unter der Brutalität seines Vaters und der dumpfen Finsternis seiner Familie hatte leiden müssen. Nach langem Grübeln richtete er sich am Brückengeländer auf und sagte zu sich: daß eigentlich der ganze blöde, wilde Betrieb seines jetzigen Lebens nichts als ein fortdauerndes Leiden an dem bitteren Schatten des väterlichen Hauses sei, und daß es nun doch Zeit wäre, den Versuch zu machen, ob man in die Höhe kommen könne, in der das Heiligenlenlein lebte. Er lächelte schmerzhaftglücklich über sich und setzte den Heimweg fort, kopfschüttelnd und verwundert über die Phantastik des Daseins.

In seiner Bude angekommen — er wohnte auf dem Matthiasplatz — legte er sich halb entkleidet zu Bett und verfiel sofort in wirre Träume. Und während er von den

Wandelbildern des Schlafes durch alle Himmel und Höllen seines Lebens getrieben wurde, lag er doch immerfort in einer solch hohen Seligkeit des Gemütes, wie er sie noch nie empfunden hatte. Diese fühlte er zwar aus einer Tiefe in sich selber kommend, die nicht mit träumte, aber sie rührte auch von weichen, schönen Händen her, die ohne Aufhören seine Wangen kosten und sich zärtlich auf seine Stirn legten. Das Wesen, dem sie angehörten, konnte er nicht sehen, allein das Glück darüber war fast schmerzhaft stark und erfüllte ihn, auch noch nach dem Erwachen, wie ein überirdisches Licht.

Sechstes Kapitel

Auf diese Art wurden Peter Brindeisener und das Sintlingerlenlein aus derselben Gegend ihres Lebens, ohne voneinander anderes als die wilden Träume des eigenen Herzens zu wissen, durch Dämmerungen einem neuen Tage entgegengeführt. Das hübelheilige Mädchen wohnte jetzt allein in dem Lindenzimmer, und das riesige Rauschen der uralten Bäume war immer um sie. Weil nun die stets anders werdende Welt ihres Daseins nicht mehr sooft mit dem Wesen anderer Menschen zusammenstieß und deren Auffassungen Formen annahm, die dem Lenlein selbst fremd und schreckhaft erschienen, so verwunderte sie sich über alles Neue nicht mehr so sehr, sondern erlebte die Wandlungen neu begierig wie ein Märchen, das sich an ihr ereignete. Manchmal wehte der machtvolle Laut der Lindenkronen ganz fern von ihr hin, manchmal stand das Brausen in der Nacht traumleise über ihr hin, als sei es wer, der sich über sie neige und säuselnd zu ihr rede. Die Räume des Hauses und des Hofes, sonst nur Gegenden in ihr selbst, glitten aus ihr und stellten sich als Wirklichkeiten um sie. Alles klang anders, bis auf den Ruf des Hahnes und das Knarren des Wagens. Alles, was ihr sonst unzertrennlich eigen gewesen war, wie der

Traum ihrer Seele, den der eigene Wille so oder so umbilden und verflechten kann, nahm scharfe Umrisse, feste Gestalt an, die sich unverrückbar eindeutig aber fremd um sie baute. Auf diese Weise wurde die Welt enger um sie, denn die Welt des Blinden hat keinen Horizont. Nun aber legte es sich wie ein Gürtel um alles, sie fühlte alles geordneter, gesammelter, nach einem Zweck zwar, den sie nicht begriff, gefangen, wie ein aufgestautes Wasser, und Hitzewellen jagten durch sie, Ansätze zu einem Sprung. — Einmal, als es sie wieder so packte, geschah es, daß ihre Mutter die Küchentür drunten aufmachte und über sich hinauf horchte, denn es war ihr doch gewesen, als sei eben ihr Andreas mit reißend leidenschaftlichen Schritten über den Flur droben gegangen. Und sie wußte doch genau, der Sintlinger war mit sämtlichen Gespannen in den Wald gefahren. Allein, der jähe Gang über den Flur droben hatte ganz den Schritt ihres Mannes und zwar aus der Zeit, da er noch auf aller Welt herumtrat. „Was ist denn das?" sann sie bei sich, da der Schritt nicht nachließ. „Spukt es wirklich in dem Sintlingerhofe? Der Schritt kann sich doch nicht von einem Menschen fortstehlen und allein, wo es ihm gerade behagt, das Gehen vollführen." Und als sie dieses kurze Furchtaufstoßen überwunden hatte, lief sie resolut die Treppe hinauf, um zu sehen, was es mit dem Sinnschreiten ihres Andreas für eine Bewandtnis habe.

Aber da sah sie niemand als Helene. Das Mädchen hielt den zurückgelehnten Kopf in den hinten verschlungenen Händen und lief leidenschaftlich den Flur hin und wieder, mit ausholenden Schritten, als stiege sie über Gewölk

hinan. „Lenlein", rief ihr Johanna über das Gebaren des Kindes verwundert und zugleich lächelnd zu, und als das hübelheilige Mädchen nicht nur nicht hörte, sondern sogar anfing, zu ihrem flammenden Gehen noch zu summen und den Kopf zu wiegen, wiederholte die Bäuerin ein wenig gekränkt den Ruf. „Lenlein, du, Lenlein", sagte sie, „so hör' doch schon. Du erschreckst einen ja mit deinem wilden Einsamlauf." Aber Helene, die gerade darüber her war, den Flur hinzujagen, auf die Bodentreppe zu, warf erregt und jäh den Kopf über die Achsel und antwortete schroff, fast patzig: „Geh, laß mich! — Was frägst du mich? — Ich will allein sein." Aber kaum, daß ihr die Worte wie Peitschengeknall aus dem Munde geflogen waren, machte sie kehrt und stürzte sich den Flur hin, die halbe Treppe hinab der Mutter an die Brust und bat unter Tränen die Heftigkeit ab.

„Aber Mädel", sagte Johanna verweisend und strich ihr die Haare aus der heißen Stirn, „was denkst du denn, so zu laufen? Du kannst dich ja unglücklich machen!"

Da umschlang das Lenlein wieder leidenschaftlich den Hals ihrer Mutter und sagte: „Ja, Mutter, glücklich oder unglücklich! — das ist gleich! — Ich liebe dich, Mutter, . . . ich liebe dich! . . . ach, wie ich dich liebe!!"

Dabei fand sie mit Liebkosungen und Küssen kein Ende.

Diese gelegentlichen Sprünge in Exaltationen empfand Helene wie eine Erholung von dem leisen Minieren ihres Innern, das sie durch immer neue Erlebnisse führte, eines wundersamer, ungewöhnlicher als das andere. Zuzeiten nahm das Lenlein um die Gestalt der Dinge neue, ganz andere Umrisse wahr, die schwankten gleich einer

heißen Einbildung von ihr und auch so, als würden sie von einem Luftzuge hin und her bewegt, einem Luftzuge, der gleichwohl mit nichts zu spüren war, weder mit den Ohren zu hören, noch mit den Fingern, nicht einmal mit der Stirn zu sehen. Trotzdem griff Helene nach den Dingen und zwar nach der Gestalt, die ihr durch das bisherige Leben gewohnt war und die fest hinter dem Schwanken der neuen Umrisse stand, matt, kraftlos, wie ein nutzloser Rückstand. So kam es, daß sie sich unvermutet an Kanten stieß, an Spitzen verwundete und dann so bis in die Seele hinein erschrak, wie sehende Menschen, die auf ebenem, sicherem Wege unvermutet über eine Stufe geraten. Jedesmal stand sie vor diesem Neuerleben in starrem Schrecken. Denn sie erinnerte sich einer Geschichte der alten Therese, daß es einst einen Mann gegeben habe, der mit nichts, aber auch rein mit gar nichts auf der Welt zufrieden gewesen sei und dem sich zur Strafe alles in dem Augenblick verwandelte, wenn er darnach griff. So gerade ging es ihr eigentlich auch, aber sie konnte nichts finden, wodurch sie sich vergangen, und war auch nicht imstande, sich vorzustellen, wer ihr so etwas mitspiele, daß sie immerfort alles doppelt sah, als Traum und Wirklichkeit, als Tag und Nacht. Sie lebte bis zu den Bewegungen in den feinsten Kapillarien ihres Gemütes in einem fortwährenden Vertauschtsein. Alle die Veränderungen waren mit ihrem Tanz auf der Wiese und der Empfindung und dem rätselhaften Erleben des Männerhauptes in Verbindung, der einzigen Sicherheit in ihr, die, geschwunden, sich immer wieder erneuerte. Deswegen aber gerade scheute sich das hübelheilige Mädchen, jemand

um Rat zu fragen, was das eigentlich zu bedeuten habe. Denn dann hätte sie ja auch erzählen müssen, daß sie manchmal mitten in der Nacht durch ein gewaltsames Umfangen aus dem Schlafe gerissen wurde, mit einem solchen wilden Packen, daß sie den Griff der Hände noch schmerzhaft am Arme fühlte, so lange spürte, bis sie die Stellen oft lange und inbrünstig geküßt hatte. So was konnte man doch unmöglich sagen. Doch etwas nicht tun dürfen, ist zugleich der gefährlichste Drang, es doch zu tun.

Und wirklich, nicht lange danach — der Winter war im Abzuge, und die ersten warmen Märztage wandelten mit laulichem Atem über das Hügelgewoge —, da lehnte das Lenlein am Zaun des Blumengartens hinter dem Hofe, hielt ihr Gesicht dem freundlichen Luftzuge entgegen und sann darüber nach, wie seltsam das doch mit dem sei, was die Menschen den Wind nennen. Wenn man genau darauf achte, so sei es nicht anders, als gingen rund um einen herum Menschen vorüber, ein langer, leisfohliger, unendlicher Zug, von dessen Schritten nur das Rauschen der Gewänder zu vernehmen sei. Niemand weiß, woher diese Luftwesen kommen und wohin sie gehen, und es ist, als verstände man sie nur, wenn man sich ihnen entgegenstellte; denn dann komme es vor, daß sie einem ihre Lieder in die Ohren singen, ohne Aufhören, immer das gleiche und doch immer ein ewiges anderes. Man höre in alle Welt hinein, und in der Stimme des Windes wachen alle Stimmen der Nähe und Ferne auf. Der weite Wald brause vor sich hin, die Rainsträucher säuseln auf, die einsamen Feldbäume sausen leise, und selbst Häuser noch

pfeifen mit den Firsten und Rinnen. So geht die ganze Erde als ein luftiges Wehen an einem vorbei, und glücklich, daß man dem lausche, was doch nie zu verstehen sei, streicht es uns wie mit linden Händen die Haare aus der Stirn und schmiegt sich so um uns, daß wir uns, in die Luft gedrückt, deutlicher als je fühlen. Diesem Sinnträumen gab sich das hübelheilige Mädchen hin, während sie am Zaun lehnte und auf die Laute des Märzenwindes lauschte. Ganz weit von sich, ganz weit hinaus wurde sie von ihrem feinen Gehör getragen, und zuletzt war es ihr wirklich, als kämen durch die Luft die leisen Schritte von vielen Menschen auf sie zu. Da wußte das Lenlein, daß es nicht mehr lange dauern würde, und aus dem Gange der vielen sei der Gang eines einzelnen geworden und das unbekannte Männerwesen, in das sie verstrickt war, stehe wieder bei ihr.

Aber ehe das geschehen konnte, kam ihr Vater, der, vom Felde zurückkehrend, schon von fern ihr unbewegliches, weißes Gesicht gesehen hatte, und trat zu ihr in den Garten. Was sie so still mache, fragte er, und sie, vor inneren Wirbeln, ihrer auferlegten Verschwiegenheit nicht achtend, antwortete, daß es garnicht stille sei, denn weit draußen gehe immerfort der Schritt von vielen Menschen. Was das eigentlich zu bedeuten habe — das sei vielleicht das Gehen und Fahren der Leute, die im Walde draußen das letzte Stück der neuen Chaussee arbeiteten. — Ob man in die Welt komme auf der neuen Straße, fragte sie weiter. O ja, antwortete der Heiligenbauer und sah wegen der Leidenschaftlichkeit in ihrer Stimme dem Lenlein scharf ins Gesicht. Aber das sei ganz gleich, wohin man gehe, man

komme nie weiter, als wenn man sich unter dem ersten besten Baum auf seinem Felde setze und darauf achte, was er mit seinen Blättern rede. Denn das Neue unter den Füßen sei nichts Neues in der Seele.

Als der Sintlinger das geredet hatte, merkte er, daß sein Mädchen plötzlich einen fremden, abweisenden Zug ins Gesicht bekam. Dann wandte sie sich um und schritt das Gänglein herab in die Laube. Dort setzte sie sich, die Hände in dem Schoß, auf die Bank. Denn sie hatte ihren Vater noch fragen wollen, ob es sein könne, daß einmal wer aus jener fernen Welt hier auf den Heiligenhof käme. Da aber der Sintlinger so verstiegenes Zeug geredet hatte, mochte sie nicht weiter reden, sondern saß da, enttäuscht und in eine leere aber selige Betäubnis versunken, aus der sie ihr Vater nicht zu verscheuchen vermochte, so vieles er auch noch redete. Sie senkte nur den Kopf und hörte gar nicht auf ihn. Endlich stand sie jäh auf und sagte schneidend, sie wisse das besser. Damit ging sie davon, und es rührte sie gar nicht, daß ihr Vater betroffen und wortlos über die immer weiter fortschreitende Veränderung seines Kindes zurückblieb.

In dieser selben Zeit des Frühlings, da die ersten Vogelschwärme über den Heiligenhof strichen, spürte die alte Therese, daß es mit ihr zu Ende ging, und wie das greise Wild, wenn es kaum mehr fort kann, nur tiefer in den Wald kriecht, aus dem es geboren ist, so entstand in der verwelkenden Dienerin die unbezwingliche Sehnsucht nach dem Ort ihrer Kindheit, nach Querhoven. Was auch sollte sie auf dem Hofe noch, wo sie nichts mehr nützen konnte, sondern mit ihrem gokelnden Gekrame nur hinderte oder

wenigstens im Wege war. Sie hatte für andere ihr ganzes Leben hingegeben. Nun wollte sie wenigstens den eigenen Tod sterben. Und weil ihr Wesen nie gewohnt war, die notwendigen Dinge mit bunten Seidentüchlein einzufangen, sondern mit rüstiger Hand alles angriff, was zu tun war, so saß sie auch bei diesem letzten Geschäft nicht lange im halben Taumel in Winkeln und kochte es mit heimlichem Geflenne zurecht, sondern hatte sich in weniger als drei Tagen von allem losgeschnitten, was sie auf dem Heiligenhof hielt. Freilich, als sie vor der Heiligenhofbäuerin und Sintlinger stand, um Abschied zu nehmen, lief ihr doch das Tränensäcklein über, weil Johanna der einzige Mensch war, auf dem noch ein Widerschein der Zeit lag, in der auch sie jung gewesen war. Aber sie greinte auch hier nicht, sondern die stummen Tropfen verloren sich nur stumm in dem zerknitterten Gesicht, und die Hände kneteten bebend und krampfhaft an dem Taschentuch herum, während sie im übrigen tapfere, ja sogar spaßhafte Worte von alten Hennen sprach, denen man Zeit lassen müsse, das letzte Ei auszubrüten. „Und nun lebt wohl, Bauer und Bäuerin", sagte sie zum Schluß und erhob sich, „ihr beide seid ja mit dem Hofe gut aufgehoben. Da hab' ich keinen Kummer. Nehmt's nicht krumm, daß ich euch alle in meinen Topf warf. Ja, und mit dem Lenlein, verlaßt euch, wird's nicht bloß wieder besser, nein, da wird's noch einmal über alles Verstehen gut. Und auch wegen dem Mädchen mach' ich, daß ich schnell über den Hübel hinunterkomme. Denn den einen nimmt's langsam weg, den andern macht's überm Essen sargfertig. Und wenn das Lenlein an einen Toten stoßen sollte, jetzt, wo sie vor über alles in der Welt stol-

pert, so könnte sie, wer weiß, das Drehen vielleicht noch schlimmer kriegen. Einmal, freilich, wird sie ja wohl noch lernen müssen, was Sterben heißt. Aber ich wenigstens will die Tür so leise hinter mir zumachen, daß sie denken soll, ich ginge geraden Wegs in die grüne Wiese. Nun bin ich doch noch ins Meckern gekommen, ich alte Ziege. Also nochmal, lebt wohl und nichts für ungut. Sie ist doch droben, in der Lindenstube?"

Etwas umständlich stieg sie zu dem Lenlein hinauf, das, die Hände aufgestützt, am offenen Fenster saß und hinausträumte.

„Guten Tag, Lenlein", sagte die alte Therese. Das Mädchen rührte sich nicht. „Guten Tag, Lenlein", wiederholte die Greisin nach einem Weilchen. Versonnen drehte sie sich endlich um, und ihre blicklosen, großen Augen sahen lange ins Zimmer. „Ach, du bist's, Therese", sagte sie endlich mit einem tiefen Atemzug, aus ihrer Hingebundenheit sich loslösend. „Ich soll wohl schon wieder hinunterkommen? Sage, ich mag nicht. Nein, nein." Damit stand sie auf und begann, die Hände an steifen Armen hinter sich gefaltet, erregt die Stube hin und her zu wandern, aber mit leisen, langen, fast unhörbaren Schritten. Und während das hübelheilige Mädchen rastlos hin und her schwebte, mehr ein Falter, den es durch die Luft trägt, als ein Mensch, sprach die Greisin, was sie zu sagen hatte, daß sie ein paar Wochen nicht da sein würde, weil sie hinüber nach Querhoven zu ihres Bruders Tochter müsse, die einen Haufen Kinder habe und manchmal nicht wisse, wo ihr der Kopf stehe. Da sei sie gekommen, um adieu zu sagen und solcherlei. —

Aber das Lenlein hörte nicht auf zu schreiten, sagte zu allem nichts und schwieg auch noch lange, nachdem die Alte zu sprechen aufgehört hatte.

Endlich blieb sie vor der greisen Dienerin stehen und fragte sie: „Sage mal, Therese, bin ich sehr böse?" — „Nein, Lenlein." — „Aber ich mag doch nicht so sein wie der Vater." — „Ach, Lenlein, liebes Mädel!" — „Du sollst nicht sagen liebes Mädel! Denn ich mag das auch nicht mehr." —

Dann begann sie wieder schwebend zu schreiten und verfiel abermals sofort in grübelndes Träumen. „Das möcht' ich. Das möcht' ich", sagte sie dabei einige Male glückvoll und inbrünstig vor sich hin.

„Was möchtest du, Lenlein?" fragte Therese. Da blieb das Mädchen stehen und sagte leidenschaftlich: „Weißt du, ich an deiner Stelle ging nicht nach Querhoven, ich ginge weiter, viel, viel weiter! Ich ginge und ginge immerfort, ohne Aufhören ginge ich."

Und als die Greisin darüber fröhlich lachte, wurde das hübelheilige Mädchen fast zornig und rief: „Jawohl, das kann ich dir sagen! Und ich weiß gewiß, wenn das noch lange dauert, so schrei ich einmal und lauf fort." „Ja, Lenlein, wohin willst du denn da?" — „Wo Wege sind, gehe ich. Einfach. Wo Menschen sind." — „Ach, Lenlein, überall kommst du ins Leben, weiter nicht. Sollst auch nicht." — „Gerade! — Ihr denkt, ich weiß das nicht. Da gibt es Städte, die so groß sind, daß sie nicht aufhören, und Menschen mehr wie Bäume im Walde. Alle auf einem Haufen beieinander. Ja, ja!"

Darauf ging das hübelheilige Mädchen wieder ans Fenster, nahm den Kopf in die Hände und ward traurig.

Thereſe betrachtete ſie lange mitleidig. Dann ſtand ſie auf, legte die Hand auf ihre Schulter und ſagte liebreich: „Lenlein, willſt du auf mich hören?“ Das Mädchen nickte ſtumm mit dem Kopfe. „Weißt du, ich bin eine alte Frau. Da kenn ich das auch. Das iſt halt die alte Geſchichte mit dem Welttürlein. Das geht bloß von draußen aufzumachen. Vom Herrgott nämlich. Durch das Türel müſſen die Menſchen, wenn ſie ins Leben wollen und wenn ſie wieder 'naus wollen. Aber auch alles, was ſich der Menſch im tiefſten Herzen wünſcht, kommt von da. Und wenn das, was du willſt, ſeine Richtigkeit hat, da kommt's eines ſchönen Tages zu dir. Da verlaß dich auf mich, auf die alte Thereſe. Nu adje, Lenlein, und laß dir's gut gehen. Jetzt muß ich, muß ich aber ſehen, daß ich nach Querhoven 'nüberkomm.“ Das hübelheilige Mädchen war unter den Worten der Greiſin ruhig geworden, wie ſchlafend. Sie rührte ſich auch nicht, als die Alte die Stube zögernd hinging und die Tür hinter ſich ſchloß.

Nach langem aber ſprang ſie auf, breitete die Arme jubelnd aus und rief: „Es wird kommen! Es wird kommen!“

Auf dieſe Weiſe wuchs ihre rätſelhafte Erwartung immer höher. Das rote Licht aus dem Mittelpunkt ihres jungfräulichen Weſens verbreitete ſich über alle Gebiete ihres Lebens, daß bald ihre ganze Welt loderte.

In dieſen ſeelenheißen, entſcheidungsreichſten Frühling aller ihrer Lebensjahre fiel ſeltſamer Weiſe ein Ereignis, das den ganzen Duft der unirdiſchen Zeit ihrer Kindheit

noch einmal über das Lenlein und den Heiligenhof brachte und ihres Vaters Gestalt der ganzen Gegend noch einmal in tiefem, wunderbarem Schimmer zeigte.

Es ist die rührende Geschichte mit dem Scherenschleifer Liebeneiner aus dem Dorfe Alt-Lessig im Essener Kohlengebiet.

Dort wohnte er mit seiner zahlreichen Familie in einem großen Mietshause, das wie all die anderen verrauchten, trostlosen Riesenkasten war und sich nur dadurch auszeichnete, daß es etwas abseits auf einem Hübelchen stand. Aber so konnten wenigstens Liebeneiners Kinder in einem Höfchen spielen, das immer noch besser war als die Straße, und im Winter rutschten sie tagein, tagaus auf Brettstücken oder überfrorenen Steinen, manchmal auch auf einem geliehenen richtigen Schlitten den kurzen Abhang hinunter und verübten wie die übrigen einen beträchtlichen Lärm aus lauter Fröhlichkeit, manchmal freilich auch aus Hunger, denn es wurde Liebeneiner von Jahr zu Jahr immer schwerer, sie satt zu machen. Mochte er den anderen Leuten Messer und Scheren noch so scharf schleifen, für sich selber fand er kein Schneidewerkzeug, das seine Not und Armut mitten entzwei zu säbeln imstande gewesen wäre. Und dabei hatte es sein Weib mit dem Kinderkriegen und war zudem leider noch so beschaffen, daß sie mit jedem Kinde mehr und mehr aufblühte. Schließlich aber: Mehr drehen konnte sich doch sein Schleifstein nicht, und das war ihm in alle Ewigkeit nicht beizubringen, daß bei jedem Umschwung eine Schnitte Brot von ihm abflog. Die Stube wurde mit jedem Jahr enger und sein Weib werkte schon mit zwei Wiegen. Als das fünfte Kind gebo-

ren wurde, war bei dem Scherenschleifer von Taufschmaus keine Rede mehr. Sie nannten den kleinen Liebeneiner Silvester, um dem Herrgott damit einen Wink zu geben, daß es der letzte sein möge, weil es ihnen mit dem Durchkommen schon gar zu schwer wurde. Vater und Mutter aber gaben sich das Versprechen, der Liebe solange zu entsagen, bis für den Storch des Scherenschleifers Liebeneiner Tür in Vergessenheit geraten sei, und sie machten damit auch sofort Ernst, indem der Mann schon an demselben Abend mit dem wenigen Schlafkram in die Kammer unters Dach zog. Also stand der feste Wille eigentlich mehr auf der Seite Liebeneiners.

Der merkte freilich nach kurzer Zeit, daß es sich mit einem Vorsatz hinterher schwerer umgeht als vorher. Aber er hielt es tapfer eine ganze Woche in seinem freiwilligen Nachtgefängnis aus, und wenn ihn die Sehnsucht nach seinem Weib zu sehr hernahm, fing er mitten in der Nacht an zu singen, und damit es die Leute im Hause nicht hörten, kroch er dabei mit dem Kopfe unters Bett und sang mehr in sich hinein. Das half wohl einen und den andern Tag. Aber dann wurde es eher schlimmer als besser. Die Lieder schlugen ins Blut, und schließlich fingen gar in einer Nacht die Bretter seines Verschlages lichterloh zu glühen an. Deswegen richtete er sich des andern Tages entschlossen seine fliegende Werkstatt her und fuhr mit Sausen davon. Er fuhr ohne Absetzen, als sei jemand hinter ihm, der ihn verhaften wolle, und ruhte nicht eher, bis er in ein entferntes Dorf kam, wo man Alt-Lessig nur vom Hörensagen kannte. Dort goß er Wasser in den Schleifkasten und fing an loszuschnurren. Als aber

der Sonnabend herankam, koppelte sich unversehens sein Schleifwäglein an sein Herz. Er drehte die Deichsel herum und begann, aus einem lachenden Traum heraus, das Gefährt heimwärts zu schieben. Aber mitten auf dem Felde ermannte sich sein Schutzengel und riß ihm die Rosenschleier, die dichter und dichter vor seine Augen sanken, entzwei, daß er sich seines Versprechens erinnerte und sein liebes Weib sah, das dann wieder neun Monate schwer und verzweifelt umhergehen mußte. Darum ließ er den Wagen auf der gotteseinsamen Straße stehen, setzte sich auf einen Stein und fing an, seinen Wochenerlös zu zählen. Dabei erkannte er nun freilich gar bald die Narretei, die er zu begehen im Begriff gewesen war. Er mochte hin und her rechnen, es blieb, wie es immer gewesen war: Er mußte jeden Pfennig siebenmal spalten, und kam ein neues Maul dazu, so langte es kaum, jedes Kröpflein mit Luft zu stopfen. Also stand er auf, drehte seine Werkstatt wieder und fuhr noch weiter ins Land hinaus.

So kam es, daß er oft sechs Wochen umherkutschierte, und wenn er zu Hause anlangte, war sein Bart bis zum letzten Westenknopf gewachsen, und seine Kinder erkannten ihn nicht eher als ihren Vater, bis er die Semmeln aus dem kleinen Almerkästchen nahm und jedem eine in den Mund stopfte. Aber sein blühendes Weib, der er das beste und größte Stück des Weißzeuges mitbrachte, faßte ihn erst herzhaft um den Hals, schluchzte ein Gesetzlein, daß er solange fortgewesen, und verwünschte ihre Armut, die ihr nicht erlaubte, den Mann da zu haben, wo er hingehörte, neben sich. Dann erst langte sie nach der Mitbringe und verzehrte sie langsam.

Einmal aber beim Fortgehen drängte sie sich so inbrünstig in ihn, als wollte sie durch den Leib des Mannes aus der Welt hinausfahren, und beinahe wäre es über den Scherenschleifer gekommen, daß er sie beiseite geführt und ihr ein heißes Gesänglein aufgespielt hätte. Die Luft in der Stube fing schon zu flimmern an, wie ein Loderofen. Allein, Liebeneiner faßte sich doch, trat an die Tür, machte die Hand zur Faust und fuhr damit in einem energischen Reißen an der Füllung hinunter, daß ihm das Blut aus den Knöcheln sprang. „So, das wäre geschafft", sagte er erleichtert und trat zurück.

„Was hast du denn da gemacht?" fragte ihn seine Frau, die neben ihm stand und immer noch nichts als wogender Atem war.

„Den Feuerstrich hab' ich weggelöscht", antwortete er lächelnd, ging schnell hinaus, faßte die Deichsel seines Schleifwägleins und rasselte laufend über das Berglein hinunter. Hätte Liebeneiner gewußt, wie es mit seiner Frau beschaffen war, diesmal würde er anders gehandelt haben. So aber blieb er noch dazu volle acht Wochen fort und kam nahe bis ans Holländische hinauf, daß er schon die Holzschuhe der Vlamen klappern hörte. Sein Weib saß indes zu Hause und jeden Augenblick, den sie nicht von der Arbeit gejagt wurde, verbrachte sie am Fenster und sah den fallenden Gang hinunter, bis auf die Straße, auf der ihr Mann von ihr gegangen war, und wenn ein Mann auftauchte, der sich dem Hause näherte, erschrak sie und wurde puterrot vor Freude, weil sie meinte, es sei ihr Konstantin, den die Liebe unversehens gepackt und heimwärts getrieben habe. Dies Erbleichen und Über-

glühen des jungen Weibes war keine drei-, viermal geschehen, so spürte es der und der unter den Männern des Hauses, in dem die Liebeneinern saß und wartete, daß da ein Feuer brenne, an dem sich vielleicht schmieden lasse. Und der Wirt kam, saß betulich in der Stube, redete mancherlei und erkundigte sich zum Schluß, ob nichts anzurichten sei. Der Milchmann goß ihr anderthalben für einen Liter in den Krug. Die jungen Bergleute kämmten sich die Haare noch kecker in die Stirn, lachten ihr glücklich in die Stube, und wo sie nur konnten, faßten sie nach ihren vollen Armen.

Nicht lange, und vor der jungen Frau drehte sich die ganze Welt als buntes, sprühendes Rad. Sie ging in seligem Taumeln umher, und zuletzt wurde das heiße Kreisen so stark in ihr, daß von all dem schwärmenden Geziefer es einem gelang, den Schelmenhonig bei ihr abzusetzen.

Konstantin Liebeneiner fuhr rastlos von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und sein Beutel schluckte sich so voll von Nickel- und Silberstücken, daß er nahe am Bersten war. Da meinte er, nun sei es endlich an der Zeit, nachzusehen, wie es zu Hause in Alt-Lessig stünde. Und während er heimfuhr, überlegte er, wenn es ihn diesmal nähme und über die beiden Berglein weiterführte, so wollte er nicht mehr bremsen. Diese Aussicht machte ihn so lustig, daß er mit seinem Schleifwäglein lief wie ein Junge, und sowie er auf freiem Felde war, sang er mit den Vögeln um die Wette.

Als er dann endlich in Alt-Lessig von der Straße in den Gang abbog, der über das Hübelchen zu dem Hause führte,

in dem er wohnte, traf er alles, wie er es in seinem beglückten Gedächtnis trug, und sah sein Weib am Fenster sitzen, das Haupt sehnsüchtig an die Scheiben gelehnt. Allein, da sie seiner ansichtig wurde, erbleichte sie, fuhr wie gestochen zurück, und es war ihm gerade, als risse es ihr die Arme in die Luft und knüpfe sie über dem Kopfe zusammen. So sah er sie wie in das Dunkel der Stube zurückfallen.

Liebeneier hielt dieses Erschrecken und Auffahren für den Ausdruck weiblicher Freude, die fast ans Verzweifeln gesteigert ist, rückte eilig seinen Wagen quer, daß er nicht allein wieder über den Hübel absause, raffte schnell Geldsäcklein und Mitbringe an sich und eilte mit dem frohen Gedanken ins Haus, daß seiner heut ein besonders glückliches Geschäft harre; denn einen Trauernden fröhlich zu machen, bedeutet den seligsten Menschenhandel, zumal wenn es das eigene Weib ist. Aber da er mit lachendem Gruß in die Stube stürmte, sah er seine Frau im Finstern sitzen, auf einem Stuhl, im finstersten Winkel, gegen die Wand gekehrt, den Kopf auf die Brust geneigt, wie eine zum Tode Verurteilte, und sie gab keinen Laut und rückte sich nicht.

Da dachte der Scherenschleifer: Oho, hat mein Weib die Mucken gekriegt, während ich fort war, so will ich's ihr schon recht machen, daß sie nicht nur ins Lachen, nein, ins pure Jubeln hinausspringt.

Er warf also Geld und Semmeln auf den Tisch, faßte sie um den Leib, schwenkte sie in die Luft, und indem er sie lustig durch und durch rüttelte, rief er ein übers andere Mal: „Holla, Christel, wach' auf!" Aber bald spürte er,

daß er da einen Menschen und nicht sein Weib, und nicht einen Menschen, sondern einen Stein in den Händen halte, wurde weiß bis ins Augenhäutchen hinein und kalt bis zum Zahnnagel hinunter, ließ sie behutsam auf den Stuhl gleiten und brachte lange aus Furcht keinen Laut hervor. Da er sich dann aber faßte und ins Reden kam, wurde es ihm etwas leichter. Seine Frau aber blieb, wie er sie getroffen hatte: gegen die Wand gekehrt, zusammengerutscht, lautlos. Endlich geriet er von seinem lustigen Gepolter und dem spaßigen Hämischtun ab und fühlte, daß es ihm jetzt die rechte, liebreichgütige Rede in den Mund schob. Kaum aber, daß ihm das erste liebe Wort gediehen war, schrie sein Weib auf, warf sich vor seinen Füßen zu Boden und bekannte ihm unter Schluchzen alles, was in seiner Abwesenheit mit ihr geschehen sei.

Liebeneiner stand lange wie vom Blitze getroffen und rührte sich nicht. Als aber seine Knie anfingen zu zittern, machte er sich mit übermenschlicher Kraft stark, sagte leise, daß er wiederkomme, ließ die Gefallene liegen, Semmeln und Geld auf dem Tische und machte sich so behutsam mit seinem Wäglein davon, als stecke er bloß in einem albischen Traum und nicht in einer furchtbaren Welt.

Er fuhr diesen selben Nachmittag und die ganze Nacht ohne Auf- und Umsehen, ohne Denken, fast ohne Herzschlag, und als er gegen Morgen vor einem Dorfe an den Grabenrand sank, hatte er gerade noch soviel Kraft, die Welt mit einem Pfeifen davonsausen zu sehen. Dann verfiel er in einen Schlaf, als sterbe er.

Beim Erwachen fand er sich in einem Bett, und eine Menge Leute standen um ihn und betrachteten ihn mit

erschreckten und mitleidigen Gesichtern. Um ihnen und sich selber Mut zu machen, fing er an, aus vollem Halse zu lachen, daß die Leute vor Grauen davonliefen bis auf ein altes Weib, das es aber auch nicht anders ertrug, als daß sie sich die Ohren zuhielt und wegsah. Liebeneiner war bei seinem ganzen Gelächter selber nicht wohl. Er hatte das Gefühl, sein Gesicht friere ihm ein, und als er endlich aufhören konnte, liefen ihm wie dem alten Weibe die Tränen über die Wangen.

Aber damit hatte er auch den Krampf zerbrochen, und er stand auf, ging in den Hof und sah sich nach seinem Wäglein um. Als er es endlich fand, war es ihm, seit er es auf der Straße vor dem Dorfe hatte stehenlassen müssen, weil ihm die ganze Welt wie ein Pfiff davongefahren war, seien zehn Jahre vergangen und nicht drei Tage, wie die Leute ihm versicherten, die dabei standen und über den Scherenschleifer den Kopf schüttelten, der noch vor ein paar Stunden im Schreifieber gelegen hatte und nun darauf bestand, davonzufahren, obwohl er doch noch baumelte wie sein hängender Strick am Wagen. Als er aber einige Bemerkungen über seine Not machte, glaubten sie vollends, das Schicksal seines Gewerbes sei vorzeitig über ihn gekommen, wichen von ihm zurück und ließen ihn davonfahren. Denn nach der Ansicht der Leute werden alle Scherenschleifer im Alter so sicher verdreht, wie alle Schornsteinfeger als Trinker sterben.

Sie sahen den armen Liebeneiner die Straße hinabtaumeln, so, als solle er bei jedem Schritt stolpern und hinschlagen, waren tief ergriffen und atmeten doch erleichtert auf, als sie ihn endlich aus den Augen verloren hatten.

Da war nun Liebeneiner mit sich, seiner Not und seinem Herrgott wieder allein auf der Welt und wußte nicht, was anfangen, ob er sein Herz mit der rechten Hand erdrosselte oder mit der linken wegwerfe oder ob ihm nicht anders zu helfen sei, als daß er sein und der Seinen Leben wie Spülwasser durch Kehrichthaufen sich bergab schlämmen und in der Moderlache eines Straßengrabens verfaulen lasse.

Wen er auch von ferne um Rat fragen mochte, kaute die Zunge auf dem hohlen Zahn, ruckte die Schultern und spielte sich verlegen um die erste beste Ecke, und was er als Antwort zurückließ, war bei genauem Zusehen so viel wert wie ein Otterei, ohne Schale, ohne Weißes und ohne Dotter, und was Lebendiges drin war, schmeckte wie Gift. So schleifte sich Liebeneiner von Dorf zu Dorf und gab gar nicht acht, wo er hingeriet in der Welt.

Und als er in Hiesfeld, fünf oder sechs Stunden weit von Hemsterhus, angekommen war, viele Tagereisen von zu Hause entfernt, stand es um den Scherenschleifer so, daß er von niemand auf der Erde mehr einen Rat verlangte, sondern zufrieden sein wollte, träfe er nur irgendwo ein Herz, das noch genau so läutete, wie es einst vom Herrgott bei der Geburt eingehängt worden war, oder er sähe in zwei Augen, die noch nie von einem argen Schatten versehrt worden wären. Denn er hatte das unbeschreibliche Gefühl, daß sich während des wochenlangen Irrlaufens alles von selber in ihm zurechtgewachsen habe. Er traute sich nur nicht die reine Hand, das feine Gefühl und das mutige Denken zu, dies fertige Neue aus der tiefsten Seelenheimlichkeit unverletzt in sein Leben zu heben.

Mit solcherlei Gedanken saß er am ersten Abend im Hiesfelder Gasthause und verzehrte am hintersten Tisch seine kargen Bissen. Es schimmerte schon tief ins Dämmern hinein, und außer ihm war nur ein greises Weiblein da, die im Dunkel mehr wie eine Kugel aussah, so fett war sie. Sie klapperte gleich ihm selber vorsichtig mit dem Eßgerät, wie es die Art vom Unglück gedemütigter Menschen ist, redete nicht, und er hörte sie kaum atmen. Da dachte Liebeneiner: Aha, das ist wohl auch eine, der das Leben alles verschüttet hat. Und weil er bald darauf eine Zupfgeige sah, die ihr gehörte, wurde er in dieser Ansicht noch bestärkt, denn die für Geld und vor den Leuten singen, weinen allemal, sobald sie allein sind. Und da nach einigen Augenblicken die Wirtin hereinkam, sich zu dem Weiblein setzte und vertraut mit ihr zu reden begann, spitzte der Scherenschleifer die Ohren, um herauszubekommen, an welchem geheimen Schaden das Gitarrenweib eigentlich leide. Das fette Weiblein war niemand als die Schwerdtnerin; aber Liebeneiner kannte sie noch nicht.

Darum dauerte es nicht lange, und die alte Straßensängerin redete von dem großen Wunder, das sie erfahren hatte, wie sie durch das hübelheilige Sintlingerlenlein zu Hemsterhus von ihrem Trunk und von ihrer Verzweiflung geheilt worden sei und zu allem eine Stimme, eine überirdische Stimme erhalten habe, die heute noch genau so jung klinge wie vor zehn Jahren, und die sie sicher nicht verlasse, und sollten ihr vom Alter auch alle Haare ausgehen. Denn was der Herrgott durch einen Engel schicke, ändere sich nie, und daß das Sintlingerlenlein auf dem Hübel bei Hemsterhus kein Mensch, sondern ein Engel

sei, das wisse man hundert Meilen weit in der Runde. Und zur Erhärtung des Mirakels, das an ihr geschehen, erzählte sie noch andere wundertürdige Heilstaten des Heiligenlenleins: die Geschichte mit dem Meixner-Gottlieb, der schönen Ursula in der Wuhle und viele andere.

Liebeneiner hörte die Erzählungen der Schwerdtnerin gar nicht zu Ende, stand leise auf und schlich im Dunkel aus der Stube zu seinem Wäglein unter dem Schuppendache. Denn mit einem Lichtblasen war es ihm in die Seele gefahren: Wenn ihm jemand in seinem Leben Hilfe bringen konnte, so war es nur das Sintlingerlenlein, von der er eben das unbekannte Weib hatte sprechen hören. Und ehe es noch ganz Morgen geworden war, klapperte er mit seiner Werkstatt aus dem kleinen Höfchen des Gasthauses zu Hiesfeld. Die Glocke zu Hemsterhus läutete gerade den Mittag ein, als der Scherenschleifer auf der neuen Straße in das Tälchen einbog, das zwischen den Hügeln zieht, auf denen die beiden Fremdhöfe lagen, links der Brindeisenerhof, rechts der Hof des Sintlingers. Und er wußte nicht, welches von den beiden der Heiligenhof sei. Aber er hatte nicht lange auf dem Almerkästchen seines Wagens unentschieden an der Stelle der Straße gesessen, wo die Zufahrtswege, der eine da, der andere dort hinaufgeht, so war der Zweifel in ihm geschlichtet, denn der Hof links, finster und halb verfallen, mehr ein riesenhafter Moderhaufen, mit halb blinden, grämlichen Fenstern, schiefen Toren und verwichtelten Gartenbäumen, konnte nun und nimmer der Ort sein, wo ein Herz ungestört in den Herrgottsfrieden hineinzuwachsen imstande war. Er wartete nur, bis das Glöcklein auf dem Heiligenhofe

seine Mittagsstimme erheben würde, weil er als kindhafter Mann dachte, wenn ihm auf dem Hofe droben Hohes geschehen sollte, so müsse er auch hoch gerufen werden. Aber das Glöckchen hing und schwieg und schwieg und hing, bis er sah, daß es gar keinen Strick zum Läuten hatte. Da lachte er über sich, wie dumm er doch sei, nicht zu wissen, daß jemand keine Klingel brauche, der inwendig voll seliger Stimmen sei. Damit erhob er sich guten Mutes und zog sein Wäglein den Hübel hinauf. Als er durchs Tor in den Hof kutschierte, kam das Gesinde eben aus der Tür des Wohnhauses vom Essen, und die Knechte und Mägde waren bald um ihn, fragten spaßhaft, wo er den Dampf zu seiner Maschine habe und ob er wie alle Schleifer die Messer verbrenne, damit sie niemals mehr scharf würden und er immer zu tun habe. Liebeneiner gab die Späße auf lustige Art zurück und musterte indessen die Gesichter aller, besonders der Mägde, ob vielleicht eine von ihnen das Wesen sei, auf die er seine verborgenen Hoffnungen gerichtet hatte. Aber obgleich keines ein Hudelgesicht, versteckte Augen und eine widrige Art hatte, so ging ihm doch bei keinem das Herz auf. Zuletzt erschien die Heiligenhofbäuerin, grüßte ihn freundlich, fragte ihn nach seiner Heimat, wie es komme, daß er gar soweit in die Welt streife, und mancherlei. Und Liebeneiner gab auf alles in seiner einfachen Art Bescheid, konnte aber nicht verhindern, daß ihm bei den Worten von seiner Heimat die Stimme etwas verdrückt geriet und ein wehes Erbleichen über sein Gesicht ging. Von seiner Frau sagte er, sie leide schwer, und niemand wisse, was eigentlich mit ihr sei. Und wenn er die Ehre haben sollte, alles Schneide-

werkzeug auf dem Hofe in Ordnung zu bringen, so bäte er, draußen unter den Linden schleifen zu dürfen, weil er doch hier nur im Wege stünde. Draußen im Baumschatten aber ginge alles viel besser.

Aus Betretenheit übernahm sich Liebeneiner etwas mit Reden, und die Sintlingerin schmunzelte gütig zu seiner kurioſen Art, besonders über die verschnörkelte Liebenswürdigkeit, mit der er ihr zum Schluß versicherte, „die Nähscheren der geehrten Frau und des Fräuleins als Zugabe umsonst und besonders schön zu schleifen", ließ ihn mit seiner Werkstatt unter die Linden ziehn und schickte ihm durch eine Magd einen tüchtigen Pack Arbeit und einen Topf Essen hinaus, damit er sich vorher stärke.

Nicht lange, so sauste und pfiff Liebeneiners Schleifstein, daß das Wasser flog und die Funken spritzten, aber den Scherenschleifer selbst umdüsterte es mehr und mehr, ob die Lindenkronen noch so weiches Licht durch des Frühjahrs junge Blätter fallen ließen und ob ihm jeder Blick, den er von der Arbeit weghob, ein felderbuntes, weites Hügelgewoge der besonnten Erde schenkte; denn vor dieser gütigen Bäuerin, die so frisch und fest in dem reichen Hofe schaffte, fühlte er den Fehltritt seiner Frau wieder bitterer wie je und fürchtete, wohl nie von Armut und Niedrigkeit loszukommen. Und das nahm, wie die Sonne tiefer und tiefer rückte, noch fortwährend zu, denn die, wegen der er so weither auf den Hof gekommen war, ließ sich nicht sehen. Und so würde ihm wohl nichts übrigbleiben, als am Abend mit seiner alten Schmerzensbürde und der Hoffnungslosigkeit dazu wieder davonzufahren.

Wenn es aber so ist, dachte Liebeneiner vergrämt, dann hat alles, was ich jetzt trage, schon mit mir in der Wiege gelegen.

Dieser Gedanke packte ihn so, daß er vor Schrecken nicht mehr weitertreten konnte. Der Stein stand still, und Liebeneiner richtete sich schwer auf, um in den Himmel zu sehen, ob das denn wirklich sein Schicksal sei.

Aber als er die Augen hob, sah er das Heiligenhofleinlein vor sich. Sie hatte ein blaues Kleid an, saß auf dem Bänklein neben dem Kreuz, hielt eine goldgelbe Schmirgelblume in den Händen und schaute mit ihren blicklosen, großen Himmelsaugen unverwandt auf ihn. Dieses Schauen, das nicht von der Erde und nicht von einem Menschen kam, ging dem Armen durch und durch.

Allein, fast zum Hinfallen war es, als das Lenlein jetzt zu ihm sprach.

„Du, Scherenschleifer", sagte sie mit leiser Stimme, „warum ist es finster um dich?"

Liebeneiner konnte vor einem Wallen in der Brust nicht antworten.

Das Lenlein senkte das Gesicht und strich mit der Hand über die Blume und wartete.

„Fräulein . . .", brachte Liebeneiner endlich stotternd hervor; aber mehr wurde nicht. Nur ein ehrfürchtiges, ringendes Atmen ging noch von ihm zu ihr.

Aber das Lenlein schüttelte wegen des Tones, in dem er sprach, den Kopf.

„Nein, laß sein", sagte sie. „Ich weiß schon alles von dir. Die Mutter hat es mir gesagt, und ich sage auch: Laß gut sein. Du fährst davon, und alles wird wieder

gut. Ich weiß es, alles Schöne kommt zu dem Menschen. Und wenn es auch lange dauert."

Das sagte das Heiligenhoflenlein, denn sie schwebte noch in der seligen Erwartung, in die sie der Trost der alten Therese gehoben hatte.

Dann stand sie auf, ließ die goldene Blume fallen, hob ein wenig die Arme und sagte in leidenschaftlicher Inbrunst: „Es wird sich erfüllen!"

Liebeneiner, der nicht wußte, wie es um das Lenlein stand, glaubte nicht anders, als das hübelheilige Mädchen beschwöre sein Unglück, und er fühlte mit einem Male die Mauer in seiner Brust zerbrechen. Das tat so weh, daß er begann, seinen Stein schneller und schneller zu drehen, und wenn er auf Helene sah, die sich wieder auf das Bänklein gesetzt hatte, war er weder unglücklich noch arm, hatte keine hungernden Kinder zu Hause, war kein betrogener Mann und sein Weib nicht anders befleckt als von einem wüsten Traum, der sie ungerufen, wie im Schlafe überfallen hatte.

In diesem Augenblicke war das sonnenhaft Neue, das er sich nicht getraut hatte, aus seiner Seelenheimlichkeit heraufzuheben, wahrhaftig in sein Leben getreten. All die finsteren Bürden von Schmerz und Gram, die er seit Wochen getragen, waren verschwunden, und er fing an, das Lied zu singen, das die Tür der Jugend für immer zumacht und zugleich das Leben für immer segnet mit aller vergangenen, aber unverwelklichen Seligkeit:

„Schön ist das Leben bei frohen Zeiten,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

Drum sag' ich's noch einmal: Schön sind die Jugendjahr,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr."

Liebeneiner hatte eine ungeübte Stimme, denn seit langen Jahren war er nur dazu gekommen, seinen Schleifstein singen zu lassen. Er sang, als habe er einen Wattebausch im Munde, daß die Töne verschwommen, wie hinter einem Walde, aus weiter Ferne her klangen. Aber das gerade bewegte neben der Schönheit der Melodie das hübelheilige Mädchen so, als höre sie nicht den Scherenschleifer singen, sondern als beginne alle Pracht ihrer unfaßbaren Erwartung tönend aus der weiten Welt zu blühen.

Besonders ergriffen sie die Worte: „Und aus den Reben quillt edler Wein."

Darum, als Liebeneiner geendet hatte, bat ihn Helene, das Lied noch einmal zu singen.

Am Ende mußte ihr der Scherenschleifer von seinen vielen Kreuz- und Querfahrten durch die Welt erzählen, und vor den Augen des schönen Mädchens spürte Liebeneiner, was für ein ausnehmend herrliches Gewerbe ihm doch beschert worden. Seine Dörfer wurden zu blühenden Städten, und die Stadtnester, in die er gekommen war, standen wie Paradiese auf der Welt. Und als er endlich schied, war er der glücklichste Mensch auf Erden. Er fuhr in das Abendrot wie in einen neuen Morgen hinein. Das Geklapper seines Wagens deuchte ihm ein immerwährendes Lied, und er bestaunte in einem fort das Wunder, durch das er in- und auswendig neu geboren war.

Das Sintlingerlenlein aber saß noch eine Weile in dem

Segen, den sie dem Scherenschleifer geschenkt und als ein reicheres Geschenk zurückerhalten hatte, und in ihrem Träumen wurde der Besuch Liebeneiners zu einer märchenhaften Botschaft aus der neuen Welt, in die sie von ihrer Sehnsucht getrieben wurde.

In diesem glückvollen Verlorensein traf der Heiligenbauer sein Töchterchen unter den Linden, und das erstemal wieder nach so langer, wirrer, dunkler Zeit blühte ihm ihre Seele in dem alten, unwirklichen Zauber entgegen. Aber sie redete nicht mehr von verwunschenem Streifen durchs Feld, von geheimnisvollen, tiefsinnigen Berückungen, die sie von Blumen und Bächen, von dem einsamen Himmel und dem Rätsel in den Menschen erlebt hatte, sondern schwelgte von den Wundern, die auf sie warteten, wenn sie einmal von dem Hofe hinab- und in alle Welt hineinführe.

Der Sintlinger störte sie nicht mit seinen Zweifeln, sondern ließ sie in alle bunten Einbildungen hinausschwärmen und versprach ihr sogar, einst mit ihr davonzureisen, so weit in die Welt hinaus, daß man gar nicht mehr in Gedanken auf den Hof zurückkäme. Helene lachte glücklich wie ein Kind über diese Aussicht und bedeckte das Gesicht ihres Vaters mit leidenschaftlichen Küssen. Aber als der Heiligenbauer sie in die Stube geführt hatte, kehrte er an den Ort zurück, an dem er mit Helene gesprochen hatte. Und da er einige Augenblicke einsam auf dem Bänklein gesessen, tönten ihm seine eigenen Worte zu Helene tiefer aus der Seele wieder: „Dann reisen wir beide so weit in die Welt, daß wir auch nicht mehr in Gedanken auf diesen Hof hier zurückfinden."

Doch nun klangen sie ihm wie eine schicksalsschwere Drohung.

Sind wir nicht schon weit genug fort, mein liebes Lenlein? sann er für sich hin. Dann fühlte er sich von der Bank emporgerissen und begann den Hübel hinunterzueilen, dem Scherenschleifer nach, um sich den Mann anzusehen, der ihm sein Kind wieder ein Stück fortgelockt hatte. Er irrte auf den Wiesen zwischen Querhoven und Hemsterhus umher, schlich auch um die Schenke dieses Ortes, traf den Mann aber nirgends und kehrte im Finstern wieder auf den Hof zurück.

Auf seinem Zimmer zündete er ein Licht an und las noch lange in den Aufzeichnungen seines Lebens. Aber es glückte ihm auch heut nicht, in seine hohe Welt zurückzufinden. Seine tiefsten Erkenntnisse erschienen ihm teils belanglos, teils fremd, teils unverständlich. Wenn das so fortgeht, wird mir ja bei lebendigem Leibe das Hirn aus dem Kopf und die Seele aus der Brust genommen, dachte er.

Dann stand er auf, schlich leise an die Tür Helenens und lauschte lange, um wenigstens ihren Atem zu hören.

Aber er vernahm nichts als das Knacken und Knistern des großen schlafenden Hauses, ging zurück und sank benommen in schweren Schlaf.

Das Dämmerirren, das den Heiligenbauer an diesem Abend über die wiesige Flur zwischen Querhoven und Hemsterhus dem davongefahrenen Scherenschleifer nachtrieb, wurde die Veranlassung zu dem Gerücht, der Herner Rebell Franz Faber sei auf dem Heiligenhofe gewesen.

Das kam so: In der Zeit, von der hier die Rede ist, befand sich der Kaufmann Stenzel aus Dingden auf einer Wanderung in die Dörfer der Umgegend, um bei den kleinen Krämern, die von ihm die wenigen Schnittwaren bezogen, die fälligen Gelder einzukassieren. An demselben Abend verließ er schon nach dem Eindunkeln Querhoven auf dem Wiesenwege, der fast schnurgerade nach Hemsterhus läuft. Als er so, vor sich hinrechnend, durchs Grüne ging, hörte er auf der nicht allzuweit abgelegenen Straße einen Mann hinter sich laufen, von dem er hätte denken können, er wolle ihn einholen, wenn er auf dem Wiesenwege ihm nachgepreścht wäre. So aber kümmerte er sich um das eilige Laufen des Fremden nicht weiter und scherte sich auch nicht im mindesten, als er hörte, daß ihm mit abgetriebener Stimme unausgesetzt nachgerufen wurde.

„He, holla, he!" klang es, und dann wieder war es Stenzel, als rufe der andere: „Herr Faber, he!" den Namen, der damals wieder durch alle Zeitungen ging, und als er das erst einmal zu hören geglaubt hatte, hörte er es dann wirklich. Und ärgerlich über die Störung nicht weniger als darüber, mit einem Rebellen verwechselt zu werden, sagte er zu sich: „Ei was! ich seh nicht ein, warum Stenzel stehenbleiben soll, wenn Faber gerufen wird. Platz' dir meinetwegen den Halskragen!" Und ohne sich umzudrehen, tat er zu seinen langen Schritten eher noch etwas dazu. Endlich aber, weil das Gerufe des Nacheilenden den Großkrämer gar nicht zu seinem rechnerischen Kopfhandel kommen ließ, blieb er doch stehen und kehrte sich dem Fremden zu, der eben im Begriff war, über den Graben zu springen und quer über die Wiese auf ihn zu-

zukommen. Allein, kaum hatte der Herandringende den Handelsmann nur einen kurzen Augenblick gemustert, so bat er mit Handwinken und Rufen um Entschuldigung, lüftete grüßend die Mütze, machte reißend kehrt und ging, wie es Stenzel schien, in der Richtung auf die Fremdhöfe zu davon. Als der Dingdener Kaufmann bald nachher ins Hemsterhuser Gasthaus kam, erzählte er diesen Vorfall und schilderte den, der ihn so hartnäckig verfolgt hatte, als einen kleinen, sehnigen Mann mit bartlosem Gesicht. Und während er noch im Sprechen war, trat einer herein und sagte, er habe eben den Heiligenbauer an der Schenke wie einen vorübergehen sehen, der jemand suche. Sofort waren alle einig, daß der, der dem Kaufmann zugerufen habe, niemand anders als der Heiligenbauer gewesen sei, rannten hinaus und hielten Umschau nach ihm aus, konnten ihn aber nirgends mehr entdecken. Die aber, die das Gras wachsen hören, meinten, wenn der Sintlinger den Faberrebellen erwartet habe, müsse er sich doch vorher bei ihm angemeldet haben, und sei das geschehen, so werde er auch sicher gekommen sein, wenn auch nicht an dem nämlichen Abend, da der Dingdener Stenzel von dem Heiligenbauer angerufen worden war. Daß sich daran ein Rattenknäuel abenteuerlicher Vermutungen knüpfte, versteht sich von selbst, zumal in jener Zeit irgendwer irgendwo auch den Niemandalb gesehen haben wollte, der seit Jahren auf dem Hemsterhuser Kirchhof begraben lag. Nachdem sich aber dieser bunte, wirre Schaum gesetzt hatte, blieb in den Köpfen aller die Überzeugung zurück, der Heiligenbauer stecke von jeher mit dem Faberrebellen unter einer Decke, und alle Weisheit seines Kopfes und seines Lebens

habe er nur von diesem unheimlichen Allesstürzer, dessen Befehlen er unverweigerlich gehorchen müsse, weil er mit der gleichen Teufelssalbe eingeschmiert sei. So merkwürdig das auch die geheimnisvolle Kraft des Volkes erweist, dem Sinn verborgener Zusammenhänge ahnungsvoll auf die Spur zu kommen, so sicher irrte sich das Gerücht über den Besuch Fabers bei dem Heiligenbauer in jener Zeit. Denn dieser Mann, den seine Anhänger den neuen Heiland, die Massen aber den Rebellen nannten, saß damals in einem Berliner Gefängnis hinter Schloß und Riegel, weil er zugunsten einer armen Frau Zeugnis abgegeben hatte, deren alter, gebrechlicher Mann während des großen Moabiter Krawalls beim Überschreiten des Fahrdamms von den Schutzleuten mit dem Säbel niedergeschlagen worden war, daß bald darauf sein Tod eintrat. Faber, der sich gegen die wild gewordene Sicherheitsmannschaft des Alten angenommen hatte, war dabei selbst lebensgefährlich an der Stirn verwundet worden und saß nun im Gewahrsam, weil das Gericht versuchte, ihn zu einem der Hauptanstifter dieses ärgerlichen Aufruhrs zu stempeln.

Den Heiligenbauer störte dies nahe und ferne Brodeln, das ihn umschäumte, wenig, höchstens, daß es ein Verfinstern mißmutiger, ja geringschätziger Gleichgültigkeit in sein Gesicht furchte, wenn man ihm wieder eine neue Geschichte zutrug, die sein Leben mit diesem Menschen verflocht, den er als eine verderbliche Macht innerlich von sich stieß.

Doch da er eines Tages gar unter Kreuzband eine Nummer der „Vossischen Zeitung" erhielt, die, blau angestrichen, den Prozeß der Witwe Hermann (so hieß die Frau,

für deren Recht Faber eingetreten war) enthielt, musterte der Sintlinger erst unwillig die Adresse, weil sie von weiblicher Hand herrührte, überflog halb zerstreut den Artikel und brach endlich in höhnisches Auflachen aus, als der Berichterstatter zur Charakterisierung Fabers eine Stelle aus einer seiner Reden anführte. Voll grimmiger, fast zorniger Belustigung las er die Worte, welche lauteten: „In jedem Augenblick, den sie leben, mit jedem Worte, das Männer sprechen, können sie die Revision und Revolution des Staates herbeiführen, dem sie angehören, und zwar einfach dadurch, daß sie selbstlos ihre Interessen fördern, ohne Eitelkeit stolz, ohne Würdelosigkeit bescheiden, ohne Hinterhältigkeit wahr, ohne Berechnung gütig sind, königlich wie ein Kind und einfach wie ein Herrscher, dessen unbestreitbare Macht ihre Hervorkehrung verbietet. Wenn jemand die Revolution, d. h. eine Umwandlung zum Bessern will, wahrhaftig will, hier muß er damit, und zwar bei sich beginnen. Denn Zustände der Seele müssen die Ordnung des Staates herbeiführen, nicht umgekehrt. Wer Freiheit nur durch Ordnung der Einrichtungen erzielen will und denkt, die innere Freiheit des einzelnen sei damit geschaffen, der handelt wie einer, der ein Haus baut für einen Menschen, der noch nicht geboren ist, der einen ungefangenen Fisch bratet und der das Siegesfest einer noch zu durchkämpfenden Schlacht feiert."

Als der Heiligenbauer das gelesen hatte, packte ihn eine solche Aufregung, daß er das Blatt in kleine Schnitzel zerriß und mit den Worten vor den Ofen warf: „Schwätzer, elender Schwätzer! So halt das Maul und lebe."

Dann spuckte er noch zornig auf das Häufchen Papier, und als Johanna nach dem Grunde seines fesselosen Ausbruches fragte, antwortete er mit bleichem Gesicht und bebenden Worten: „Nichts hat es, Weib! Ich speie auf das Gericht eines Narren. Das ist alles."

Damit ging er aus der Stube und schmetterte die Tür hinter sich zu.

Siebentes Kapitel

Inzwischen war die Straße, zu deren Bau einst der Sintlinger halb ernst, halb spielerisch verstellt den letzten Anstoß gegeben hatte, vollkommen fertig geworden, und weil der Heiligenbauer trotz aller Zurückhaltung nicht nur bei dem Volk, sondern auch bei den Behörden als der eigentliche Vater dieses Unternehmens galt, ergab es sich mit Notwendigkeit, daß ihm bei der feierlichen Einweihung eine besonders ehrenhafte Rolle zugedacht war. Eines Tages erhielt er vom Landrat des Kreises, einem Freiherrn von Zwinin, ein eigenhändiges, höchst schmeichelhaftes Schreiben, in dem er ersucht wurde, „bei der feierlichen Eröffnung dieses wirtschaftlich so bedeutsamen Verkehrsweges seine Mitwirkung oder wenigstens seine Anteilnahme nicht zu versagen". Dann folgte eine kurze Skizzierung der Feier, die so gedacht war, daß sie von dem Gut des Heiligenbauern ihren Anfang nehmen sollte. Dort, „an der Quelle des fruchtreichen Gedankens", wollte der Landrat eine Ansprache halten, darauf sollte sich der festliche Wagenzug durch den Wald bis auf die Höhe, dem Buchteich gegenüber, bewegen. Hier an der Grenze der Hemsterhuser Gemarkung sollte der Abschied von dem

Gemeindevorstand und den Ehrengästen erfolgen. „Ich persönlich würde mich ungemein freuen", so schloß der Brief, „wenn ich bei dieser Gelegenheit Ihnen, verehrter Herr, nähertreten und einen Einblick in Ihren so musterhaft-vorbildlichen Wirtschaftsbetrieb erhalten könnte."

Das Datum der geplanten Feier war vierzehn Tage später, auf den siebzehnten Mai festgesetzt, und der Sintlinger wurde gebeten, wenn es ihm dienlich erscheine, Abänderungsvorschläge zu machen.

Wenn der Sintlinger noch so fest wie eh auf seinem außerirdischen Sonnenpferde an der Seite des Lenleins gesessen hätte, wäre ihm die Antwort auf den Brief des Landrats nicht schwer geworden. Lachend hätte er nur all die bunte Unruhe von sich geschoben. So aber lachte er wohl spöttisch auf, nachdem er den Brief gelesen und zu sich gesteckt hatte, aber schon nach einigen Schritten zog er das Schreiben wieder hervor, überflog bald diese, bald jene Stelle, atmete schwer auf, schüttelte den Kopf und spürte ein ratloses Verfinstern über sich zusammenschlagen. Am Nachmittag war es so weit gediehen, daß ihm sein ganzes Leben wie ein Wasser erschien, das seine Ufer durchbrochen hat und wild und querfeldein nach allen Seiten auseinanderströmt. „Was gehn mich denn euer Weg und eure Fahnen an?" sann er erregt. „Wenn ihr eine Marotte von mir ernst genommen habt, so ist das eure Sache. Schwemmt euch mit Geplärr und Getue hin, wohin es euch juckt. Aber laßt mich aus dem Spiel!"

Doch indem er so zornig aufbrauste, fühlte er im Unsichtbaren geisterleise, unzerbrechliche Fäden um sein Dasein sich enger und enger ziehen, die er unter dem Zwang

des Schicksals mit all seinem Streben nach der höchsten menschlichen Freiheit selbst gewoben hatte. Er schüttelte wohl im nächsten Augenblick dies als spukhaftes Blendwerk der erregten Einbildung fröhlich ab, spürte sich aber doch bald wieder in diesen geheimnisvollen Verschwörungen festsitzen.

Zu allem erhielt er am Nachmittag desselben Tages mit dem zweiten Postboten noch einen Brief von einer Kölner Gesellschaft für Terrainverwertung mit der Anfrage, ob er geneigt sei, in der nächsten Zeit einen Herrn zu empfangen, der den Auftrag und die Vollmacht besitze, wegen des Verkaufes seines Gutes mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Dieses neue Andringen an ihn war von seiten der städtischen Spekulanten nicht zu verwunderlich, weil neuerdings der Plan einer Nebenbahn nach dem Rhein lauter und immer ernster erwogen worden war; und weil die Industrie jede Gelegenheit ergriff, wegen der billigeren Arbeitskräfte ihre Unternehmungen auf das Land zu verlegen, rechneten die weitsichtigen Geschäftsleute wohl mit dem Bau von Fabriken, die an der Bahn, inmitten der weit ausgedehnten Waldungen, nicht zu weit von dem Rhein mit seinem kleinen Umschlagshafen Gründungen mit der glänzendsten Zukunft werden mußten.

Freilich, sann der Heiligenbauer weiter, und so soll es wirklich darauf hinauslaufen, daß ich dazumal, als ich um den Straßenbau getrieben wurde, selbst die Hand erhoben habe, die nun Anstalten trifft, mich mitsamt dem Hofe von dem Hübel zu schieben. Und dabei fielen ihm seine eigenen Worte ein, die er vor einigen Tagen zu dem Lenlein gesprochen hatte: „Dann reisen wir beide so weit

in die Welt, daß wir auch nicht mehr in Gedanken auf den Hof hier zurückfinden."

Und da er am Abend unter den Torlinden diesen Gedanken noch weiter nachhing, entsann er sich plötzlich mit greller Deutlichkeit des tiefen Eindrucks, den er vor langen Jahren in seiner stillen Zeit auf einer Holzfahrt im Walde an einer krautversteckten, kleinen Quelle empfangen hatte. Obwohl es vollkommen windstill gewesen war, hatten die zarten Schwingel des überhängenden Grases fortwährend unter dem bloßen Kühlhauch des dürftigen Wasserfädleins so gezittert, als würden sie nicht bewegt, sondern rührten sich aus eigenmächtiger, innerer Ergriffenheit.

Und ebenso deutlich erinnerte er sich des Gedankens, der ihm damals blitzend durchs Hirn gefahren war: „Vielleicht verhält es sich mit allen Wesen, auch den Menschen, so, wie mit diesem Grasschwingel: Es bewegt uns, und wir glauben, uns zu bewegen."

Wenn aber das so ist, sann er verloren weiter, wenn es meinem Leben einen anderen Weg weist, über den Hübel hinunter in die Welt hinaus, wie das Lenlein sagt, was soll ich mich dagegen versteifen? Wirklich, am Ende blieb ihm doch nichts übrig, als mit Weib und Kind aus der Gegend von den Menschen fortzugehen, die ihm teils feindlich, teils furchtsam gegenüberstanden, ihn vergröbernd überschätzten oder, was ihn am schlimmsten berührte, seine Gedanken irrtümlich ins Leben übersetzten, sein Wesen verzerrt nachäfften.

Jawohl, fort! Das wäre das beste, denn so käme das Lenlein aus allen bunten Dunstwirbeln wieder ganz in das Dasein ihrer himmelssichtigen Augen, ich laufe nicht mehr

als der Narr meiner Weisheit oder, wie es neuerdings jeder Hofhund bellt, als bloßer Abklatsch dieses Fabermenschen umher.

„Wenn es mich bewegt, warum soll ich mich nicht bewegen?" fragte er laut vor sich hin.

In diesem Augenblicke trat seine Frau aus dem Hofe, hörte den Laut seiner Worte, vermied aber jeden Schein der Besorgnis und setzte sich zu ihrem Mann, als sei sie auch nur tagesmüde und wolle die Unruhe in das Maidunkel ausklingen lassen. In Wahrheit empfand ihr wachsames Gemüt eine Luft um ihren Andreas, wirbelnd von allen Seiten herbeigesackt und unberuhigt wieder abgetrieben, ähnlich der Zeit, da es ihn einst durch den Trunktaumel gejagt hatte. Was in den letzten Wochen von ihm zu ihr ging, zehrte sowieso schon oft wie Hilflossein an ihrem Herzen, und das Suchen von Fingern strebte nach ihr hin, die sich gern in ihre Hand gewühlt hätten.

„War Brindeiseners Hund wieder da?" fragte sie nach einigem Nachdenken, wie man's am besten anfange, und rückte etwas weiter auf der Bank hin, um zu prüfen, ob ihr Mann zu seiner Aussprache bereit sei. Aber der Sintlinger stand nicht auf, sondern machte Johanna Platz. Zugleich beantwortete er ihre Anfrage: „Du meinst, weil ich so laut gesprochen habe. Nein, Brindeiseners Hund war nicht da, aber andere, auch Hunde, wenn man so sagen will. Denn Gebell ist genug da, und Gebell aus Menschenmäulern erträgt sich schlechter als Hundegekläff." Und so, ein Wort das andere nach sich ziehend, redete der Heiligenbauer über seine Bedrängnis wie in früheren Jahren, da er wankend an sein Weib gesunken war, stutzte wohl

über sein Schwatzen, wurde aber, um es als Unrecht zu betäuben, von diesem bitterlichen Gefühl zu immer größerer Aufgeschlossenheit geführt. Er redete über alles, was ihn in diesen Tagen nicht nur, nein, seit langem bedrängt hatte, wie es aus allen Höfen und Häusern umher wieder einmal schal und kraus und dumm gegen den Hübel heran-dünste, sprach über die ärgerliche Maskerade der Straßen-einweihung, und daß es ihn wie ein Schauer packe, als Plakat mißbraucht zu werden, das andere sich anheften; streifte die unbegreifliche Wandlung Helenens, sogar das erstemal das Hereinwirken Fabers, und kam zuletzt auf das Angebot der Kölner Terraingesellschaft. Ja, er ließ sich von der Wollust eines fast völligen Ausgießens so weit verführen, von seiner Landflucht entschiedener zu sprechen, als er vorher gedacht hatte, und entwarf das verlockende Bild eines Hauses, in Gottes einsame Berge so völlig entrückt, daß sie keinen anderen Nachbar als den Wald und keine anderen Gespielen als einen Bach, Licht und Wind hätten.

Johanna wagte wohl nicht mehr, mit weichen Händen seinen heißen Kopf an sich zu ziehen, aber es war ihr doch, als flüchte ihr Mann wie früher über den Hübel hinunter und suche Schutz im Nachtirren, aber heute lief er im Geiste zugleich nach allen Seiten davon. Und so setzte die einfache, kernige Frau, der Reife ihrer Jahre entsprechend, in aller Güte und Klugheit dem Gemütsschweifen des Heiligenbauers die karge Klarheit des gesunden Menschenverstandes entgegen. Von dem Gehaben der Leute sagte sie, man müsse es hinnehmen, daß das Vieh in jedem Stall anders gefärbt sei, warum wolle man verlangen, die Men-

schen sollen alle mit unserer Farbe angestrichen sein. Wenn er den Leuten ganz aus dem Wege gehen wolle, so dürfe er sich auch nicht mehr auf dem eigenen Hofe sehen lassen, und sei ihm Ehre zuwider, dann müsse er erst seinen Verstand abtun. Also solle der Landrat nur ruhig auf den Hof kommen. Sie fürchte sich nicht, und zum Verkriechen sei es beim Sintlinger noch lange Zeit. Mit dem Lenlein wende es sich nicht zum Schlimmen, wie er fürchte, sondern zum Guten. Bis jetzt habe Andreas sie gehabt, nun wolle sie, die Bäuerin, das Mädchen in die Schule nehmen und ihr als Frau geben, was eine Frau braucht. Die Gedanken an die Landflucht aber nannte sie ungeschminkt einen Grillenschleier und Mückentanz, und als der Sintlinger verstohlen ihre Hand faßte und herzlich drückte, wurde sie geradezu fröhlich, nahm seinen Kopf, küßte ihn lachend auf den Mund und sagte übermütig: „Das müßte ja nicht mehr mit rechten Dingen zugehen, sollte ein Mann zu guterletzt noch närrisch werden, den die Leute den Heiligenbauer nennen."

Armverschlungen standen sie auf und gingen ins Haus.

Des andern Morgens schrieb der Sintlinger die Briefe an den Landrat und die Kölner Gesellschaft im Sinne seiner Frau und sandte sie sogleich mit Wendel auf die Post nach Hemsterhus. Und das war gut, sonst wäre die Ausführung wohl wieder unterblieben. Denn als der Sintlinger den Knecht, der noch andere Besorgungen im Dorf zu erledigen hatte, auf dem Bretwagen davonfahren sah, kam eine Empfindung über den Bauer, wie sie wohl einen erfaßt, der, des Schwimmens unkundig, durch einen anderen in ein tiefes Wasser gestoßen worden ist. Alles Ge-

schehen ist unsicher und alles Handeln auch, sann er im Zurückgehen auf den Hof. Das weiß ich doch. Es kommt nur auf die Notwendigkeit an. So, gedankenvoll mitten im Hofe stehend, hörte er seine Frau singend durch das Haus wirtschaften. Bald klang ihre Stimme im unteren Stockwerk, bald trällerte sie über die Stiegen den oberen Flur hin, zuletzt schien es ihm gar, als juble sie zu einer Bodenluke in alle Welt hinaus, und dann fand sich gar noch der Gesang Helenens dazu, daß das ganze große Sintlingerhaus von frohen Liedern überquoll. Mit halbem Mißmut und halbem Unwillen wandte er sich ab, trödelte sich wieder zum Tor hinaus, trat an den Rand des Hübels, sah gedankenlos auf die neue Straße hinunter und murmelte wieder und wieder ganz leer, ganz innerlich verzettelt: „Es kommt nur auf die Notwendigkeit an. Überhaupt . . . überhaupt . . . es kommt nur auf die Notwendigkeit an . . . überhaupt . . . überhaupt . . .“

So benommen stand und ging der Heiligenbauer einige Tage umher, und immer wieder trat er an den Hügelrand und schaute und horchte auf die neue Straße hinunter, als bewege ihn das bewußtlose Vertrauen, das genaue Betrachten des Weges könne ihn von diesem zwecklosen Pendelschwingen des Geistes erlösen. So vollkommen saß er in einem Gedankenbrei aus Ärger, Selbsthohn, Gleichgültigkeit, Hoffnung und Grauen eingedumpft, daß er gar nicht auf die Wirkung achtete, die sein oftmaliges, unbegreifliches Heraustreten vor das Tor auf dem Brindeisenerhof ausübte.

Dort drüben aber mußte durch das Sintlingersche Gesinde oder aus dem Dorf die Kunde der ehrenvollen Rolle

bekannt geworden sein, die der Heiligenbauer bei der feierlichen Einweihung der Straße spielen sollte. Das hatte den Zorn des alten Brindeisener wieder ins Kochen versetzt, und er sah in dem auffälligen Heraustreten des Sintlingers und dessen sonderbarem Betragen während mehrerer Tage nur eine Handlung der Prahlsucht und der Verspottung seiner Person, der bei dem öffentlichen Fest eigentlich nur ein Platz unter den Mitläufern angewiesen worden war. Obwohl er doch mehr an Feld geopfert und entschiedener, sogar gegen den Sintlinger, den Bau beeinflußt hatte, sollte er, der große Fremdbauer, nur mit im Schwarm der Staubschlucker hinterhertraben, während dieser honiggiftige, kleine Heiligenschleicher es wieder einmal fertig gebracht, seine Kühe auf der Weide anderer satt zu füttern. Grimmig polterte der alte Bauer seine massigen Knochen über die morschen Stiegen, saß grabend am Fenster und brummte gewitternd umher. Als aber der Heiligenbauer immer und immer an den Hübelrand trat, wohlgefällig die neue, seine Ehrenstraße mit den Augen verschlang und höhnisch hinüberblinzte, riß der Zankteufel in dem Brindeisener alle Stricke. Er trat hinaus vor sein Tor, lachte spöttisch auf, als schlage wer an ein hohlliegendes Brett, und als das nichts half, rief er einen höhnischen Gruß hinüber, schwang die Arme, mehr ein Drohen als ein Winken, und ließ sich endlich von seiner Wut fortreißen, daß er mit voller Lunge über den Grenzweg brüllte, der Sintlinger möge nur die Augen spitzen, denn auf dem Wege lägen lauter Orden und Ehrenzeichen „Purlemitt und anderer Quark." Ja, er hätte, von dem leichten Abwinken und dem eiligen Zurücktreten des Heiligenbauers noch mehr

gereizt, allen ererbten und aufgestapelten Unflat des Hasses ausgesackt, wäre er nicht durch das Dazwischentreten seines Peter, des Studenten, von weiteren Ausschreitungen bewahrt worden. Durch Zureden und gütlichen Zwang ließ er sich endlich, obwohl mit Widerstreben, bewegen, in den Hof zurückzukehren. In der Stube angekommen, wandte sich seine Wut gegen Peter, und er warf ihm vor, seit jeher mit diesem Heiligenpack da drüben unter einer geheimen Decke zu stecken, und wenn er Ehre im Leibe hätte, so wäre er mit dem vermaledeiten Gestudiere schon längst an ein Ende gekommen, das ja doch keinen anderen Zweck habe, als in allen Städten herumzufaulenzen, das Geld zu verschlampen und ihn, den Bauern, sein Weib und alle auf dem Brindeisenerhofe an den Bettelstab zu bringen. Was wolle er denn überhaupt hier? Gerade jetzt! Warum müsse er denn ausgerechnet diese Ferien sich an seine Eltern erinnern? Er sei ja sonst seit zwei Jahren kaum nach Hause gekommen, sondern habe sich bei Verwandten und Kumpanen herumgedrückt. Wenn er nur erschienen sei, ihn daran zu hindern, diesem Sintlingergezücht einmal den Daumen fest ins Auge zu drücken, so sollte er sich ruhig, lieber heut als morgen, wieder davonscheren. Denn er wisse es ja, es bleibe allein auf seinem greisen Buckel die Verpflichtung liegen, die Ehre der Brindeisener hoch und heilig zu halten.

Und nachdem der Alte sich seine Leber so gründlich ausgeräumt hatte, stützte er am Fenster den Kopf in die Hände und versank in stundenlanges, schweigsames Brüten.

Peter hatte, aufgerichtet, ohne ein Wort der Erwiderung, ohne mit der Wimper zu zucken, blassen Gesichts und

starren Blickes die zum Teil nur zu berechtigten Vorwürfe seines Vaters angehört. Er versuchte auch nicht, innerlich sich ins Recht zu setzen, wartete eine Weile schweigend, ob der Alte noch etwas zu sagen habe, und sprach dann leise mit mühsamer Beherrschung und Ergriffenheit: „Vater." Und weil Brindeisener sich aus der Versunkenheit nicht rührte, wiederholte er noch dringender denselben Ruf: „Vater!" Der Bauer blieb wie ein Stock und fühlte nicht, daß sein Sohn sich zu seinen Füßen schmiege. Deswegen drückte Peter das, was er hatte laut sagen wollen, erschüttert und heiß in seine Seele. „Laß gut sein, Vater", sagte er leise zu sich, „es soll anders werden." Dann stahl er sich unhörbar mit langen Schritten, auf den Zehen aus der Stube, ging hinauf an den Rand des Waldes und sah auf den Heiligenhof nieder, bis sich seine Augen mit Wasser füllten.

Denn was im Herbst des vorigen Jahres auf der Universitätsbrücke zu Breslau nach der tollen Nacht ihn wie ein Spuk überfallen hatte, war lebendig in ihm geblieben und hatte eine vollkommene Wandlung seines Lebens hervorgebracht. Er war nach Münster übergesiedelt und hatte sich in der juristischen Fakultät einschreiben lassen, um unter Benutzung der beiden Semester, die er, das eine in Greifswald, das andere in Jena, gehört hatte, mit eiserner Energie auf das Staatsexamen hinzuarbeiten. Die traumhafte Hoffnung, die er seit je als ein Taumeln in Seligkeit hinein in sich getragen hatte, war zu einem klaren Licht in ihm geworden. Er glaubte sicher und fest, das Recht auf das Vertrauen zu besitzen, aus allem Fallen und Irren, aus der finsteren Zerstörung seiner Familie in

Höhen zu kommen, in denen Helene, das heilige Sintlingermädchen, lebte, weil dieses wundersame Wesen durch ein unbegreifliches Schicksal, trotz aller Feindschaft der Familien, ihm oft so seelennahe gerückt worden war und jede Berührung mit ihr ein fast schmerzhaftes Glück in ihm ausgelöst hatte. So stark und inbrünstig war er davon bewegt, daß er nicht nur glaubte, jetzt sei er reif zur höchsten Epoche seines Lebens, sondern er griff sogar mit der bebenden Hand eines seligen, fast trunkenen Ahnens in eine Zukunft, die ihm das Lenlein vielleicht gar in die Arme führen werde. Dann, dann war ja alles gut. Dann war sein Fallen Steigen, sein Irren nur heiliges Suchen und jeder Sturz ins Bodenlose ein jäher Sprung in die Höhe geworden. Denn es gibt kein Unglück, keine Untat an sich; welchen Gebrauch der Mensch davon macht, das allein entscheidet über Gut und Böse, Glück und Unglück. Dann sann Peter Brindeisener. Und als er von dem Waldhange herab dem väterlichen Hofe zuschritt, kam ihm das Goethesche Gedicht in der Seele auf, das mit den Zeilen beginnt:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken . . .

Die herrlichen Worte des mannhaften Aufringens rissen den Jüngling so mit sich fort, daß er die letzten Zeilen als Gelübde laut in den einsamen Himmel mehr sang, denn sprach:

Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen

Rufet die Arme
Der Götter herbei.

So, aufrauschend in seine hohen Hoffnungen, stieg er langsam den Brindeisenerhügel hinan.

Wie das Licht einer bunten Wolke, die vor der Sonne steht, ging es davon über den morschen, verfallenden Großhof, und in seinen erblindeten Fenstern erwachte am Abend ein stumpfes Glasten, als strengten sie sich an, den längst versunkenen Schimmer noch einmal aus sich hervorbrechen zu lassen.

Auch den Heiligenbauer führte es weiter.

Wendel, der Knecht, der auf seiner Besorgungsfahrt ins Dorf die beiden Briefe mit zur Post genommen hatte, war an dem Tage ungebührlich spät, erst gegen den Abend hin und dazu mit völlig abgetriebenen Pferden, auf den Hof zurückgekehrt. Von dem alten Zenker zur Rede gestellt, glaubte er durch freche Schnodderigkeiten leicht über die Verantwortung hinwegzukommen und das dringende Forschen über die Gründe der Verzögerung durch gewöhnlichen Streit zu verwirren und so ins Leere zu führen. Allein der Zustand besonders des Handpferdes wurde in der Nacht schlimm, jagend lief sein Leib auf, fiel ein, stand jetzt in rinnendem Schweiß und fühlte sich dann wieder eiskalt an. Kein Einguß, keine Abreibung half, nun dampfte es vor Hitze, nun zitterte es wie Espenlaub. Man drang in Zorn und Güte in den verstockten Knecht, ob er ihm jungen Klee gegeben, es überpreßt oder schwitzend im Zuge habe stehen lassen. Wendel sagte bald dies, bald das, sprang von einer Geschichte in die andere, wappnete sich gegen die Entdeckung seiner Widersprüche mit drohender Bosheit oder

lachte höhnisch-belustigt auf, schlug man ihm eine neue Lüge aus der Hand. Dann saß er gar auf der Siedelade, baumelte gleichgültig mit den Beinen und überließ die Wartung des kranken Tieres ganz dem alten Zenker und seinem Neffen Gottlieb. Gegen Morgen starb das Pferd. Da stieg Wendel von seinem Kasten, räkelte sich faul und übersessen, sagte gähnend: „Gott sei Dank, daß mit der Schindmähre ein Ende ist", ging aus dem Stall und warf die Türe hinter sich zu. Gottlieb wurde durch diese gefühllose Roheit so in Wut versetzt, daß er eine Furke packte und sie dem Davongehenden nachwarf. Der kehrte sich nicht daran, und sein Spottgelächter verlor sich über den Hof. Der Bursche, der ja wohl seit seiner Ochsenjungenzeit von dem Widerspruchsgeist geritten wurde, war seit Wochen lässig und faul geworden und schien vollends verrückt geworden zu sein. Wodurch diese vollkommene Verkehrung seines Wesens verursacht worden war, hatte sich bisher jeder Einsicht entzogen, und so ertrug man, im festen Vertrauen auf die erprobte Gutartigkeit Wendels, seine Verfehlungen nach dem gütig besonnenen Geiste des Hofes als Ungleichheiten, die jeden, besonders junge Menschen, dann und wann heimsuchen und sich nach einiger Zeit von selbst wieder auswachsen.

Nun aber fühlten der alte Zenker und sein Neffe, daß mit jeder Schonung gegen den Knecht gebrochen werden müsse, traten in aller Frühe vor den Heiligenbauer und meldeten ihm alles ohne einen Hauch von Beschönigung oder Entschuldigung, sondern entrüstet, kochend und seltsamerweise der greise Wirtschafter nun sogar leidenschaftlicher als sein Neffe, der Gottlieb, daß es diesem ein paar-

mal wie in ergrimmtem Horchen den Kopf herumriß. Der Sintlinger hörte schweigend zu, sah gelassen zu Boden, legte die Hände bald so, bald so ineinander und atmete nur hin und wieder schwer. „Gut", sagte er am Schluß, „so wollen wir uns zunächst den Gaul ansehen" und stand auf, um mit beiden die Armenstube zu verlassen, die im Laufe des Jahres so etwas wie das Verhandlungszimmer des Hofes geworden war. In diesem Augenblicke stürzte die jüngste Magd in die Stube, ein fröhliches, hübsches Mädchen aus Walsum, die erst seit Neujahr auf dem Hofe diente und, wegen ihrer heiteren Freundlichkeit von allen geliebt, nicht mit ihrem eigentlichen Namen, Meiwald, gerufen, sondern nur neckisch das Meierlein genannt wurde.

Wie gesagt, drang sie in die Stube mit blassem Gesicht, fliegender Brust und bebenden Lippen. Jetzt sei es alle, nun halte sie es nicht mehr aus, rief sie, wie von Sinnen, erblickte aber nun Zenker und Gottlieb, wurde über und über rot und bat, die beiden Männer zu entfernen, denn was sie zu sagen habe, solle der Heiligenbauer allein wissen. Kaum hatten die beiden das Zimmer verlassen, so brach das Meierlein in Tränen der Verzweiflung aus und erzählte dem Sintlinger mit der Bitte, nicht schlecht von ihr zu denken, ihre Not. Wendel verfolgte sie vom ersten Tage, erst mit Aufdringlichkeiten, dann mit Anträgen, sei nicht abzuweisen, werde mit jedem Tage „meschanter", ja oft gemein, und überhäufe sie in den letzten Wochen mit Geschenken, die er heimlich in ihre Sachen schmuggele, seitdem sie alles zurückgewiesen habe. Damit entleerte sie ihre Taschen und häufte eine Menge Schmuck, Kettchen, Ringe, Ohrgehänge, Spangen und dergleichen auf den Tisch, die

wahllos gekauft, greller Plunder und wertvolle Stücke, weit das Vermögen des armen Knechtes überstiegen.

Und wo er das viele Geld herhabe, wisse sie auch, denn sie habe an manchen Abenden den Olbrich aus Hemsterhus um den Hof schleichen sehen, der als Schieber und Hehler ungetreuer Knechte bekannt sei.

Das Meierlein bat um sofortige Entlassung vom Hofe und beweinte aufs neue ihr erbarmungswürdiges Geschick, ohne ihr Zutun in das Leben eines so schlechten Menschen verwickelt worden zu sein.

Als der Heiligenbauer sie angehört hatte, war sein Gesicht blaß geworden, er lächelte kalt, tröstete das aufgelöste Mädchen und trat dann zu kurzem Sinnen ans Fenster. Als er zurückgekehrt war, saß seine Unterlippe zwischen den Zähnen, daß das Meierlein vor dem ungewohnten Anblick erschrak. Er winkte beruhigend mit der Hand, drückte ihr ein Zehnmarkstück als Belohnung der Treue in die Hand, erhöhte ihren Lohn um die Hälfte und meinte, nun sei sie erst recht und hoffentlich für immer auf den Hof gezogen.

Damit war sie entlassen und sprang froh hinaus. Der Heiligenbauer durchmaß mit reißenden Schritten ein paarmal die Stube und kämpfte einen kurzen Kampf. Aber er entschied sich, das Geschwür auszubrennen, den Hof und sich selber einmal gründlich in gesunden Zugwind zu bringen, da ihm sonst das Dach auf dem Hause und der eigene Kopf zwischen den Achseln verschimmele.

Sein ganzes Wesen verwandelte sich in einen Knäuel zum Brechen gespannter Stahldrähte. Als er so hinaustrat, ging Wendel eben, taumelnd von heimlich besorgtem

Schnaps, über den Hof, gestikulierte wild mit den Armen und lärmte. Beim Anblick des Heiligenhofbauers fuhr der Trunkene zusammen und sah ungewiß mit seinem kalkweißen Gesicht voll Verzweiflung und Hohn einen Augenblick hin, dann schrie er plötzlich gequält: „Was willst du denn noch von mir? Du, Heiligenbauer! Ich habe nichts mehr mit dir zu schaffen. Laß mich in Ruh, das rat' ich dir. Ich habe nichts mit dir zu schaffen!" Dann taumelte er weiter, sich von Zeit zu Zeit umwendend und mit gellem Gelächter über den Hof schreiend, daß aus Stall und Schuppen, Haus und Scheune das ganze Gesinde zusammenlief. „Hur' du mit dem Teufel weiter, Sintlinger", schrie der Besessene einmal; „du hast den Hafer vom Satan gestohlen, und ich hab' ihn verkauft", brüllte er wieder. „Halt' dir den Gottlieb, das Christenschwein! Meinetwegen kann er sich in Meierleins Hemde schlafen legen, soviel er will, haha! Verreckt alle, wie die Mähre im Stall." Der Sintlinger stand schweigend und griff mit zwei Fingern vorsichtig nach dem obersten Knopf seines Jacketts. Aber seine Hand zitterte so, daß er immer daran vorüberfuhr. Plötzlich wurde es rot um ihn. Mit drei Sätzen war er bei dem tobenden Knecht, der eben in der Siedekammer verschwinden wollte, riß ihn zurück, warf ihn wie einen Ball in die Luft, hob ihn auf, trug ihn laufend durchs Tor und warf ihn wie ein Bündel Unrat mit weitem Schwung über den Hübel hinunter.

Eine Weile tobte der Trunkene noch auf dem Grenzweg. Dann fing er an zu singen und torkelte davon. Der Heiligenbauer ging, ohne jemand anzusehen, hinauf in seine Stube und schloß sich ein.

Am Abend traf Johanna ihren Mann auf der Bank unter den Linden sitzend. Ganz allein, im tiefen Maidämmern. Er hatte die Ellenbogen aufs Knie gestützt, die Hände krampfhaft ineinander gefaltet, und sein Kopf hing tief herunter. Ganz so saß er da, zermürbt, zusammengesunken, wie in den Wirbeljahren nach einer Trunkniederlage.

Die gute Seele ließ sich neben ihm nieder, legte den Arm um seinen Hals und sagte leise, an ihm rüttelnd: „Du, Andreas, du!"

Der Heiligenbauer rührte sich nicht.

Dann begann sie liebreich und eindringlich, ihm diese ungehörige Trauer und Kleinmütigkeit zu verweisen, denn er habe diesen lumpenhaften Wendel behandelt, wie es sich gehöre, breitete alle Diebstähle und Vergehungen des Knechtes bis ins einzelne vor ihm aus und schloß mit der verstärkten Versicherung, daß er durchaus richtig getan habe, nicht wieder alles mit einem linden, gütigen Tuch zuzudecken. Denn ein Mann sei doch kein Narr.

Endlich richtete der Sintlinger sich auf, als sei er ganz allein, und sah lange mit schmerzlichem Gesicht in die Kronen der Linden hinauf:

„Es braust in den Bäumen, Johanna", sagte er dann leise. Die Bäuerin, die ihn nicht gleich verstand, bedeutete ihm, daß ja alles kirchenstill sei, nicht ein Lüftlein rühre sich.

„Und wenn auch", sprach er dumpf, „es braust, o, ein böser Wind braust in den Bäumen."

Dann sank er wieder zusammen, faltete die Hände und schwieg.

Während Johanna so bei ihrem gramvollen Manne Wache hielt, fing Helene in dem Blumengarten hinter der Scheuer an zu singen: „Schön ist das Leben bei frohen Zeiten", das Lied, das sie von dem Scherenschleifer Liebeneiner gelernt hatte, und die ganze sehnsüchtige Glücksinbrunst ihres jungfräulichen Herzens bebte in der silberleisen Stimme des Mädchens.

Da fuhr der Heiligenbauer auf und sagte ringend:

„Geh, Johanna, hol' mir mein Kind! Geh schnell, mein Lenlein!!"

Die Bäuerin eilte davon. Aber Helene war wie verzaubert, verstand ihre Mutter nicht, die abgerissen und von weitem sprach, und fuhr fort zu singen.

Als Johanna zu dem Bänklein zurückkehrte, war es leer, und der Sintlinger rief ihr von dem halben Hügel herauf etwas Beruhigendes zu, was sie aber nicht verstehen konnte. Dann sah sie ihn, rüstig schreitend, ins Dunkel verschwinden.

Das Lenlein aber ließ noch lange ihre Seele mit ihren Liedern in den Himmel steigen. Sie ging auf dem kurzen Gänglein vor der Laube und wieder zurück, hin und her, und sang bald laut, bald nur mit den bunten Träumen ihres Innern.

Als sie sich müde geschwärmt hatte und ins Haus zurückkehren wollte, hörte sie Schritte auf dem Steige, der vom Buchengrunde her an dem Blumengarten vorüberführte, und eine tiefe, junge Männerstimme grüßte vom Zaune her: „Guten Abend, Fräulein Helene! Warum singen Sie nicht weiter?"

Da wurde das Mädchen von wonnevollen Schauern

durchflammt, als habe sie eine Erscheinung. Es verschlug ihr die Luft, und sie blieb, die Hand aufs Herz gepreßt, ohne Laut mitten auf dem Gange stehen.

Der Unbekannte, dessen Stimme weit über ihr, wie aus einem Baume geklungen hatte, wartete vergeblich auf Antwort. Dann entfernte er sich langsam und zögernd. Das Gras rauschte leise, als trügen ihn vorsichtig selige Flügelschläge davon. Helene trat an den Zaun, lehnte sich darüber und hielt lange, lange ihr Gesicht lauschend in die Welt hinaus. Dann grüßte sie verstohlen wieder in die Richtung, in der sich die Schritte verloren hatten: „Gute Nacht, mein Liebster, schlaf wohl." Und ohne zu wissen, was sie tat, von dem ungewissen Feuer ihres Herzens überwältigt, küßte sie sich die Hände und streckte sie ihm nach.

An der leidenschaftlichen Bewegung aber kam sie zu sich, wurde von Scham überglüht und kehrte erschreckt und schnell ins Haus zurück.

Am letzten Tage vor dem Fest der Straßeneinweihung ging Johanna gegen Abend noch einmal in die Prunkstube des Sintlingerschen Hauses, wo schon am Nachmittage der Tisch zu einem Imbiß hergerichtet worden war, der dem Landrat geboten werden sollte. Sie wollte sehen, ob noch irgend etwas fehlte und ob alles in der pünktlichen Ordnung sei, die die Heiligenhofbäuerin in der ganzen Wirtschaft hielt.

Da traf sie das Lenlein zu ihrem sprachlosen Erstaunen in dem neuen Festkleide einsam und unbeweglich am Tische sitzend, die weißen Hände auf dem weißen Tischtuch verschlungen, das goldblonde, reiche Haar über die zarten

Schultern gebauscht, mit verzückter Aufgelöstheit vor sich hinträumend. Und als ihr die Mutter über „dies närrische Getue" Vorwürfe machte, erwachte die Blinde halb aus ihrer Hingenommenheit, erwiderte aber kein Wort, sondern stand errötend auf, neigte den Kopf, als sähe sie zu Boden und sagte dann leise: „Und wenn mich der Landrat in seinen Wagen hebt und in die Welt mitnimmt, so sei nicht traurig, Mutterlein."

Dann ging sie lautlos in ihre Stube hinüber.

Dort setzte sie sich geschmückt ans offene Fenster, und als die Lindenkronen verhalten zu rauschen begannen, fing auch sie wieder an, sehnsüchtig und leise zu singen, und hörte nicht auf, bis ihr die Augenlider schwer wurden. Und bei jedem Stück, das sie beim Auskleiden ablegte, sagte sie selig: „Morgen. — Morgen."

Achtes Kapitel

So kam der Morgen des siebzehnten Mai heran und entfaltete sich nach kurzem Nebelzögern in einen Frühlingstag der heitersten Schönheit. Die Hügel wogten wie ein buntes Meer in dem Schimmern ihrer jungen Felder um den Heiligenhof. Der sah aus wie ein riesiges, altersgraues Kauffahrteischiff, das, mit Gütern überladen, breit und sicher seinen Weg furchte, und die vielen kleinen Büsche, die da und dort auf den Kuppen standen, umschwärmten ihn leicht wie lachende Lustjachten unter wehenden Wimpeln. Als tausend klingende Fontänen stiegen die Lerchenlieder in den blauen Himmel und sprühten, sich leise verspielend, wieder ins Gras zurück. Jedes Blatt an den Bäumen hatte eine beglückte Stimme, jede Wendung des Windes einen tönenden Hauch, jeder Grashalm ein seliges Wispern, und als die kleine Glocke des Kirchturmes von Hemsterhus die Frühmesse einläutete, klang auch das ganz unheilig fröhlich, nicht wie ein Rufen zur Frömmigkeit, sondern wie das Wirbelpinken eines lustigen Zinkenisten.

Nicht lange nach dem Verklingen des Geläutes war der Sintlinger schon auf den Beinen. Im Festtagsgewande, nur statt des langen schwarzen Rockes noch in einem bequemen Hausjackett, ging der Heiligenbauer den ganzen

Hof durch, um nachzusehen, welche Vorbereitungen für den Besuch des Landrats überall unter der Leitung seiner Frau getroffen worden seien. Denn er selbst hatte sich von den Zurichtungen auf den festlichen Tag fast ganz ferngehalten, höchstens hatte er durch spöttische Mienen oder höhnische Liebenswürdigkeiten da und dort Ausschreitungen in zu grelle übertriebene Putzsucht verhindert, zu der alles auf dem Hofe: Knecht, Magd, Wirtschafter, bis herab zum Öchsner hindrängte, so als bedeute dieser feierliche Tag den Anbruch einer neuen Heiligenhofzeit, den Beginn eines heiteren, leichteren Lebens für jeden auf dem Hofe.

Alles blitzte, alles war in einer fast beklemmenden Ordnung und Sauberkeit. Die Krippen in den Ställen waren weiß gescheuert, als seien das Futtertröge nicht fürs Vieh, sondern für Menschen. Die Schwanzquasten der Kühe durchgekämmt, ihre Hörner wie mit Seife gewaschen. Die Pferde standen mit gewichsten Hufen im frischen Stroh, die Wirtschaftswagen reckten die Deichseln wie eine wohlausgerichtete Kompagnie unter dem Schuppen vor. Die Katzenköpfe des Pflasters waren mit Wasser fast weiß gespült, und selbst der riesige Düngerhaufen lag fast appetitlich da, nicht ein Strohbuschen stand über die säuberlich geschichteten Wulsten heraus.

Der Sintlinger schüttelte den Kopf über soviel unnötige Arbeit, und da der alte Zenker eben gebückt aus dem Pferdestall nach der Schirrkammer stöckelte, rief er ihm laut herauslachend zu: „Ihr seid wohl alle miteinander auf den Pips gekommen, Zenker! Das ist ja ein Konditorladen, kein Bauernhof."

Der Alte schüttelte stumm den Kopf, hob seinen Stecken,

wies nach dem Wohnhaus hinüber und verschwand brummelnd in der Kammer. Als der Bauer nach seinem Hause hinübersah, lehnte da seine Frau mit gerötetem, glücklichen Gesicht aus dem Fenster, hatte ihm wohl schon eine Weile zugeschaut, lächelte ihm zu, und er erkundigte sich bei ihr, ob denn auch die Sparren des Bodens gescheuert seien, und warum in aller Welt man nicht auch den sämtlichen Schornsteinen bunte Bänderhauben aufgesetzt habe. Johanna sagte etwas Komisches von einer grünen Spottnase und zog sich in neckischer Gekränktheit zurück. Der Heiligenbauer setzte seinen Umgang fort, voll lustigen Spottes, voll leisen Höhnens wegen all dieser übertriebenen Wichtigtuerei und machte sich doch selbst wegen seiner Bitterkeit lächerlich, deren Ernst er aber zu tief bohren fühlte, als das alles nur einfach dumm nennen zu können.

Das Hoftor war mit Kränzen umwunden, in denen bunte Papierfähnchen steckten, am Zufahrtswege hatte man einen großen grünen Triumphbogen errichtet.

Da wurde er ärgerlich und rief böse: „Das ist ja der reine Kirmestrubel, und so was soll man als Festjokel mitmachen? — Verflucht!"

Fast beneidete er den alten Brindeisener drüben, der sich in gekränktem Stolz von dem Trubel ausgeschlossen hatte. Dieser Hof war rundum wie zugenagelt, er schien seit Jahren menschenverlassen, kein Gespann auf dem Felde, nicht einmal eine Henne im Garten. Nur die Fensterscheiben blakten in schleimgrünem Lichte von den bitterlichen Gesichtern der Menschen dahinter, die voll hämischer Böswilligkeit das heitere Leben verborgen belauerten, das sich auf der Straße verbreitete.

„Wenn alles nicht so scheußlich wäre auf diesem Moderhofe", sann der Sintlinger, so möchte man sich's fast wünschen, heute wenigstens ungestört drüben sitzen zu dürfen."

Als er sich umdrehte, sah er Helene durch das junge Laub der alten Lindenkronen in dem rosa Tüllkleide am Fenster stehen. Sie stand gereckt und unbeweglich wie in einer rötlichen Wolke. Ihr Gesicht trug den Ausdruck unirdischer, seliger Feierlichkeit, und das Blau ihrer Augen kam dem Heiligenbauer fast schwarz vor. Er sah eine Weile betroffen auf sie, riß sich aber dann auf und wollte sie mit spöttischem Gelächter aus dieser lächerlichen Verträumtheit rütteln; aber er brachte weder ein lautes Lachen noch einen Spott heraus, sondern hörte sich zu seinem Schrecken leise und furchtsam nur das eine sagen: „Mein liebes Lenlein." Davon wurde er wider Willen so ergriffen, daß er sich abkehren und denken mußte, weshalb Helene ihn nicht bemerkt habe und wie es zugehe, daß selbst sie „diesem ganzen Zinnober" solche Wichtigkeit beilege.

Er trat an den Rand des Hügels, zog seine Taschenuhr, sah, daß es nicht weit vor acht Uhr, der Ankunftszeit des Landrats, sei, blickte die Straße entlang, horchte in den Wald hinüber, von woher der Wagen kommen mußte, und sagte, die abgebrochene Erwägung beendend: „Mein Gott, die ganze Gegend fährt eben heute Karussell. Da bleibt dem Heiligenbauer bloß das eine übrig, daß er wenigstens den Kopf kühl auf den Achseln trägt."

Also schritt er starken Ganges in den Hof zurück, bestellte das Einspannen des Wagens auf neun Uhr, kleidete

sich an und ging, belästigt durch den hohen Hut, langsam und zögernd wieder auf seinen Warteplatz vor dem Hof.

Das Lenlein war indessen in den Blumengarten gegangen und bückte sich dort hin und her. Das Meierlein stand hinter ihr und nahm die gepflückten Blüten in Empfang. Die Hände der Blinden langten in einer solchen Zartheit nach den Blumen, als griffe sie nach schwebenden Tönen und breche sie aus der Luft, und einmal gar breitete sie die Arme, als wolle sie die Pflanze umfangen, und drückte ihr Angesicht inbrünstig in den blühenden Strauch hinein. Da fiel dem Sintlinger der letzte Satz von der Musik ein, den er in seine Blätter geschrieben hatte, und er dachte, daß vielleicht eben in Helene Gott seine Musik spiele. Doch dies Anglänzen von seiner früheren Welt her war nur leise und schnell hinschwindend und vermochte an der Spur, in der aller Schicksal lief, nichts mehr zu ändern, zudem auch ließ sich in der morgenstillen Weite eben das Heranrollen eines Wagens vernehmen. Also hob der Sintlinger den Blick von dem schönen Bilde der zwei Blumen suchenden Mädchen weg und kehrte ihn dem Walde zu, wo auch bald ein Landauer mit zurückgeschlagenem Verdeck auf der neuen Straße in gemächlicher Fahrt aus den Bäumen hervortrat und eine Weile hielt. Der Sintlinger konnte genau drei Männer und den Kutscher auf dem Bock unterscheiden, der gerade die Peitsche erhob und mit ihr nach dem Heiligenhof hinwies. Dann setzte sich das Gefährt wieder in schnelle Bewegung. Der Bauer rief nach dem Blumengarten hin: „Sie kommen!“ und stieg dann sehr langsam, mit Lächeln seinen Hut zurechtrückend, den Hügel hinunter.

Er kam eben an der Einmündung des Zufahrtsweges an, als der Wagen vor dem grünen Triumphbogen hielt. Der eine im Fond sitzende hochgewachsene Herr mit dem bläßlichen Gesicht und dem kurzgeschnittenen Schnurrbart, der wie ein schwarzer Klecks unter der großen Nase saß, war wohl der Landrat. Er winkte auf den Gruß des Sintlingers herüber, rief: „Pardon, einen Augenblick!" und sprach dann schnell in einer etwas stößigen Art zu den beiden Männern, die ihm gegenübersaßen, dem Kreisbaumeister Leipelt mit dem rotangeglühten Biergesicht und dem Kreissekretär Kölbling, einem unendlich langen, unendlich blonden, modrweichen Mann, der die Informationen des Freiherrn mit fortwährendem devoten Kopfnicken entgegennahm. Dann sah der Landrat in die Höh nach dem Wetter, warf seinen leichten Mantel in den Wagen und trat unter den Worten: „Also um Punkt neun Uhr! Nicht wahr!" auf die Straße und berührte zum Abschied grüßend mit den Fingerspitzen die Krempe seines Hutes, während der Wagen langsam nach Hemsterhus davonfuhr. „Ich habe wohl die Ehre, Herrn Sintlinger vor mir zu sehen? Landrat von Zwinin", sagte er, auf den Heiligenbauer zutretend.

Der erwiderte, daß in diesem Falle die Ehre ebensosehr auf seinem, des Sintlingers Wagen, fahre, und während der Landrat die bedeutsam gesprochene Höflichkeit des Bauern mit Versicherungen seiner Wertschätzung und den Informationen, weswegen er seinen Wagen mit den Herren nach Hemsterhus gesandt habe, überrannte, spielten seine braunen, beißenden Saugaugen über den geschlossenen, kleinen Mann, erstaunt, daß dies der berühmte Hei-

ligenbauer sein sollte, nach dem die ganze Gegend tanzte, auch wenn er nicht pfiff.

So stiegen sie langsam den Hügel hinan. Freiherr Horst von Zwinin gehörte einer alten Adelsfamilie von Beamten an, die im Kreise Konitz ein kleines Gut besaßen. Er hatte jahrelang in der Ostmarkenbewegung die Rolle eines leidenschaftlichen Sturmläufers gespielt, erst im Meseritzer Schulstreit, dann als Einpeitscher des Enteignungsgesetzes gegen die Polen, und als dieser unselige Fanatismus sich als eine gefährliche Torheit erwies, war er nicht nur um seine ersehnte Regierungsratsstelle im Ministerium des Innern gekommen, sondern sogar weit in den Westen, in diesen öden Kreis am Rheine verschickt worden, der allgemein als toter Strang galt. Seit den drei Jahren, während der er den neuen Posten innehatte, war in seinem Wesen eine vollkommene Veränderung vor sich gegangen. Er überließ die Verwaltung fast ganz seinem Sekretär, lag viel auf der Jagd, in Feld und Wald, vergrub sich dann wochenlang in bitterer Vergälltheit und entwischte von Zeit zu Zeit nach Brüssel oder Ostende, um, wie er sagte, Studien zu machen. Bald verletzte er durch übertriebene Exklusivität, bald durch Fraternisierung mit den Volksinstinkten, wie seine adligen Freunde sich ausdrückten. Als durchgehender Zug seiner amtlichen Tätigkeit machte sich eine weitgehende Duldung jeder Neuerung, jedes Radikalismus in geistiger, religiöser und rechtlicher Hinsicht geltend, so daß es wirklich manchmal den Anschein hatte, als lege er es aus Rachsucht des Übergangenen darauf an, den Umsturz des Staates in seinem vergessenen Winkel vorzubereiten. Daß die Auflösung

seines Charakters damals schon viel weiter gediehen war, wußte noch niemand.

Und nach der Art solcher Menschen, deren inneres Gefüge dem Verfall nahe ist, betrug sich Herr von Zwinin auch gegen den Sintlinger, während er mit ihm den Hügel hinaufstieg. Bald überstürzte er sich in Liebenswürdigkeiten, bald stutzte er schmerzhaft vor sich selber zurück und maß den neben ihm Schreitenden mit Lächeln. Er redete von dem sanften Hinausschwellen der Hügel, von der burgähnlichen Lage des Hofes, erkundigte sich nach dem alten Brindeisener, stand wieder still, sah sich um, nagte an den Lippen und schippte mit dem Fuß einen Stein aus dem Wege. Jedesmal aber raffte er sich wieder aus dem Wegzucken seines ungeordneten Wesens in die Situation, indem er dem Heiligenbauer herablassend die Hand auf die Achsel legte und versicherte, welche Freude es ihm bereite, endlich seine Bekanntschaft zu machen. So blieb dem Sintlinger nichts übrig als liebenswürdige Abwehr des Lobes und lächelndes Schweigen, dem man es nicht ansah, von welch spöttischer Lustigkeit es stammte. „Nicht der Rede wert, Herr Landrat" oder „Ist so was eingerichtet, so läuft es von selbst", in solcher und ähnlicher Weise schob der Heiligenbauer die starken Ausdrücke der Wertschätzung von sich, mit denen ihn der Landrat immer und immer wieder anflackerte. So kam es, daß die beiden nur schrittweise vorrückten und zu dem kleinen Aufstieg fast eine Viertelstunde brauchten, den man sonst in anderthalb Minuten bewerkstelligte. Als sie endlich oben angekommen waren, trat Helene mit dem Blumenstrauß aus dem Tore, den sie eben mit Hilfe des Meierleins im

Garten gesammelt hatte, und die Magd drückte sich verschämt zur Seite.

„Das ist meine Tochter Helene", sagte der Sintlinger leise, bewegt von dem Zauber, der um sein kindhaftes Töchterlein schwebte. Der leise gleitende, sichernde Schritt der Blinden, die hohe Erregung ihres Gemütes trugen das zierliche, schöne Mädchen wie eine unwirkliche Erscheinung in der Luft heran, daß dem Landrat ein bewundernder Ausruf entfuhr. Aber dann blieb er schweigend stehen und genoß mit Wollust das zagende Herannahen dieses Wesens, das überall in der Umgegend im Geruch teils der Heiligkeit, teils engelhafter Hexenhaftigkeit stand. Ihr Gesicht war noch blasser als sonst. Beim Herannahen wurde es schöner und schöner. Die gebundenen Augen, die sonst wohl von dem stumpfen Glanz eines Wassers überhaucht waren, das sich zum Gefrieren anschickt, flossen jetzt aus der Tiefe der Sterne von einem furchtvollen Feuer über, daß um die Ränder der Pupille das himmlische Blau von Schatten verdunkelt wurde, die den Glanz alter, edler Bronze hatten. Das Hervorbrechen dieser leidenschaftlichen Flamme hob die Unwirklichkeit ihres Wesens etwas auf, und die kindhafte Zartheit ihres Leibes erschien wie eine kostbare Blume, die ahnungslos an einem Abgrunde blüht.

„Guten Morgen, Herr Landrat! Schön willkommen auf dem Hübel", sagte sie in hoher Erregung, fast stammelnd, und reichte ihm den kleinen Strauß. Ihr feiner Busen wogte, als wolle er aus der Haft des durchsichtigen Tülls davonflattern, und ihre zarte, weiße Hand bebte.

„Tausend guten Morgen, Fräulein Sintlinger! Das ist

ja kostbar, richtig kostbar. Sie machen mich unaussprechlich glücklich", sagte der Landrat in der gewohnten Übertreibung seiner Kaste, aber zugleich in einer Leidenschaftlichkeit, die mit jedem Worte wuchs und ihn vollkommen veränderte. Das Blut wich aus seinem Gesicht, die Augen wurden ganz zu gierigen Saugnäpfen, seine Freude wurde keck. So, als sei er in einem der Häuser von Brüssel, wo er seine Studien machte, verschlang er die Gestalt des reizenden Mädchens mit seinen Blicken.

„Sie sind selbst die herrlichste Blüte", sagte er fast ohne Beherrschung und bedeckte ihre Hand bis über das Gelenk mit Küssen. Dann nestelte er eine Blume aus dem empfangenen Strauß und steckte sie ihr mit den Worten an die Brust: „Gestatten Sie, Fräulein Helene, daß ich die Blume an den einzig würdigen Ort bringe." Dabei drückte er, wie zufällig, seine Finger tief in ihren Busen.

Die Blinde stieß nach dieser schamlosen Berührung einen schreckhaften, leisen Schrei aus, taumelte zurück und wäre umgesunken, wenn nicht das Meierlein hinzugesprungen und sie aufgefangen hätte.

Alles ging so schnell, daß der Sintlinger den Vorgang nicht begriff. Mit einem Sprung war auch er bei seinem Kinde, die mit kreideweißem, schmerzvoll verzweifeltem Gesicht in den Armen der jungen Magd lehnte, und sprach begütigend auf sie ein, sich doch nicht so von ihrer Erregung übermannen zu lassen und auf ihrem Zimmer oder im Garten ein wenig auszuruhen. Aber als sich der Freiherr, aus seiner Erstarrung gerissen, nun auch an der Besänftigung beteiligen wollte, riß sich die Blinde wild

in die Höh und stürzte, das Meierlein, das sie doch führen sollte, fast mit sich reißend, ins Haus.

Die Männer blieben bestürzt zurück, und der Landrat stand, das verfinsterte, zuckende Gesicht gesenkt, und murmelte sich etwas vor die Füße. Der Heiligenbauer tröstete ihn und schob den Anfall ganz auf die Zartheit und Überreiztheit seiner Tochter.

„Ja, ja, die Weiber!" sagte der Freiherr mit tiefem Atemzuge und lächelte matt und bitterlich. „Hoffentlich hat die Ärmste keinen Schaden genommen."

Dann begann der Sintlinger den Landrat durch seine Wirtschaft zu führen und wurde bei den notwendigen Erläuterungen, um die Schatten dieses Vorfalls zu verscheuchen, eindringlicher und interessierter, als er es für möglich gehalten hatte, und der Freiherr brauchte die stärksten Ausdrücke, um die zauberhafte Ordnung, vorbildliche Umsicht und den ganzen herrlichen Betrieb gebührend zu loben und so seiner geheimen Pein zu entlaufen. Im Hause zerstreute Johanna die Besorgnisse, indem sie meldete, Helene sitze still und vergnügt am Fenster, und es gehe ihr ganz wohl. Darum kam während des eiligen Imbisses eine heitere Laune auf, die allerdings von dem Freiherrn von Zwinin fast allein, und zwar immerhin etwas gewaltsam bestritten wurde.

Als die drei das Prunkzimmer verließen und über den dämmerigen Flur und die gewundene Treppe dem Ausgang zustrebten, beteuerte der Landrat, daß diese Stunde zu den bedeutsamsten Begebnissen seines Lebens gehöre. Dann wollte er der Heiligenbäuerin zum Abschied auch die Hand küssen. Die kernige Frau aber entzog sie ihm und

meinte lächelnd, solche Münze sei, wie er gesehen habe, auf dem Lande nicht angebracht.

Darauf sah sich der Freiherr noch einmal im Hofe um und rief ziemlich hilflos aus: „Ein Wunder von Gut, wirklich ein Wunder!"

Dann trat er als erster vor das Tor.

Drunten wimmelte die neue Straße schwarz von Volk. Die Musikkapelle begann einen Tusch zu spielen, als er am Rande sichtbar wurde. Der Freiherr fand ganz seine Haltung wieder. Behördlich aufgerichtet, mit bedeutsamer Falte über seiner Nase und einem Wohlwollen um die Lippen, stieg er feierlich den Hügel hinab, indem er bei sich dachte: „Mich wird mein Blut auch noch einmal schmeißen. Ekelhaft, ekelhaft! Aber doch ein tolles Mädel, die Blinde, der Teufel auch!"

Dann begann er, unter dem Triumphbogen stehend, sofort seine Rede: „Verehrte Anwesende! Es gereicht mir zur Ehre und Freude, heute ein neues, wohl das bedeutsamste Stück unserer Kreiswege dem öffentlichen Verkehr zu übergeben ..."

Die Blechinstrumente der Musikanten blitzten im Licht. Die Bauern standen regungslos. Da und dort in der langen Wagenreihe schnob ein Pferd. Die Worte des Landrats schallten laut im Schweigen der Menschen und der Sonne.

Niemand achtete darauf, daß beim Aufklingen der Stimme des Redners an einem Fenster des Sintlingerschen Wohnhauses eine weiße Gestalt jäh auffuhr und so entsetzt zurücktrat, als falle sie zu Boden.

Es war Helene, die der Mutter gegenüber tapfer den

Zustand ihres Innern verheimlicht hatte und mit mühsamem Lächeln über Mattigkeit in den Gliedern und Kopfschmerzen geklagt und gebeten hatte, niemand sollte sich ihretwegen Sorge machen. Am liebsten wäre ihr, man ließe sie ganz allein. Dann hatte sie das Gesicht in den Händen vergraben, die Arme auf das Fensterbrett gestützt, und das Meierlein, die sich weigerte, auch nur einen Schritt von ihr zu weichen, konnte sie durch nichts bewegen, das Gesicht frei zu machen und sie wenigstens die Augen sehen zu lassen. Denn der Magd war der Vorgang mit dem Landrat unbegreiflich, vor allem aber dessen Folgen, und sie konnte sich Helenens plötzliche Verkehrung von strahlendster Heiterkeit in diese taube, dumpfe Zerstörtheit nicht anders erklären, als dieser vornehme Herr sei im geheimen ein böser Mensch und habe sie mit seinem Atem vergiftend angeblasen. Und als nun beim Erklingen der landrätlichen Stimme von der Straße her Helene, wie von einem Stich getroffen, jäh auffuhr und mit dem Rufe „Pfui" flüchtend vom Fenster wegstürzte, sah sich die Magd in ihrer Ansicht bestärkt, fing sie liebevoll in den Armen auf und bat, ihr doch zu sagen, was denn der Landrat ihr getan habe, sie werde es niemand weitersagen, niemand und, wolle sie, auch Gott selber nicht. Aber da machte sich Helene mit einem leidenschaftlichen Ruck frei und herrschte sie in Empörung an, was sie sich unterstehe. Sie schrie das letzte Wort gequält heraus und schaute dann lange ratlos geradeaus. Doch weil von der Straße herauf eben lautes Hurragetöse und Musikgeschmetter erklang, ging sie, drückte das Fenster zu, nahm das Gesicht wieder in die Hände und lauschte scheinbar gespannt auf das

immer schwächer werdende Geräusch der davonfahrenden Wagen.

Als jeder Laut verklungen war, sagte sie leise zu sich: „Nun sind sie alle fort.“ Dann saß sie fast wieder zusammengesunken, teilnahmslos, zum Umfallen müde da. Innerlich aber war ihr immerfort zum Schreien qualvoll, denn von dem scheußlichen Klang der Stimme des Landrats, von seiner Nähe fühlte sie es über ihren ganzen Leib wie ein Laufen ekelhafter Käfer, roch einen unerträglichen Gestank um sich und empfand den Griff der freiherrlichen Hand an ihrem Busen wie das Fressen eines glühenden Mundes.

Es war ihr kaum mehr möglich, die Maske der Ruhe aufrecht zu erhalten. Mit der letzten Kraft bat sie scheinbar todesmatt die Magd, sie doch jetzt allein zu lassen, denn sie müsse sich zu Bett legen. Das Meierlein ließ sich täuschen, bereitete das Bett und ging beruhigt, weil sie bemerkte, wie das hübelheilige Mädchen plötzlich wohlig auflebte.

Aufgerichtet, in der Mitte der Stube stehend, lauschte Helene dem Davongehen der Magd nach. Als die Küchentür unten eingeschnappt war, riegelte sie die Tür zu und dann überließ sie sich einer förmlichen Raserei verletzter Scham. Sie bebte am ganzen Leibe, weinte, wand sich, spie aus, und weil von allem der Ekel und Gestank doch nicht von ihr wichen, verlor sie auch die letzte Beherrschung. Schon fast von Sinnen, riß sie sich die Kleider buchstäblich vom Leibe und, immer leiser und leiser ihr „Pfui“ keuchend, näherte sie sich dem Bett und warf sich, als die „Reinigung und Erlösung“ beendet war, aufs Lager,

raffte mit letzter Kraft nach dem Deckbett, es über sich zu ziehen, verlor aber darüber ganz die Besinnung und versank, nackt, auseinandergeworfen, in tiefste Ohnmacht.

Während sich dies im Heiligenhofe ereignete, wand sich die lange Festschlange der Wagen die neue Straße hinauf durch den Wald, der Wagen des Landrats voran, der Sintlinger in seiner besten Kutsche hinter ihm. Da und dort stockte der Zug, fröhliches Geplauder und Gelächter rührte sich in den Gefährten, man rief sich Neckereien von Wagen zu Wagen zu, der Wald brauste unter dem Sonnenwind mit seinem jungen Laube auf, und die tausend Kronen stäubten hunderttausend Vogellieder über die lustige Festgesellschaft.

An der Waldmühle hielt endlich der Zug, und hier, an der Grenze der Hemsterhuser Gemeinde, verabschiedete Freiherr von Zwinin die Festteilnehmer in einer förmlichen Rede, dankte noch einmal allen für ihre treue Mitarbeit, die zu diesem Werke der Zivilisation geholfen, und feierte mit Worten fast überschwenglicher Auszeichnung den Geist des Heiligenbauers, „der alles für andere tue, nichts für sich wolle, der Kronen schmiede und glücklich sei, wenn sie andere trügen". Heute aber müsse er es übernehmen, diesem hartnäckigen Ehrenfeind gründlich die Wahrheit zu sagen. Das Kind dürfe nicht gewaltsam von seinem Vater getrennt werden, und „die schöne Straße, auf der wir stehen, ist Ihr Werk, Herr Sintlinger!" So redete er ihn zum Schluß geradezu an. „Darum glaube ich im Sinne aller zu handeln, wenn ich Sie einlade, mit mir in den Ruf zu stimmen: „Herr Andreas Sintlinger zu Hemsterhus lebe hoch, hoch, hoch!"

Damit war die offizielle Feier beendet, und es begann sich in dem weitläufigen Garten der Waldmühle, diesem schönen Ausflugspunkt, wo schon längst, seit Jahrzehnten, das letzte Rad verfault war, ein fröhliches Treiben zu entwickeln.

Der Heiligenbauer kam, von allen angeräuchert, wider seinen Willen wohl auch etwas aus seiner heimlichen Bitterlichkeit in eine gewisse Heiterkeit, wenn auch alles Frohe einen spöttischen Unterton besaß und jedes Lächeln als eine Maske über sein starres Gesicht lief. Aus seinem Auge brach hin und wieder sogar ein starrer Funken, und als der Landrat sich auf eine Weile zu einer Gesellschaft städtischer Honoratioren an einen anderen Tisch entfernt hatte, stand auch er unauffällig auf, gab seinem Knecht die Anweisung, in einer halben Stunde ohne ihn geräuschlos davonzufahren, und ging dann wie zu kurzer Lust den gepflegten Weg hinunter, der in schönen Krümmungen nach dem Buchteich, dem Glanzpunkt jener Gegend, führte, einem metallisch finsteren, klaftertiefen Wasserbecken, das regungslos und drohend tief im Walde lag und von dem die Sage ging, daß es Menschen, die es einmal verschlucke, nie wieder hergebe, weil sein unerforschter Grund mit dem Jenseits in Verbindung stehe.

Kaum hatte er in gemächlichem Schritt die zweite Krümme hinter sich gebracht, so fiel ihn, wie von der Vorstellung des fernen Finsterwassers gelockt, seine unterdrückte Düsterheit gleich einem starken Räuber an. Er hörte deutlich die Stimme des Landrats neben sich: „Tausend guten Morgen, Fräulein Sintlinger!“ und sah von dem Klang dieser Worte sein Kind erblassen, zittern und,

die Hände vors Gesicht geschlagen, umsinken. Eigentlich war er ja überhaupt nur deswegen beiseite gegangen, um mit polnischem Urlaub, wie man sagt, sich aus der leeren Komödie davon zu machen, nun er aber von diesem Bilde angefallen wurde, nahm er seinen hohen Hut ab, klappte ihn ein und begann schneller und immer schneller quer durch den Wald ohne Weg und Steg nach Hause zu laufen. Von der Waldmühle her hörte er bald hoch, bald tief, einmal sogar mit der Stimme des Freiherrn, seinen Namen rufen: „Sintlinger, Herr Sintlinger", zuletzt gar in weinerlicher Kläglichkeit: „Heiligenbauer!", dem allgemeines Gelächter folgte. Er achtete auf nichts, fühlte es fast wie Angst in sich wachsen und eilte über Wurzeln und Stöcke davon.

Abgetrieben und aufgeregt kam er endlich auf dem Heiligenhofe an und erstaunte über die heitere Unbesorgtheit, der sich alle hingaben. Ein Teil des Gesindes war ins Dorf zu der Tanzlustbarkeit gegangen, mit der die kleinen Besitzer und Dienstleute nach ihrer Weise das Fest in der Hemsterhuser Schenke feierten, die anderen trödelten lachend und müßig umher. Keiner trug einen Zug im Gesicht, der dem Sintlinger das Recht gab, nach dem Ergehen Helenens zu fragen. Ja, als er seine Frau beiseite nahm und sie erblaßt bat, ihn doch mit solch angenommener Lustigkeit nicht zu täuschen, sondern um Gottes willen ihm alles zu entdecken, wie es um Helene stehe, lachte ihm Johanna erst ausgelassen ins Gesicht und machte ihm dann über dies sein Schattenplaudern am hellsten Tage richtige Vorwürfe. Es sei nichts anderes, als daß das Lenlein sich seit langem mit Erwartungen und kindischen Hoffnun-

gen das Herz zum Platzen überladen habe und nun oben in ihrem Bett all die Aufregung ausschlafe. Sie habe sich die Tür verriegelt und sei nicht zu erwecken. Diese Beruhigung vermehrte natürlich die Sorge des Bauern, anstatt sie zu entkräften. Er tippte seiner Frau mit dem Zeigefinger bitter lächelnd an die Stirn, sprang leise die Treppe hinan, lauschte gespannt ins verschlossene Zimmer, klopfte zaghaft einigemal, rief liebevoll dringend ihren Namen, bekam aber keine Antwort und hörte keinen Laut. Deswegen war er geneigt, der Sorglosigkeit seiner Frau recht zu geben, zumal er bei abermaligem Lauschen einen langen behaglichen Laut erhorchte, wie ihn Tiefschlafende beim wohligen Dehnen auszustoßen pflegen. Nun es aber gegen den Abend hin ging und Helene immer noch nicht erschien, faßte ihn seine Sorge wieder stärker an. Alles war beim Melken und Füttern, aus den geöffneten Stalltüren erscholl der Gesang der Mägde. Er holte sich heimlich eine Leiter, stieg unter dem Schutze der Lindenkronen zu dem Fenster Helenens hinauf und schaute in das Zimmer hinein. Aber eben brach das Licht der untergehenden Sonne mit einer solchen Wucht durch das junge Lindenlaub, daß er vor lauter rotem Glänzen, Flimmern und Spielen nichts deutlich sehen konnte. Darum drückte er den nur eingelehnten Flügel ganz auf und war im nächsten Augenblick in der Stube.

Des hübelheiligen Mädchens tiefe Ohnmacht war indessen in Schlaf übergegangen. Von unruhigen Träumen erregt, von dem Widerschein des Abendrots überhaucht, lag ihr schöner, unbedeckter Leib, wie von Sinnenglut schimmernd, in einer solch leidenschaftlichen Haltung, daß

dem Sintlinger erst von einem heißen Stoß und dann von einem eisigen Schlag das Hirn tanzte. Denn sein Kind blühte gramvoll und selig, wie ein eben gefallener Engel. Mit zitternder Hand griff er in die über die ganze Diele zerstreuten Kleider, weil er schwimmend dachte, es sei besser, niemand, selbst das Lenlein nicht, sehe sie. Aber er rührte sie doch nicht an und richtete sich wieder auf. Dann deckte er sie so vorsichtig zu, daß sie nicht erwachte, ging ans Fenster, warf die Leiter um, entriegelte die Tür und verließ geräuschlos das Zimmer. Während alldem war er so ruhig geworden, daß er eine Kälte zum Erfrieren in sich fühlte und ein Würgen im Halse, daß ihm jeden Augenblick zum Schreien und Ersticken zugleich war.

Die Sintlingerin schrak beim ersten Anblick ihres Andreas auch zurück und fürchtete wirklich, dem Lenlein sei unwiderruflich Furchtbares passiert, weil der Heiligenbauer rein aussah, als käme er aus einem Totenraum. Als der sich aber soweit gefaßt hatte, daß er erzählen konnte, das Lenlein liege splitternackt, wie nach einer Überwältigung, und ihre Kleider seien in Fetzen gerissen über die ganze Stube zerstreut, also, daß nur zu denken sei, es habe eine plötzliche Verrückung des Geistes über sie Gewalt bekommen oder ... nein, das andere bringe er nicht über die Lippen. Das wäre ja furchtbar.

Aber die Bäuerin knickte gar nicht ein. Nach einem jähen Aufstoß durch ihre volle Brust zuckte gar etwas wie ein spöttisches Spiel um die Lippen. So machte sie kehrt und stieg eilig die Treppe zu Helene hinauf.

Nach einer Viertelstunde trat sie wieder herein und traf

ihren Mann, ratlos mit den Fingern auf der Fensterbank trommelnd, das Auge in die Baumkronen des Gartens gerückt. Beim Umwenden stand die ausrufende Frage in seinem Gesicht: „Na, ist es nicht furchtbar?!"

Freilich sei es furchtbar, antwortete Johanna auf dies sprechende Anschaun, und zwar furchtbar deswegen, weil das Lenlein ihres Mannes Tochter sei und einmal versucht habe, wie es früher auf dem Sintlingerhofe überhaupt gewesen sei, die Zwirnrolle kurz und klein zu hacken, um den Fadenanfang zu suchen. Das alles sagte sie mit fröhlicher Spottlust, wurde aber dann ernst. Sie habe sich von dem Zwininer Landrat vierzehn bunte Dörfer versprochen, und weil er sie nicht auf seiner Kalesche wie eine Prinzessin davongeführt, sei das enttäuschte Blut mit ihr durchgegangen, und sie habe mit all ihren vergeblichen Hoffnungen auch ihre Kleider in Fetzen gerissen. Das sei wohl alte Sintlingersche Manier, aber keine gut menschliche, vor allem keine weibliche, und sie habe ihr den Kopf richtig gewaschen, daß sie alles beschämt bekannt, und wenn er sich überzeugen wolle, sie komme gleich herunter, oder er könne auch zu ihr heraufgehen, denn sie werde wohl bald mit dem Ankleiden fertig sein.

Trotz dieser klaren Schlichtung stand der Sintlinger mit großen Augen auf und legte seiner Frau beteuernd die Hand auf die Achsel, wie in der Vorbereitung einer bedeutsamen Einwendung, ward aber anderes Sinnes, schüttelte den Kopf und ging, ohne ein Wort gesprochen zu haben, hinaus durch den Flur, hinter den Hof, legte die Hände auf den Rücken und versank in den Anblick des abendlich verdunkelten Waldes.

Bis ins Finstere hinein stand er unbeweglich. Dann atmete er wie aus einem wunden Abgrund herauf und murmelte: „So, so! also mein heiliges Lenlein ist ein Weib.“ —

In verzweifelndem Spott vor sich hin lachend, tappte er sich nach dem Hofe zurück wie in ein fremdes Haus.

Neuntes Kapitel

Als er in die Stube trat, war das Lenlein gerade hinausgegangen, und seine Frau saß, von dem kurzen, verscheuchten Aufenthalt des lieben Mädchens auch nachdenklich geworden, in einem Winkel und sah gespannt auf ihre gefalteten Hände, als hielte sie wirklich die verwickelte Zwirnrolle im Schoß, von der sie eben gesprochen hatte und die sie doch auch nicht zu entwirren vermochte.

Dem Heiligenbauer aber war es, als lebe er nicht in seinem Hause, sondern wohne in einem ausgeblasenen Ei. Allein, er bezwang sich, seine Frau mit dem Ausruf zu bedrängen, der immer stärker in ihm wuchs: Du, Johanna, wenn unser Lenlein ein Mädchen ist wie alle andern, so war oft, am Ende alles, was ich gesonnen habe, ein Betrug. Er ging in der Stube hin und wieder, kochte alles, was er sagen wollte, in sich hinein und horchte nur hin und wieder über sich, ob durch die Decke aus der Stube Helenens nicht doch ein schwebender, unwirklicher Laut zu erhaschen sei, der all dies Bohren ihm als Torenschaum aus dem Kopfe blies.

Auch am andern Morgen, da er noch vor Tage auf den Hof trat, war alles so leer um ihn wie gestern Abend, nur daß heute die ganze Welt wie ein ausgeblasenes Ei

um ihn stand. Wortlos sah er zu, wie die Knechte drei hohe Kastenwagen mit Getreide beluden, dessen Lieferung in die kleine Kreisstadt am Rheine von ihm angeordnet worden war. Beim Herantragen der letzten Säcke kam es ihm ein, die Führung der Gefährte und die Übergabe der wertvollen Fracht doch lieber selber zu übernehmen, denn der alte Zenker kam mehr und mehr auch schon in geistige Gebrechlichkeit hinein. Also erkundigte er sich, da alles zum Abfahren fertig war, spaßhaft bei dem greisen Wirtschafter, ob auch für ihn noch ein Plätzchen zum Mitfahren frei sei, und kletterte im Walde, als die Steigung überwunden war, zu Zenker in die Kelle des Wagens. Allein, das Knacken, Ächzen und Holpern der Wagen, die brummige Geschwätzigkeit des überjahrten Dienstmannes brachte ihm nicht, was er erhofft hatte: die Zerreißung des tauben, alles zersprengenden Ringes, in dem sein Denken saß, nein, es rüttelte ihn nur fester hinein, es sackte ihn immer tiefer.

Darum, als gegen Abend das Geschäft erledigt war, ließ er den Wirtschafter allein mit den Knechten heimfahren, und obwohl schon das abendliche Erblassen sich am Himmel bemerkbar machte, schritt er in der frohen Aussicht, wieder einmal mit den Beinen Ordnung im Kopf zu schaffen, rüstig aus der Stadt dem Walde zu. Unter den Bäumen wurde freilich aus dem geschwinden Marsch ein säumiges Wandern, und immer wieder aus einer Auseinandergeflossenheit des Gemütes auffahrend und sein verschlungenes Innere umwitternd, ob es sich bald zu lösen beginne, kam er nur langsam vorwärts und wurde mitten im Walde von der Nacht überrascht.

Und seltsamerweise, nun es finster und finsterer um ihn wurde, hörte auch dies bescheidene Leben seines Innern auf, und es war ihm, als sei er mit seiner ganzen Seele in eine dunkle Stube gesperrt, aus der weder Fenster noch Türen herausführten. Bald erlahmte der Tanz seines Denkens ganz, sein Gemüt lag wie eine vernebelte Sumpfwiese um seine geschlossene, nachtdunkle Seele, und als er sich gewaltsam aufraffte und bemüht war, in all diese innere Verfinsterung die Sonnen- und Lichtgestalt seines Lenleins aus ihrer seligsten Zeit zu stellen, so gelang ihm auch dies nicht. Ihr Wesen tauchte wohl um ihn auf, doch nur so wie einer, der unsichtbar immerfort neben ihm herging. Aber sowie der Heiligenbauer die Blicke scharf in der Richtung ausschickte, in der das Lenlein dunkel im Dunkel mitschwebte, war es, als würde auch dieser letzte Rest ihres Wesens von der toten Finsternis eingeschluckt. Und als das ein paarmal sich ereignet hatte, hörte er nur in der Stille des nächtlichen Forstes ein geheimnisvolles Schleichen seinen Schritten folgen, manchmal tief im Walde, manchmal ganz nahe hinter sich, und nicht lange, so war es gar nicht mehr der leichte, schwebende Gang Helenens, der ihn begleitete, sondern ein siecher, traumhaft ungewisser Taumelgang, wie aus der Erde von unten gegen den Weg klingend, der jeden Laut spukhaft nachäffte, mit dem seine Füße im Wandern anstießen.

So oft hatte er die Erfahrung gemacht, daß Menschen, in sein Leben verflochten, um ihn gewesen waren, noch ehe sein Auge und Ohr, ja sogar sein Denken sie hatte wahrnehmen können, und es war ihm seit lange zur furchtvoll-seligen Gewohnheit geworden, sich immer in Gesell-

schaft Unsichtbarer zu wissen, stand doch die Macht Helenens schützend um ihn, der sie gehorchen mußten.

Nun aber im nächtlichen Walde ihr Sonnenbild sich mit keiner Macht des Willens herbeizwingen ließ, bedrängte ihn dies Mitgehen eines Undenkbaren immer schwerer. Der Heiligenbauer setzte sich auf einen Stein, nahm höhnisch auflachend den Hut herunter und fuhr sich über die Stirn in die Haare hinauf. Als er die Hand zurückzog, fühlte er, daß sie naß von Schweiß war. Das vermehrte seine selbsthöhnische Lustigkeit noch mehr und mehr, und, aus vollem Halse in den Wald hineinlachend, trocknete er schlagend seine Hand am Oberschenkel: Hahaha!

Er saß gerade einem der vielen verrasten Querwege gegenüber, die wie enge Röhren von der Waldstraße sich tief in den Forst hineintrieben, und so hörte er sein eigenes Gelächter, gedämpft und gespensterhaft verwandelt, in der fernen Finsternis widerklingen. Ja, wie er hinsah, schwankte das Echo als ein sichtbarer Schatten vorüber und verlor sich zwischen den Bäumen.

Da dachte der Sintlinger, diese Nacht habe es rein darauf abgesehen, daß ihn sein eigener Wahn verhexen solle, stand auf und sagte laut: „Ich bin doch kein Weib, daß ich mich vor dem Schatten eines Schatten fürchte." Dann ging er der Halluzination nach, tief in den Wald hinein, bis er auf eine Lichtung kam. Das Dunkel um ihn war von seiner Aufregung wogend geworden. In diesem schleierhaften Durcheinanderkreisen der Nacht sah er ungewiß die Umrisse eines großen, weitästigen Baumes vor sich. Er senkte instinktiv den Kopf und wollte auf ihn zugehen. Da stieß er unvermutet mit dem Fuß an etwas Wei-

ches, und wie er sich beugte, lag da in dem frühlingskurzen Grase ein fratzenhaft langer Mensch, wie von dem Lichtgeifer schattenfaulen Holzes überzogen, von dem säuerlichen Dunst nie gelüfteter Kleider umwittert. Der stinkende Atem eines schnarchweit aufgerissenen Maules mischte sich mit dem Geruch ungewaschener Füße, die, in zerrissenen Stiefeln, weit auseinandergeworfen, wie zwei Stinkbomben im Grase lagen. Dem Sintlinger wurde zum Brechen übel. In Abscheu und Ekel hieb er dem Wesen, von dem er nicht wußte, sei es Einbildung oder Wirklichkeit, seinen Stock über Leib und Brust, daß es klang, als schlage er auf einen Bovist. Aber die Gestalt gab keinen Laut von sich und rührte sich nicht. Das schleuderte den Sintlinger ganz in den Wirbel seiner Überreiztheit, daß er, von Grauen gepackt, den Stock von sich schleuderte und in der sinnlosen Angst, wie sie nur Träumen eigen ist, durch den Wald lief.

Die ganze Welt stand als ein unsinniges, verzerrtes, transparentes Bild vor ihm, aus dem immerfort grelle Fratzen loderten und als geile Lichtfetzen im Schwarzen erloschen. Als er, zu Hause angekommen, atemlos vor dem Bett seiner Frau stand, stammelte er in höchster Not: „Johanna, rette mich!“ Dann zerrte er schnell die Kleider herunter und stürzte sich kochend in einem solchen Rausch der Wollust auf sein Weib, daß Johanna glaubte, sie müsse umkommen.

An dem Abend dieses Tages, da die Staumauer vor dem Meere des Sintlingers bis auf den Grund zerbarst, daß die entfesselten Wogen sich über das Land seiner errungenen Erde stürzten, etwa in der Zeit, als im Walde

die Nacht über ihn hereinbrach, stand Helene in ihrer Stube vom Stuhl auf, wo sie fast den ganzen Tag einsam und in einem Zustande vollkommener Aufgelöstheit gesessen hatte, so etwa, wie der Wind über uns als gestaltlose Luft unter dem Himmel über der Erde ruht, wenn sein Brausen vorüber ist, das ihm Gestalt gab.

Auf eine unsagbare Weise durch den gemeinen Geist des Landrats in der Tiefe ihrer Mädchennatur entheiligt, war sie von dem bunten Strom all ihrer Hoffnungen und Erwartungen ausgeschlossen und durch die Verheimlichung einer erduldeten Schandtat, die sie nicht verstand, glaubte sie nie, nie mehr zu ihren Eltern in das Verhältnis des alten Vertrauens zurückkehren zu können.

An der Stille, die im ganzen Hause eingetreten war, erkannte sie, daß die Nacht angebrochen sei.

Sie trat ans Fenster, öffnete es, lauschte auf das friedvolle Rieseln im Laube der einschlafenden Lindenkronen und dachte, wie sie damals hinter der hohen Kippe verirrt unter das Gesträuch gekrochen war: „Ich finde nie mehr zurück zu Vater und Mutter."

Noch ehe sie das recht zu Ende gesonnen hatte, hörte sie die Schritte ihrer Mutter die Treppe heraufkommen und warf sich schnell angekleidet ins Bett, zog das Kleid überall herein, deckte sich bis an die Lippen zu, schloß die Augen und stellte sich tief schlafend. Die Sintlingerin trat geräuschlos ein, blieb eine Weile am Bett vor ihr stehen, berührte dann in einem luftleisen Kuß ihre Stirn und sagte sich aufrichtend: „Gott sei Dank! Armes, liebes Mädel."

Dann begab sie sich zu kurzem Sinnen an das geöffnete Fenster, an dem soeben das Lenlein gestanden hatte, schloß

es, sah sich noch einmal in der ganzen Stube um — die Blinde hörte die Wendungen ihres Körpers und fühlte ihr Umschauen in der Luft — und ging dann geräuschlos, wie sie gekommen war, von dannen, aber beruhigter als bei ihrem Eintritt.

Ihre Tritte verklangen auf der knarrenden Stiege. Die Küchentür schnappte ein. Die Schlafstubentür knarrte auch leise ins Schloß. Dann war nichts als das leise Sausen des großen, nachtstillen Hauses um sie.

Das hübelheilige Mädchen blieb noch eine Weile still liegen, erkannte aber, daß an Schlaf nicht zu denken sei, und erinnerte sich, daß sie den ganzen Tag zwischen den Wänden ihres Zimmers gesteckt hatte. Wenn sie ginge und das freie, hohe Schweben des Himmels über sich genösse, das würde ihr gewiß wohltun. Mit nicht mehr Geräusch, als wenn jemand mit der Hand über eine polierte Tischplatte streicht, stahl sich das Lenlein über die Stiege hinab, durch den Flur hin und stand bald mitten im Hofe.

Kein Saugen war in der Luft zu spüren, kein Prickeln an ihrer Stirn. Nur ein göttlich abgewogenes Spiel fühlte sie durch den hohen Himmel gehen und in der Tiefe ihrer Seele sich friedevoll nachrühren: Der Mond schien also nicht; bloß die Sterne klangen in der Welt.

Ich will in dem Blumengarten den Gang hin und wieder gehen. Vielleicht höre ich die schöne Männerstimme wieder, die mich am Abend vor dem Straßenfest so beglückt hat, dachte sie und setzte sich nach dem hinteren Beipförtchen zu in Bewegung. Sie spürte schon die Wucht der langen Stallwand rechter Hand gegen sich wirken, links drückte es leichter und ungeordnet. Dort lag der Schuppen.

So war es schon recht, und herzhaft schritt sie auf das Beipförtchen zu. Doch, was sollte denn das auf einmal heißen? Das Gleichmaß der Schritte verließ sie. Sie wußte nicht mehr recht, wo der Erdboden sei: Bald fiel der Fuß ins Grundlose, bald stieß er noch vor dem Niedersetzen an. Wo war sie denn? Mit einem sinnlosen Sprung rettete sie sich zur Seite und bekam glücklicherweise einen dicken Stützbalken in die Hände. Das Herz hämmerte ihr wohl, und in den Schläfen schnellte das Blut heiß nach. Aber sie erkannte doch, daß sie unter den Schuppen geraten sei. Und während sie stand und wartete, daß ihre Brust sich beruhige und das Brausen in den Ohren vollends aufhöre, wandte sie ihre Stirn bald da-, bald dorthin, um die Örtlichkeit genau kennenzulernen. Ihr gegenüber allerhand Geräte, weithin vor ihr spürte sie es sich frei dehnen. Aber hinter ihr war etwas Seltsames, was ihr noch nie im Leben begegnet war. In glückvollem, seligem Ringen ineinandergeschlungene Wesen, und jetzt hörte sie es auch doppelt atmen wie glühes Flattern und in sichern Zügen. Eine Kochglut schlug ihr davon entgegen und hüllte sie ganz ein.

„Wer sitzt denn da hinten?" wollte sie fragen, brachte jedoch vor Aufregung keinen Laut hervor, erlebte aber Ähnliches wie in den Nächten der Traumberückung durch den Unbekannten. Sie fühlte sich unaussprechlich umfangen und zum Brustsprengen gedrückt. Von aufsteigendem Schluchzen und peinvoller Seligkeit außer sich gebracht, öffnete sie den Mund, um gell hinauszuschreien, mochte dann werden, was wollte. Da fühlte sie jemand an sich herantreten und hörte, wie durch einen Schleier von leisem Regenbrausen die Stimme Gottlieb Meixners zu sich

sprechen. Er redete von der Liebe, die seit dem ersten Tage das Meierlein auf ihn geworfen habe. Das Straßenfest habe alle Riegel zwischen ihnen gelockert und heute, eben jetzt, da sie in den Hof getreten, seien sie miteinander in guter Liebe ganz zusammengekommen. Da denke er, und werde nicht fehlgehen, ihr Geist habe sie gerade deswegen heruntergeführt. Er habe eigentlich vorgehabt, sein Leben nie, nie mit dem Schürzenband eines Weibes zu schnüren. Aber mit dem Meierlein sei es doch eben etwas anderes, und wenn das Lenlein so gut sein wollte, ihre Hand in seine zu legen, da sei denn gewiß ein heiliger Segen über ihnen und er käme vielleicht wieder zur Harmonika und gar am Ende zu den Liedern, die nur sie allein, das Lenlein, wisse.

Dann rief er das verschämte Meierlein heran, und das Lenlein willfahrte ihm und legte die Hände der beiden ineinander.

Doch nicht sie tat das eigentlich, sondern eine Fremde, andere, die während des Vorganges auf und nieder sauste, in Wasser oder Sturm, an welchem Ort, ob im Himmel oder auf der Erde, wußte sie nicht. Sie fand sich auch bald nachher auf unbegreifliche Weise in ihrer Stube allein vor ihrem Bett stehen, warf sich auf das Gesicht hinein, raffte die Kissen mit ihren Armen zusammen und bebte am ganzen Körper, da sie glaubte, das große Sintlingerhaus stehe in Flammen, und sie hauchte betäubt vor schreckvollem Verwundern in sich hinein: „. . . die Menschen! . . . die Liebe! . . . Himmel, o Himmel!!“ . . .

Ihre Worte wurden immer leiser.

Ehe der Schlaf sie aus den Wirbeln riß, wurde sie ganz

aus dem Hohen von der schönen Männerstimme leise gegrüßt und drängte, schon verwandelt, einem Geräusch in den Traum nach, das wie der Schritt eines Menschen in jungem Grase sich in einer blühenden Wildnis verlor.

In dieser Nacht stand also der ganze Heiligenhof in seiner unsichtbaren Feuersbrunst, und am Morgen des anderen Tages waren alle Räume von toter, zerstörter Luft angefüllt.

Das Lenlein lag nach dem Erwachen lange still und in Grübeln versunken, um herauszubekommen, was sich eigentlich mit ihr ereignet habe und wie es denn auf dieser Welt eigentlich war. Was sie auch sann, sie und das Leben und alle Menschen blieben ihr verwunschene Rätsel, die furchtvoller wurden, je tiefer sie sich in ihre Wirrnisse verlor. Denn sie wußte nicht, daß wohl alles auf Erden in Geheimnisse gehüllt ist, die wundersamste Unbegreiflichkeit aber auf der Zeit liegt, in der sie eben lebte. Als sie daher nicht mehr denken konnte, befand sie sich am Ausgange ihres Ringens: Alles und alle waren ihr fremd. Mit dem Meierlein und dem Gottlieb war etwas geschehen, was ihr die Schamröte ins Gesicht trieb, bei der Vorstellung, ihnen zu begegnen. Zwischen ihren Eltern und ihr stand das unsagbar Ekelhafte, das ihr vom Landrat angetan worden war, und das sie zugleich um alle Hoffnungen gebracht hatte, hinauszugehen in eine Welt fröhlich-beglückter Menschen. „Was ist denn das: Liebe?" fragte sie sich immer wieder. „Und warum haben sich das Meierlein und der Gottlieb so umschlungen, daß ich selbst zum Aufschreien atemlos geworden bin?"

Kopfschüttelnd stand sie auf. Ihre Hände waren eiskalt. „Was ist denn bloß die Liebe?" fragte sie, trat ans Fenster und lehnte das Gesicht an die Scheiben. „Gottlieb sagte, er habe sie von dem Fest bekommen", sann sie weiter, „und ich? Warum habe ich mir die Kleider vom Leibe reißen müssen? Das war doch gewiß keine Liebe. Gottlieb hat zu mir davon gesprochen: aber sollte ich zu jemand darüber reden, so müßte ich ganz gewiß schreiend davonlaufen."

„O mein Gott, was ist denn das bloß!"

Mit diesem Ausruf wandte sie sich vom Fenster ab, vergrub das Gesicht in die Hände und ging ratlos die Stube hin.

Ihre kalten Finger gruben sich in die Wangen. Was sollte sie bloß machen? Warum wurden ihre Hände so kalt, so trocken, und wozu glühte ihr Gesicht?

Sie riß die Tür auf und schrie ins Haus:

„Mutter!" und noch einmal lauter, fast verzweifelt „Mutter!"

Ihre Stimme gellte so schrill aus allen Winkeln wieder, daß sie zusammenfuhr und, mit beiden Armen steif in die Türfüllung gestemmt, auf Antwort lauschte. Aber nichts rührte sich in dem ganzen Hause nach ihr, keine Tür, kein Schritt, kein Laut.

Man hatte sie wohl vergessen. Enttäuscht zog sie sich ins Zimmer zurück, lauschte noch einmal mit zu Boden gekehrtem Gesicht durch die geschlossene Tür, warf dann mit jähem Kopfrucken die gelösten, vorgesunkenen Haare in den Nacken und ging im Zimmer wieder hin. Ein merkwürdiges Pfeifen war auf einmal um sie in der Luft,

wie das Sausen dünner, reißend gepeitschter Haselgerten. „Gut ... gut ... gut ...", sagte sie in einer rachsüchtigen Empörung, die sie nicht verstand; „... gut, so werde ich gehen ...", wiederholte sie, öffnete den Schrank, drückte ihr Gesicht bald in dies, bald in das Kleid und wählte endlich ein hellblaues, duftiges Gewand, das sie am liebsten von allen Kleidern anzog. Wie im Flug war sie angezogen.

Ohne die mindeste Heimlichkeit ging sie aus dem Zimmer. Es soll sich zeigen, ob mich noch ein einziger Mensch in dem Hause mag, dachte sie und trat absichtlich laut auf.

Ihre Mutter, die aus dem Milchkeller heraufgekommen war und in der Küche um den Herd hantierte, hörte laute, plumpe Schritte die Stiege herabkommen und dachte, es sei die Kleinmagd, mochte aber nicht hinaustreten, um sie zurechtzuweisen, weil sie nach der unerwartet wilden Nacht nur immer leidenschaftlich vor sich hinarbeitete, damit sie die lahme und wunde Verstörtheit in ihr nicht empfinde.

So kam das Lenlein die Treppe herab, den Flur hin, ohne daß die Mutter ihr auch nur nachgesehen hätte, trotzdem alle Welt doch wissen mußte, meinte das aus den Angeln gehobene Mädchen, daß ihr nichts mehr übrigbliebe, als von dem Hofe fortzugehen. Auf der Haustürschwelle überfiel sie ihre Verlassenheit als solche Scham und Verzweiflung, daß sie jagend über den Hof schoß. Sie fühlte es um sich zucken, stürzte durch das hintere Beipförtchen und hörte des Meierleins Stimme ihren Namen rufen. Das fehlte gerade noch, dachte Helene, spürte, daß

sie den Weg nach dem Buchengrund unter den Füßen hatte, und lief so lange geradezu, bis alle Laute ihres väterlichen Hofes hinter ihr versunken waren. Dann änderte sie die Richtung und ging in einer leichten Mulde auf breitem Raine links hinauf gegen die neue Straße zu.

Nur das leise Fächeln der jungen Saat ihr zu Füßen, das traumschwache Gebrause des Waldes über ihr war noch um sie. Dann und wann schoß das Summen einer betörten Fliege vorbei, und in der Luft wogte, rein wie das Branden eines klingenden Meeres, der Gesang von tausend Lerchen, die schmetterten, als gälte es, die Himmelskuppel mit Wohllaut zu sprengen.

Wer weiß, es hätte sein können, das Lenlein wäre am Ende von dem friedvollen Jubel dieses Maimorgens wieder in die Seligkeit ihrer unirdischen Seele überwunden worden; doch wie man so spricht, der Zufall wollte es, daß einer Lerche in der blauen Höh über ihr im Übermaß des Glückes von dem eigenen Liede das Herz zerrissen wurde. Der Vogel stürzte durch die Luft und fiel dem flüchtenden Mädchen gerade vor die Füße. Nun war ja des Heiligenbauers Befehl gemach in Vergessenheit geraten, das Lenlein vor der Kenntnis des Todes zu behüten. Aber sie gebrauchte das Wort sterben, ohne zu wissen, was das eigentlich sei, weil wir im Grunde doch nur durch die Augen den Tod kennen lernen. Als nun das Sintlingerlenlein sich nach dem Vogel bückte, die letzten Zuckungen des Lebens in ihm spürte, barg sie ihn in den Händen, hauchte ihn an, horchte auf seinen Herzschlag, trug ihn, ohne im Gehen nachzulassen, eine lange Weile in der Hand und öffnete endlich die Finger, um ihm die Freiheit wiederzugeben. Aber

sooft sie ihm auch einen kleinen Schwung in die Höh gab, er fiel immer wie ein Stein in ihre Hand zurück. Da schleuderte sie ihn endlich entsetzt von sich und verdoppelte ihre Eile, weil sie dachte, der Tod sei auch hinter ihr her, und wenn sie eingeholt werde, müsse auch sie sterben. Mit Zuhilfenahme der Hände kletterte sie über die Böschung der neuen Straße hinauf und flog auf dem sicheren Wege nur so hin.

Kein Mensch begegnete ihr, kein Gefährt kam ihr entgegen oder überholte sie.

Nach ihrer Meinung ging sie schon eine Stunde und mehr. Sie war sicher tief im Walde und mußte schon dem Rheine nahe sein.

Darum blieb sie stehen, um ein wenig Luft zu schöpfen, und kehrte dabei das Gesicht über sich; denn ihr fiel ein, was die Leute sagten, daß über dem großen Strome ein geheimnisvolles Glänzen in der Luft mitginge, und wer es verspüre, dem gelinge zu fehlerlosem Segen, was er gerade vorhabe. Und so kehrte sie das Gesicht der Höhe zu, um womöglich dieser himmlischen Verheißung teilhaftig zu werden.

Ja, sie hob sich selbst mit der ganzen Inbrunst ihres verscheuchten, sehnsüchtigen Lebens ins Raumlose hinein, konnte aber trotz aller Anstrengung nichts von einer sonnenhaften Berückung merken, die sich in der Höhe hin bewege. Statt dessen hatte sie das Gefühl, als fielen Fesseln von der Tiefe ihres Wesens nieder. In ihrem Innern war es, als öffne sich eine Tür, und ein freies Fluten ergoß sich aus ihr, wie sie es noch in keinem Augenblick des Glückes gespürt hatte. Und nun nahte sich auch das Glänzen, nach

dem sie verlangt hatte, aber nicht von oben. Es kam ihr entgegen, daß sogar sein seliges Schreiten zu vernehmen war. Im höchsten Rausch breitete sie die Arme aus, und so, wankend vor Entzücken, näherte sie sich dem Unaussprechlichen, von dem sie fühlte, es sei dasselbe, von dem sie einstmals, hinter der alten Therese her, ein sicheres Ahnen gehabt hatte.

Da riß sie ein Schrecken mitten durch, daß ein Klingen durch den Rücken in ihr Hirn sprang, denn sie sah einen Mann vor sich stehen, leibhaftig, und dies Sehen war so ganz anders, wie sie es noch nie erfahren hatte.

„O Gott!" hauchte sie in höchster Furcht.

Aber da sie dachte, nun sei der Tod wirklich da und umfange sie mit seinen Armen, hörte sie dieselbe schöne Stimme auf sich einreden, die sie am Abend vor dem Straßenfest am Zaun des Blumengartens gegrüßt hatte: „Was ist Ihnen denn, Fräulein Helene? Um Himmels willen, öffnen Sie bloß einmal die Augen. Ich bin es, Peter Brindeisener."

Aber je lieber der Jüngling zu ihr redete, desto ergriffener wurde sie, tastete mit zitternden Fingern über sein Gesicht und brach darauf in schreiendes Weinen aus. Feuer schlug über ihr zusammen, und besinnungslos hing sie in den Armen Peters.

Der Student glaubte nicht anders, das geliebte Mädchen sterbe. Darum nahm er sie auf die Arme und trug sie laufend durch den Wald, und während er mit der kostbaren Last dem Sintlingerhofe zueilte, jubelte trotz aller Angst sein Herz über die Fügung, die ihn bei der Kunde von der jähen Erkrankung Helenens am Straßenfest so mit

Sorge beladen hatte, daß er Tag und Nacht um den Hof geschlichen war und schließlich heute morgen auf einem langen Waldspaziergang Errettung aus seiner Ratlosigkeit gesucht hatte.

Nun trug er die in den Armen, nach der alle Wogen seines Wesens seit je gesucht hatten.

Mit verstörtem, schweißüberströmtem Gesicht, das blonde Haar in die Stirn geklebt, kam er auf dem Hofe an und legte Helene mit der Erklärung, daß er sie ohnmächtig im Walde gefunden habe, der erschreckten Heiligenbäuerin in den Arm.

Sie sah ihn entsetzt an, dankte kaum und sagte tonlos: „Also doch."

Dann stieg sie mit Helene mühsam die Stiege hinauf und ließ ihn stehen.

Denn geradeso wild aufgeregt sah das Gesicht Peter Brindeiseners aus wie damals, als er in der Jugend frech zu Johanna in die Stube gedrungen war, um die süße Stimme des hübelheiligen Mädchens zu erhaschen.

Peter stand einen Augenblick starr vor dem Sintlingerhofe, hörte das leise Weinen und Klagen der Bäuerin aus Helenens Zimmer dringen und ging betäubt den Hügel hinunter, dem väterlichen Hofe zu.

Die Sintlingerin schickte sogleich nach allen Seiten Boten aus, ihres Mannes habhaft zu werden, der noch vor Tage aus dem Toben seiner Liebesraserei aufgefahren und davongegangen war. Aber noch ehe der erste Bote zurückkehrte, besann sie sich anders, half dem alten Zenker anspannen und hieß ihn, was Zeug und Tier halte, in die Stadt nach einem Arzte zu jagen.

Der Wagen rasselte über den Hügel hinunter und brauste nach dem Walde zu davon.

Wie mit angehaltenem Atem lag der Heiligenhof in der Sonne. Johanna stand wieder vor dem Bett Helenens und sah sie wachsbleich und regungslos mit einem Gesicht in den Kissen liegen, verklärt und friedvoll, wie es nur der Tod dem Menschen beschert. Wenn nicht ein leises Zucken von Zeit zu Zeit unter der Haut über die Stirn gelaufen wäre, die Bäuerin hätte zum ewigen Abschied die drei Kreuze über sie geschlagen und sich dem Schmerz überlassen, der wie ein Tier in ihr hockte.

„So hat mich mein Ahnen nicht betrogen, daß von diesem verfluchten Peter Brindeisener meinem Lenlein das Unglück kommt", dachte sie zum hundertsten Male. Sie hatte es unbewußt laut gesprochen. Da öffnete das Mädchen die Augen, sah staunend auf, gewahrte seine Mutter, schloß sie erschreckt und sagte dann leise:

„Verhäng' die Fenster."

Als der Arzt in der verdunkelten Stube erschien, fand er außer beschleunigter Herztätigkeit kein Krankheitszeichen an Helene, die willig alle Bewegungen vollführte, die der Doktor von ihr verlangte. Nur die Augen hielt sie fest geschlossen und war durch alle Mittel der Güte und liebevollen Drängens zu nichts anderem zu bringen, als die Lider einen Spalt weit zu lüften und sie dann entsetzt zu schließen. Als sich das einigemal ereignet hatte, sah der Doktor die Bäuerin bedeutsam an, verabschiedete sich tröstend von Helene und eröffnete Johanna draußen, wenn ihn nicht alles täusche, so sei mit ihrer Tochter ein Wunder geschehen. Er glaube bestimmt, sie habe das Augenlicht

wieder erhalten, in welchem Umfange, lasse sich allerdings noch nicht feststellen.

Als der Doktor über die Treppe hinuntergegangen war, kniete die Heiligenhofbäuerin an derselben Stelle, wo sie stand, nieder und küßte den Erdboden.

Dann ging sie zu Helene hinein, beugte sich über sie, schloß sie vorsichtig in die Arme, wurde aber unversehens so von dem Sturm ihres Glückes gepackt, daß sie losweinte und dabei, wie unsinnig von Seligkeit, lauter und lauter nur das eine hervorbrachte: „Mein liebes, liebes Lenlein, Gott sei Dank!"

Sie fühlte wohl, wie ihre Tochter schwache Versuche machte, die fast schmerzvolle Umarmung zu lösen. Aber immer aufs neue brach die Bäuerin in Rufe und Beteuerungen des Glücks aus. Schließlich merkte sie doch, daß Helene etwas sagen wollte, und da sie sich bezwang und still war, flüsterte ihr Helene ins Ohr:

„Ich liebe den Peter Brindeisener, Mutter, ich liebe ihn ... ich habe ihn immer geliebt ... immer ... immer ..." Das Mädchen wurde von diesem ersten Geständnis so ergriffen, daß sie nach all den Erregungen das Hervorbrechen der Glut nicht mehr aushielt, immer leiser und leiser und leiser sprach und selig einschlief.

Auf den Zehen ging Johanna davon und nahm im Herzen alle Lästerungen zurück, die sie Peter Brindeisener angetan hatte. Denn das konnte kein böser Mensch sein, dessen sich Gott bedient hatte, ein solch außerordentliches Wunder zu wirken.

So war also eingetroffen, was einst der Professor Flöreck in Münster vorausgesagt hatte, einmal werde die

Natur den Schleier auf ebenso geheimnisvolle Weise von diesen Augen wegziehen, wie rätselhaft sie ihn davor ausgebreitet.

Bald jubelte der ganze Sintlingerhof, und kehrte wieder ein Bote zurück, der nach dem Sintlinger ausgeschickt worden war, ohne ihn gefunden zu haben, so erneuerte sich an seiner Freude die glückhafte Erregung der andern zu neuem Überschwang. Es brauste, lachte und rief aus allen Türen und Luken und erfaßte im Nu die ganze Umgebung.

Im Abenddunkel kam der Heiligenbauer von Querhoven her auf den Hof. Sein Gesicht war blaß und gramvoll, und als er hörte, daß alle jubilierten, weil das Lenlein von ihrer Blindheit befreit sei, taumelte er und wäre bald hintenüber zu Boden geschlagen, doch erhielt er sich noch und schleppte sich ins Haus.

Die Knechte und Mägde glaubten, das Glück habe dem Heiligenbauer den Verstand verdunkelt. Doch während sie noch darüber redeten, wie es möglich sei, daß jemand aus lauter Freude ein so verzweifeltes Gesicht machen könne, fing die Glocke im Türmchen so gell, so schreiend an zu läuten, daß alle vor Schreck zusammenfuhren.

Die Bäuerin wußte noch nichts von der Heimkehr des Sintlinger. Beim Klang des seit Jahrzehnten stummen Glöckchens kam sie laufend unter die Tür und fragte in den Haufen des Gesindes hinein, was das für ein Unsinn sei.

Man schwieg verlegen und antwortete endlich: „Der Sintlinger sei eben nach Hause gekommen."

Das Glöckchen wimmerte und zuckte noch immer. Wie gehetzt war Johanna über die Stiegen hinauf. Wahr-

haftig, da steckte ihr Mann, krampfhaft ins Gebälk des Türmchens gezwängt, hielt sich stemmend mit der Linken fest und stieß fortwährend mit einer Latte in die Glocke. Bald traf er sie, bald fuhr er vorbei.

Endlich hörte er auf das Bitten, Schreien und Klopfen Johannas, ließ die Latte fallen, beugte sich nieder und sagte tonlos, mit stierem Gesichtsausdruck:

„Ja, ja, Johanna, schrei, schrei! Die Steine werden gleich in die Luft fliegen, und der Herrgott macht sich aus dem Staube."

Dann brach er in Lachen aus und stieg mühselig aus dem engen Gebälk.

Zehntes Kapitel

In der Frühe des folgenden Tages ging der Hemsterhuser Totengräber Wachsmann nach dem Morgengeläut über den Kirchhof, um sich einen Überschlag zu machen, nach welcher Ordnung in den nächsten Monaten die Gräber anzulegen seien. Erst schritt er den breiten Baumgang zwischen den Gräbern der Reichen hin und genoß beim Anblick der großen, prunkvollen Denksteine noch einmal lebendig die Einnahme der hohen Sporteln, daß er vergnügt wurde, mit dem großen Bund Schlüssel gegen sein Bein schlug und es ihm war, das verdiente Geld schwirre wieder frisch und jung in seinem Beutel. Und als er dann mit der Biegung des Ganges aus dieser vornehmen Gegend seines Leichengartens in die Region erst der Halbseidenen und dann der Pfennigarmen kam, blieb er stehen und sah ziemlich mißmutig über die breite Flucht der einfachen Holzkreuze und der eingesunkenen, oft gänzlich verwilderten Hügel bis an die graue Wackenmauer der Kirchhofseinfriedigung und dachte bei sich, wenn er hätte von der christlichen Liebe leben sollen, die er in dieser Region so oft erwiesen, so wären er, sein Weib und seine Kinder in Gottes Namen schon lange verhungert.

Allein, das war nicht das Schlimmste, was hier zu denken war. Unter denen, die sich mit einer stillen Messe und einem dürftigen Weihwedelspritzer davongemacht hatten, sah er da und dort das Grab eines Filzes, der auf seinem heimlichen Geldsack kalt geworden war und, wie er vergeizt gelebt, nun sich auch ehrlos und schandbar unter Pack und Gesindel aus der Welt geschmuggelt hatte, nur um ihn, den Totengräber, um den gehörigen Lohn zu prellen.

So kam er in ein immer bittereres Meditieren und sah ein, daß es mit dem Ehrgefühl in der Welt überhaupt beinahe Matthäi am letzten sei und vielleicht, wenn nicht die Polizei einschreite, verbrenne noch jeder seinen Verstorbenen im eigenen Backofen, dünge seinen Kohl mit der Asche und die Totengräber könnten derweil ihren Magen an den Zaun hängen, damit er vom Winde satt werde.

Aber man täusche sich nicht. Wer sich als ein Schubiack unter die Erde trolle, der werde auch als Hundsfott an der Himmelstür behandelt werden. Denn das wisse Gott und der Papst so gut wie Wachsmann in Hemsterhus, daß die Todesangst aufrechterhalten werden müsse, wenn man den Menschen die Religion bewahren wolle.

Kopfschüttelnd und höhnisch vor sich hinlachend ging er nun schneller durch diesen unerfreulichen Teil seines Hügelgartens dem Tore zu und warf einen letzten unwirschen Blick über die Armengräber, so, als wäre es ihm angenehm, irgendeinen Unfug zu entdecken, an dem er seinen inneren Mißmut auslassen könnte. Und wirklich, hinten im letzten Mauerwinkel der namenlosen Toten rührte sich eine graue, zusammengekauerte Gestalt.

Wachsmann blieb stehen und schrie ein aufrüttelndes

„Holla" hinüber. Aber das eingesunkene Menschenhäuflein rührte sich nicht. Darum, schon von Ingrimm angefeuert, fragte er, wer denn da in der Gottesfrühe herumlungere. Denn es kam wohl manchmal vor, daß ein trunkener Landstreicher sich in der Sommernacht vertorkelte, auf den Kirchhof geriet und zwischen den Gräbern seinen Rausch ausschlief. Und weil das fremde, zusammengewichtelte Gezücht dort auf einen zweiten Anruf noch keinen Bescheid tat, setzte Wachsmann erbost über die Gräber und stand bald wild gestikulierend und schimpfend vor dem Verkommenen, der trotz alles Gelärms, den Kopf zwischen die Knie gesunken, nur ein Haufen zerlöcherter, übelriechender Kleider, ruhig dakauerte.

Endlich hob er den kleinen Kopf, rückte die schmierige Mütze nach hinten und starrte ihn aus roten Triefaugen mit blöder, listiger Dumpfheit an.

Es war ein alter Vagabund mit einem gramvollen, vertrockneten Gesicht. Weißgelbe Haare hingen ihm wirr wie Werg an den Ohren herunter, und aus den Winkeln des faltigen, alten Echsenmaules floß noch der Geifer des tiefen Schlafes.

Nicht der Ekel allein war schuld, daß dem Totengräber die Worte der Entrüstung ausgingen; um den greisen Landstreicher lag ein rätselhaftes Grauen. Seine Nase schnoberte, sein horniger Mund schnalzte, aus den erloschenen Augen flackte manchmal ein Blitz verrückter Tiergeilheit.

Wachsmann trat schrittweise den Rückzug an und sagte in sicherer Entfernung, aber schon sehr schonend, daß doch der Kirchhof keine Bettstatt sei.

Darauf erhob sich der greise Bummler langsam und umständlich, und dem Totengräber kam es wie Zauberei vor, so, als ziehe er seinen Leib aus den Schäften seiner langen Stiefel. Eine überlange, menschliche Moderstange mit einem Eichhörnchenkopf oben drauf, der unsicher wackelte, als solle er fortwährend herunterfallen, richtete sich auf. Dann griff der Bummler ein paarmal mit gespreizten Fingern in der Luft herum, tastete den Boden ab, schüttelte den Kopf und sagte darauf zu dem Totengräber:

„Sie, Sie! Was da is, kann doch nich verloren gehn, und was verloren geht, muß man doch wiederfinden. Denn stirbt einer, so knallt's, und knallt's, so hört man's. Das ist doch klar. Das muß doch zu finden sein. — Wissen Sie, ich bin ganz und gar nich verrückt, wenn sie mich auch jahrelang mit Tollhausaffen gefüttert haben, damit ich den Verstand verliere. Haha, haha! Sellerie is gut gegen Wahnsinn, und so hab' ich den Kopf zusammengehalten. Verstehn Sie, bis eines Abends der rote Vogel an meinem Fenster vorübergeflogen ist. Da war's Zeit, und in derselbigen Nacht bin ich, heidi, pst, pst, widewitt, witt, witt! Verstehn Sie mich? Es hat mich wohl im Walde über den Bauch gehaun, haha, und nich zu knapp. Tobak!"

Dann griff er wieder auf dem Erdboden umher und murmelte dabei: „Es muß doch zu finden sein . . . ich bin nämlich . . . bin nämlich . . ."

Zuletzt schnellte er wie geschossen in die Höh und schrie mit verfärbtem Gesicht:

„Ha, du denkst, meine Finger sind wie deine? Nee, nee, Freundchen! Das is Hexenspagat. Da pass' auf!"

Er faßte mit der Rechten die Fingerspitzen der Linken

und entfernte die Hände langsam voneinander, als dehne er einen Gegenstand von Gummi aus.

Den Totengräber packte nun wirklich ein Grauen und er trat noch mehr zurück.

„Wart' doch!" rief ihm der offenbar irrsinnige Landstreicher zu: „Ich bin mit Erzählen noch nich fertig. Du glaubst das wohl nich, hahaha? Der Hopser im Walde hat das auch nich für möglich gehalten und hat mein braunes Täubchen gequält, bis ich ihm den Hexenspagat um die Gurgel gewickelt hab'."

Aus dem wilden Funkeln versank er unversehens wie zerbrochen in Verzweiflung und sang:

„Mein schönes Vöglein im schwarzen Wald,
wo bist du geblieben? Find ich dich bald?
Ich such' bei Vöglein und rotem Klee
und finde bloß Winter und weißen Schnee."

Er rang dabei gramvoll die Hände, und die Tränen liefen ihm in Strömen aus den alten Triefaugen über das ausgezehrte Gesicht hinunter.

So in sich versunken, immerfort weinend und leise singend, ging er an dem Totengräber vorüber und verschwand vom Kirchhofe.

Wachsmann stand betäubt und starrte wie in einen Spuk. Als der Vagabund um die Mauerecke geschlendert war, kam der Totengräber zu sich und sofort war es ihm sicher, dieser ungeheuerliche Mensch sei ein Gespenst, und zwar kein anderes als das des Niemand-Albes gewesen.

Dem ersten, dem er begegnete, einem alten Bauerauszügler, der zur Frühmesse ging, erzählte er, der gestorbene Niemand-Alb sei soeben auf seinem Grabe ge-

wesen, und er habe mit eigenen Augen gesehen, wie er auf einem Holunderstrauch ins Feld davongeritten sei. Die ganze Luft rieche noch nach Schwefel.

Der alte Bauer hob die Nase in die Luft und sagte: Ja, er rieche es auch, und gestern sei das Heiligenleinlein sehend geworden. Es sei nicht mehr geheuer in der Welt. Denn auf dem Heiligenhofe habe es auch geläutet. Er nickte dem Totengräber bekümmert zu und gokelte der Kirche zu.

Unter dem Volke verbreitete sich die Nachricht, der Niemand-Alb sei in der folgenden Nacht wiedergekommen, habe seinen eigenen Grabstein aus der Erde gehoben, ihn mit den Händen wie eine weiche Pfeffernuß zusammengedrückt und in die Tasche gesteckt. Am nächsten Morgen war auch der Denkstein wirklich von dem Hügel dessen verschwunden, den man vor langen Jahren als den Niemand-Alb begraben hatte.

Der Totengräber, den man deswegen befragte, zuckte die Achseln und sagte, er habe ja vor vielen Jahren schon immer behauptet, der Niemand-Alb gehe um, damals, als er die Rütschin in der Wuhle bei Nacht geritten und die Schwerdtner-Josefa im Brederoder Steinbruch geprügelt habe, da werde es wohl auch nicht anders sein, und es kämen überhaupt Dinge vor, von denen man am besten schwiege. Aber soviel sei sicher, daß auch das Jenseits jetzt eine schwere, unruhige Zeit habe, und es plumpe manchmal in den Gräbern, als wollte es die Toten partout wieder heraus und auf die Erde bringen. Aber die Gräber, die durch ein richtiges Begräbnis geschlossen seien, mit der großen Glocke gut zugeschlagen, nicht mit der kleinen

Klingel bloß zugepinkt, schön überräuchert, heilig gesungen, womöglich noch geblasen, da lege er seine Hand ins Feuer, die seien sicher, denn der gute Glaube helfe überall.

Es konnte nicht fehlen, daß das Volk das Erscheinen des Niemand-Albes mit dem Sehendwerden des Sintlingerlenleins und überhaupt mit dem Geschicke der beiden Fremdhöfe in Beziehung brachte und meinte, der rote Vogel, von dem dort das Niemand-Gespenst geredet, sei nur recht zu verstehen, wenn man an die roten Läppchen denke, die der Narr zu seinen Lebzeiten über der Wiege des schlafenden Heiligenlenleins unter gramvollem Geschluchze einst zerrissen habe.

Diese Verflechtungen zu gewagten und oft absurden Vermutungen hörten auch nicht auf, als durch die Polizei nach einem der Idioten-Anstalt zu ... entsprungenen Insassen gesucht wurde, der bisher hartnäckig seinen Namen und Geburtsort verweigert habe, nach der Beschreibung aber kein anderer als der Vagabund war, den der Totengräber Wachsmann am Morgen nach dem Sehendwerden Helenens auf dem Hemsterhuser Kirchhof getroffen hatte. Allein, der schlaue Leichenpfleger wußte sich von jedem Zeugnis zurückzuhalten, um das Gewicht seiner Gespenstergeschichte nicht zu entkräften und den Nutzen der tüchtig aufgefrischten Todesscheu ungestört wirken zu lassen. Der Gemeinde Hemsterhus war auch an dem gespenstisch umhervagierenden Niemand-Alb mehr als an dem lebendigen gelegen, und so schlief das amtliche Vigilieren nach dem entsprungenen Narren langsam ein. Die Gleichheit der beiden Wesen kam gar nicht mehr in Frage, und das

Volk genoß die Freiheit in vollen Zügen, immer neue geheimnisvolle Taten des herumspukenden Niemand-Gespenstes zu erzählen, zumal er wirklich von Zeit zu Zeit in Dörfern auftauchte, auf geheimnisvolle Weise sich plötzlich neben einsamen Wanderern auf abseitigen Wegen einfand, im Feldschweigen gell aufschrie und im Dunkel allerlei Scheuel verübte. Beeren- und Pilzsuchern guckte er aus dem Stamme alter Eichen mit verzerrtem Gesicht zu, am Schluß wie ein junges Pferd wiehernd, und wenn man hinsah, verwandelte sich seine Fratze in einen Astknorren. Auf dem Hofe eines Brederoder Bauern verkalbten alle rotscheckigen Kühe, und um das Heiligenhoflenlein hatte er vor dem Sehendwerden als ein bunter Wundervogel geschwebt, erzählte man sich, und war dann als eine glänzende Himmelsmusik mit unendlichem Wohllaut davongefahren. So abenteuerlich diese Geschichten sich gebärdeten, so seltsam waren die Folgerungen, die das Gerücht daraus zog: Die Engelhaftigkeit des Lenleins, sein außerirdisches Wesen; das jahrelange Verharren des Sintlingers in einem hohen, weithin wirkenden Leben nach fesselloser Jugend; den sanften Geist, der dem tollen Fremdhof während anderthalb Jahrzehnten den Schimmer der Heiligkeit verliehen hatte, das alles erklärte man für nichts als albische Berückung. Von unreinen, arglistigen Geistern als ein Blendwerk aufgerichtet, die wahren von den Scheinchristen zu sondern und alle Guten auf die Festigkeit des Glaubens hin zu prüfen. Die Kirche half dem hochgeladenen Wagen voll Flausen und Aberglauben in dieser Richtung etwas weiter und fand es für die Kräftigung ihrer erschütterten Macht sehr heilsam, das An-

sehen des Heiligenbauers zu verdunkeln und herabzusetzen. Man ging sogar so weit, die Erlösung des Sintlingerlenleins aus dem grausen Wunder ihrer Blindheit in das volle Glück der befreiten Augen gerade als den Beginn des Verfalls der Sintlingerschen Segenwege zu sehen. Auf diese Weise unkte es unausgesetzt um den Heiligenhof, der sich aber von dem Gebläse all dieser böswilligen Mäuler nicht in Schatten hüllen ließ. Außer etwa einer albernen Magd oder einem tölpischen Ochsenjungen kaufte niemand auch nur eines der vielen scheelsüchtigen Märlein für bare Münze.

Ja, gerade die Bäuerin lachte am lautesten über die Geschichten, die man auf dem Hofe ablud, obwohl sie doch sonst leidenschaftlich gern in dem Zwitterlicht des Aberglaubens gestanden hatte.

Aber sie war offenbar für immer von dieser Verirrung menschlicher Lebenssorge geheilt, nachdem sie trotz langer Ahnungen und finsterer, drohender Anzeichen auf so herrlich unbegreifliche Weise in der Erfüllung ihrer inbrünstigen Hoffnung gelandet war.

Der erschlossenen Helene erging es wohl wie einem, der unvermutet aus der tiefsten Finsternis in die grelle Hochsonne tritt. Ihr Gemüt taumelte erst vor der vollkommen neuen, unbekannten Welt in seine Tiefe zurück und wäre am liebsten dort in der Gesellschaft der tönenden Schatten verblieben, von denen sie seit jeher umgeben gewesen war. Deswegen lag sie in den ersten Tagen noch die längste Zeit mit geschlossenen Augen da, und zwar meistens gerade in der Anwesenheit von Menschen. Sobald man die Tür schloß und sie allein ließ, hob sie zögernd, in

furchtsamer Neugier die Lider und ging mit ihren Blicken überall umher. Alles war bunt, fest, fremd, schimmerte, stand nah und steckte doch durch die Schärfe der Umrisse voll einer drohenden Feindseligkeit. O, und wie verwandelt waren die Menschen, der Hof, der Garten, die Wege, die Hügel, Wald und Himmel! Alle, die vor ihr erschienen, Knecht, Magd und Wirtschafter, wurden von ihr einen Augenblick betrachtet, dann ließ sie die Lider einsinken und verglich die sichtbare Gestalt mit ihrer augenlosen Vorstellung von früher. Und fast niemand kam vor sie, den sie nicht immer wieder staunend geprüft, zweifelnd verglichen oder gar, in ihre alte Art verfallend, mißtrauisch betastet hätte. Bei dem alten Zenker erstaunte sie über das verrunzelte Gesicht und die gebeugte Gestalt, weil der Greis im Scheine ihres augenlosen Sehens aufrecht, mit einem sanften Kindergesicht gelebt hatte. Vor Gottlieb Meixners grotesker Vierschrötigkeit brach sie in Gelächter aus, ihre Mutter maß sie mit einem stillen Lächeln, dem man die leise Enttäuschung anmerkte, und als des Heiligenbauers blasses, erschüttert durchfurchtes Gesicht mit den zurückgeflossenen übergroßen Schwarzaugen vor ihr erschien, erschrak sie geradezu, schrie schmerzvoll auf: „Das ist mein Vater?“, vergrub ihren Kopf ins Bett, schluchzte auf und warf sich dann dem Sintlinger an die Brust. Sie umschlang seinen Hals und rief unter Tränen fortwährend leise: „Mein Vater . . . mein lieber Vater . . .“ Niemand konnte genau entscheiden, ob an der Erregung Helenens beim ersten Anblick des Sintlingers Enttäuschung oder Freude, glückhafte Überraschung oder Schreck den Hauptanteil habe. Und

der Heiligenbauer selbst wurde von den widerstreitendsten Gefühlen überstürmt, als er das erstemal sein sehend gewordenes Lenlein in den Armen hielt. Das Zusammenschlagen seiner Hände konnte ebensowohl Entsetzen als Staunen, sein Erbleichen und Einsinken der Augen höchstes Glück und Gram bedeuten.

Als er von Helene endlich freigegeben war, stand er ihr gegenüber, schaute sie groß an und sagte ungläubig mit einer schmerzhaften Bewegung in Gesicht und Stimme: „So, so! Also mein Lenlein, du bist nun wirklich auch ein Mensch geworden wie wir andern. Nun, wie ist dir denn da, Kind?"

Das Mädchen erschrak einen Augenblick, ließ ihre Lider sinnend herabsinken und antwortete: „Ach, denk' doch, Vater, natürlich bin ich glücklich." Darauf wurde der wehe Zug in der Freude des Heiligenbauers nur noch tiefer. Er antwortete mit einem inneren Wegwenden: „So, so. So, so" und ging kopfschüttelnd hinaus.

Dem Sinterlingerlenlein ging es mit allem, wenn auch nicht so kraß, wie mit ihrem Vater. Ihr Vertrautestes sah sie vertauscht, ihr Nächstes fremd, Bekanntes entrückt. Was schon vor Monaten begonnen hatte, war nun vollzogen: Ihre ganze Welt, die sie sonst gleich einer sanften Mondlandschaft in sich getragen hatte, lag nun als schreiend bunter, unbeherrschbarer Tumult um sie. Ihre Seele, die noch vor Tagen das Klingen der Nachtsterne in der Tiefe der eigenen Brust vernommen hatte, war gleich einem friedfertigen König aus der alten Hauptstadt aufgescheucht worden und lag nun an den äußersten Grenzen ihres Reiches im endlosen Ringen mit hunderttausend Eindringlingen.

Als sie das erstemal vom Hof aus das Hügelgewoge des weiten Landes um sich erblickte, mußte sie sich an Peter Brindeisener festhalten, der ihr die Erde zeigen wollte, wie er glaubte, ihr die Augen erschlossen zu haben. Helene sah da nichts Festes, in seit Jahrtausend erstarrter Bewegung, um sich liegen. Sie erblickte ein lebendiges, schäumendes Tanzen aufgewühlter Wellen gegen den Heiligenhübel heranbranden, daß sie schwindlig wurde und grell auflachte wie ein Kind, das das erstemal Karussell fährt. „Holla!" rief sie dabei in übermütiger Furcht. „Das ist ja ein verrücktes Rundsausen, Peter. Sieh, und alles stürzt in die Sonne hinein. Pardautz! Du, sieh doch, was für ein Feuer das ist."

Dann schloß sie die Augen und, in die Arme ihres Geliebten zurückgelehnt, sammelte sie dies neue, große Bild der schönen Erdunruhe mit der Stille ihres jenseitigen, blicklosen Sehens, während die Glut des Abends über ihr Gesicht blühte. Bis Peter sie auf die geschlossenen Augen küßte, immer feuriger, daß sie endlich die Lider hob und ihn groß und erstaunt ansah, fast so wie das erstemal im Walde draußen, als die Nacht um sie zerriß und sie sich auf der Welt gefunden hatte, einem Geliebten leibhaftig gegenüber, dem sie monatelang im Traume als unbekannten Schatten entgegengepilgert war.

Die Heiligenhofbäuerin aber unterdrückte tapfer das Aufstoßen ihrer einfachen Natur beim Anblick des krausen Schwelgens, in das ihr Lenlein im Glück über die neu geschenkte Welt und ihre Liebe geriet. Ja, sie förderte sogar unauffällig die Zusammenkünfte der beiden. Denn sie hatte Peter Brindeisener nicht nur die feindselige Art

abzubitten, mit der sie das ohnmächtige Lenlein aus seinen Händen empfangen hatte, sondern sie mußte möglichst all das Böse wieder in sich gutmachen, das sie seinem Wesen seit je innerlich angetan hatte. Wenn sie den mächtigen Jüngling mit den unbezähmbaren Augen so zart, fast scheu um ihr zierliches, elfenartiges Lenlein dienen sah, begriff sie nicht, wie sie denselben Menschen ehemals nur mit Wegwenden, ja geradehin feindseligen Empfindungen hatte sehen können, daß er ihr einst sogar bei der Beerdigung der Brindeisener-Amalie als Mörder erschienen war. Jetzt empfand sie freudigen Stolz, wenn sie den Studenten mit schwerer Gelassenheit, in der doch bei jedem Schritt ein federndes Reißen aufzuckte, wie heimliches Knistern unter den Sohlen, wenn sie ihn so in wogender Würde herankommen oder davongehen sah.

Nur die Gebärde seines Lachens flößte ihr noch manchmal Scheu, fast etwas wie Grauen ein. Wenn seine schmalen, blutroten Lippen sich über die weißen Zähne hinaufhoben, sah es aus, als grinse er mit seinem mächtigen, kalkweißen Raubtiergebiß.

Aber hörte sie sein knabenhaft-argloses Plaudern und Schäkern mit Helene auf dem Torbänklein unter den Linden, erschien ihr auch dieser Eindruck nur als ein letzter, hartnäckiger Rückstand ihrer alten Feindseligkeit, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie im Grunde genommen doch ein recht böses Herz habe.

Noch nie, solange der Sintlingerhof stand, hatten die Amseln von den Wipfeln der Linden so tief, so inbrünstig, so leidenschaftlich in den Abend hinausgeflötet als in jenen wenigen Maitagen, da die Kinder der beiden feind-

seligen Höfe auf dem Ruhebänklein neben dem Tore saßen und sich gegenseitig das Wunder ihrer Liebe und ihres Lebens aufschlossen. Die Liebenden trugen die Kostbarkeiten ihres Lebens zusammen, flochten ihre Erinnerungen in einen Kranz und staunten über ihre Liebeswahl, die Peter Brindeisener der ergriffen lauschenden Helene als die Wirkung eines uranfänglichen Weltallbeschlusses erklärte. Er versicherte, ihren ersten Schrei gehört zu haben, mit dem sie auf die Welt gekommen sei, und daß er fast glaube, sie in einem Traum singen gehört zu haben, den er selber noch vor seiner Geburt geträumt habe. Denn wann immer ihm nur der Laut ihrer Stimme zu Gehör gekommen sei, dann habe es ihn, wie er überschwenglich sagte, „jedesmal bis in die vorirdischen Tiefen der Seele ergriffen".

Die akademischen Ferien Peters waren auf diese Weise nur zu schnell zu Ende, und er fuhr in einem Hochgefühl, in einem Lebensjubel in das alte, finstere Münster zurück, wie er es noch nie in seinem Leben erfahren hatte.

Elftes Kapitel

Man erzählt sich, in den wenigen, etwa vierzehn Tagen, die zwischen dem Sehendwerden Helenens und Peter Brindeisenes Abfahrt in die Universitätsstadt vergingen, saßen die wie durch eine Explosion zusammengeschleuderten Geliebten wieder einmal beieinander und staunten in das rätselhafte, bedeutsame Zusammenspielen ihrer vergangenen Lebenswege, von neuem Verwundern ergriffen, wenn sie wieder einen neuen Schimmer entdeckten, mit dem sich gleichsam ihr gemeinsames Fatum selbst die Bahn zu ihrer Vereinigung erleuchtet hatte. In der Laube des Blumengärtleins hinter den Scheuern soll es sich ereignet haben, auch an einem Abend, in der Zeit, da die Schatten aller Dinge noch verfließen. Da saßen die beiden Hand in Hand und sprachen über das süße Lockspiel, das sie als Kinder am Beerdigungstage der Brindeisener-Amalie getrieben, und daß sie einander am Ende nicht bekommen hätten, wäre das Lenlein damals nicht zu erpicht darauf gewesen, sich Peters Gesicht mit den Fingern genau anzusehen, daß sein Kopf sie seitdem nicht mehr verlassen und in der Zeit ihrer richtungslosen Liebe soviel Qual verursacht habe; daß sie aber in den

Wolken ihrer unbewußten Leidenschaft nie gewußt habe, welchem Menschen dieser rätselhafte Kopf gehöre, den sie durch Monate bei jedem Erwachen in den Fingern gefühlt habe, bis der Blitz im Walde ihr den Übeltäter gezeigt habe. Und jetzt glaube sie auch die Geschichten, daß Menschen ohne Kopf umgehen, weil sie ja doch erlebt habe, daß Köpfe ohne Menschen soviel Unheil anrichten können. So zwitscherte das hübelheilige Mädchen ins Blaue hinein und fragte am Schluß neckisch, ob denn nun auch tatsächlich Peter die ganze Zeit über kopflos gelebt habe, da sein Haupt ihr nachgegangen sei.

Darauf soll Peter Brindeisener plötzlich sehr nachdenklich geworden sein, mit dem Kopf genickt und dann mit dunkler Stimme geantwortet haben, das sei immer möglich. — Und nach einigem Sinnen habe er launig hinzugesetzt: Das sei alles eins und nun für immer geschlichtet. Er habe ihr die Augen geöffnet, und sie habe ihm den Kopf wiedergegeben. So sei jedes ganz geworden, wenn seitdem auch keines genau wisse, wo das eine anfange und das andere aufhöre. Über diesem lustigen Liebesgeplänkel soll der Heiligenbauer unbemerkt im Dunkeln in die Laube getreten sein und sich neben Peter lautlos auf der Bank niedergelassen haben. In den Winkel gepreßt, habe der Sintlinger dem Gespräch der beiden zugehört, die bald nach diesem spaßigen Aufschäumen wieder in dem Aufsuchen von Fügungen in ihrer Vergangenheit fortfuhren. Peter habe nun behauptet, das Schicksal habe sich selbst ihrer Väter bedient, daß sie halb in Feindschaft, halb in Rangstreit, ohne es zu wissen, ihnen sogar die Straße gebaut hätten, auf der

die Liebe sie dann zusammenführte. Sei das nicht der Gipfel? Das sei doch noch nie dagewesen!

Bei diesen Worten habe der Heiligenbauer unvermutet mit jähem, kalten Griff Peters heiße Hand erfaßt, sein blasses, schmerzvolles Gesicht dicht vor dessen Augen geschoben und dabei mit mühsamer Stimme gefragt: „Glauben Sie das wirklich, Peter?"

Dann sei er, ehe die Erschrockenen sich von ihrem Zusammenfahren erholt hätten, ohne jede Erklärung, leidenschaftlich, mit einer gewissen Empörung davongegangen und habe dann, aber schon außerhalb des Gartens, tief im finstern Felde, plötzlich in gellem Spotte laut hinausgelacht. Die Leute sagen, das habe höllenverzweifelt geklungen und wenn nicht das ganz, so sicher doch dämonisch, fast so als das Gelächter, das der Heiligenbauer einst dem Teufel beim Kegelspiel im Buchengrunde entlockt habe.

Nach der Abreise Peters sei außerdem dem Heiligenbauer, wo immer er ging und stand, eine dreibeinige, rotbraune Maus in zehn bis zwanzig Meter Abstand nachgelaufen, den ganzen Tag nicht von ihm gewichen und habe noch die Nacht über auf der Schwelle seines Schlafzimmers gekauert. Damit, meinten die Frommen, sei bewiesen, daß der Schwarze die Kreise immer enger und enger um den Kirchen- und Gottesfeind gezogen und ihn keine Minute aus dem unsichtbaren Garn gelassen habe. Gleichwohl sei auch in dieser schwersten Zeit der Sintlinger nicht von seiner angeborenen Unerschrockenheit verlassen worden, habe wochenlang ganze Nächte hindurch mit dem Satan gerungen, dutzendmal den Kontrakt

mit ihm zerrissen und die Fetzen in den Sturm hinausgestreut. Aber an jedem Morgen habe das Papier, auf dem der Sintlinger dem Teufel seine Seele verschrieben, unversehrt im Schreibpult auf der alten Stelle gelegen. Bis der gequälte Heiligenbauer angefangen habe, die dreibeinige Teufelsmaus inständig zu bitten, doch von ihm abzulassen. Aber auch das habe den Armen nicht mehr retten können, dies oft stundenlange Stehen und Lautgegen-die-Erde-Reden im menschenleeren Felde draußen. Die Ereignisse im Schicksal des Heiligenhofes begannen in die Strudel ihres letzten Sturzes gezogen zu werden. Die handelnden Personen wurden von ihrem feurigsten Mittelpunkte her, jede von einem anderen Flammenlodern, vorwärtsgetrieben, so reißend, daß die verblüffte Bevölkerung der Umgegend, freilich mit Ausschluß der Querhovener, sich keinen anderen Rat wußte, als durch Häufung aberwitziger, spukhafter Züge das Leben dieser Menschen ins Dämonische zu verwirren, weil es anders nicht für sie verständlich war.

Trotzdem wucherten auch diese Schemen abergläubischen Dunstes in der Nähe der tatsächlichen Nöte, gegen die der Heiligenbauer damals rang. Wirklich hörte Johanna Nacht um Nacht das Sinnschreiten ihres Mannes über sich in der Schreibstube endlos hin- und widerklingen, bald erregt, fast jächend, und dann wieder mitten im Zimmer für lange abbrechend, als bleibe er wie angenagelt oder erstarrt an einer Stelle stehen. Und wenn sie sich auf bloßen Füßen unhörbar über die Stiege hinaufschlich und durch das Schlüsselloch guckte, so sah sie noch Licht und glaubte, ihren Mann unbeweglich am Schreibpult stehen zu

sehen. Einigemal auch war es ihr, als reiße er leidenschaftlich das Fenster auf und werfe es gleich darauf wieder schmetternd zu, daß die Scheiben klirrten. Aber dann war es immer gegen Morgen, schon im Grau der Frühe, und aus halbem Schlaf geschreckt, meinte sie, daß es doch vielleicht der Morgenwind gewesen sei, der an Tür und Fenster rüttelte. Doch beruhigte sie sich dabei nicht, sondern suchte nach jeder dieser bewegten Nächte das Zimmer ihres Andreas bis in den kleinsten Winkel durch, um einen Anhalt dafür zu finden, was ihren Mann nicht schlafen lasse, wenn sie auch ahnte, daß es in irgendeiner Beziehung zu dem Sehendwerden Helenens stand.

Endlich öffnete sie einst auf gut Glück das Ofentürchen in des Sintlingers Stube und fand die ganze Feuerstelle mit kleinen Fetzchen zerissenen Papiers gefüllt. Alle Schnitzel waren von des Sintlingers Hand dicht beschrieben. sie vermochte wenig zu entziffern, und das Gelesene konnte sie ganz und gar nicht verstehen. Der Name Gott kam oft vor, an anderen Stellen las sie von ewiger Allmacht und Güte, vom Sinn der Welt, von Lebensnarrheit, vom inneren Wust des Menschengeistes und des Daseins, vom Straßenbau; auch vom Brindeisenerhofe, von Helene, Peter, von ihr, den Querhovenern, dem Pfarrer und dem alten Klim, ihrem Vater, war geschrieben. Aus allem ersah sie aber doch zuletzt, daß ihr Andreas mit Gott aufs neue haderte und kämpfte und mit ihm und seinem ganzen eigenen Leben zerfallen sei. Erschrocken stopfte sie den Berg seines kleingerissenen Papiers wieder in den Ofen, zündete alles an, bis es zu Asche verbrannt war, und ließ das Türchen offen stehen, damit ihr Mann daraus ersehe, daß sie

um sein ruheloses Nachtkämpfen wisse. Einige Tage half auch dies unsichtbare Dazwischentreten Johannas. Aber nur sehr kurze Zeit. Dann wurde der Heiligenbauer wieder von derselben Qual befallen. Oft, wie auf einen jähen Stich durch sein Inneres hin, legte er während des Essens Messer und Gabel auf den Teller und sah mit einem solch verzehrenden Interesse auf Helene, als sei sie eine völlig Fremde, die von fern einem geliebten Menschen glich, den er sich nicht mehr vorstellen konnte. Dann geschah es wohl, daß er unter dem lauten Ausruf: „Nein, es ist nicht möglich!" aufstand und hinausging oder daß er emporsprang, sein Mädchen umschlang und leidenschaftlich auf Mund und Augen küßte, wobei er leise in einer Art beschwörender Inbrunst flüsterte: „Liebes, liebstes Lenlein! Mein Lenlein! Mein Lenlein! Mein!" so als glaube er an die Möglichkeit, durch sein Feuer sie wieder in die alte Art zurückschmelzen zu können. Helene aber wurde durch dies merkwürdige Betragen ihres Vaters bedrückt, verscheucht und schließlich ängstlich, vermied es, mit ihm allein zu sein, oder lief davon, wenn sie ihn im Felde auf sich zukommen sah. Da fing denn der Sintlinger sein endloses Nachtwandern in der Stube wieder an, daß es die Heiligenhofbäuerin nicht mehr aushielt, denn es schmerzte sie so, als trete er mit schweren, eisenbeschlagenen Stiefeln auf ihrer wunden Brust herum. Deswegen, als sie ihn wieder einmal hinter Helene her aufs Feld schleichen sah, verließ sie wie von ungefähr den Hof auf der entgegengesetzten Seite und überraschte ihn, wie er auf dem Raine des gottverlassenen hintersten Feldes stand und — fast sah es so aus — mit einem Maulwurfhaufen erregt stritt. Dort trat sie auf ihn

zu und verwies ihm mit liebevoller, aber ernster Art dies Treiben und Sinnen, durch das er sich gegen Gott, gegen seine nächsten Menschen und am meisten gegen sich selber versündige. Und wenn er sich nicht beherrsche, sondern fortfahre, das Sehendgewordensein des Lenleins dem armen Kinde als ein Unglück und dem Herrgott als einen Irrsinn vorzuwerfen, so könne es wirklich noch so weit kommen, wie die Leute jetzt schon von ihm behaupten, daß ihn seine alte Seele verlasse und er für immer in einen Wahntümpel gerate, aus dem es keine Rettung mehr gäbe. Und als sie das geredet hatte, war es mit ihrer Forschheit vorbei, sie umarmte und küßte ihn weinend, daß dem Bauern ihre heißen Tränen am Halse hinabliefen. Dabei flüsterte sie: „Mein Mann! Mein liebster, liebster Andreas!"

Aber was nun folgte, Worte aus der tiefsten Not seines Herzens und eines von allen Seiten angefallenen Geistes, gingen an der einfachen Seele vorüber wie das Brausen eines erdfernen Sturmes, und je bitterer und schneidender der Heiligenbauer die Qual seiner Zerstörung zerfaserte, bald die ganze Welt, bald sich unterwühlte, je mehr Johanna seine Leidenschaftlichkeit sich dem Gemütstoben seiner längst überwundenen Trunk- und Tollzeit nähern sah, desto mehr schwand ihre innere Angst vor dem heillosen Zerbrechen des geliebten Mannes, und sie gewann die Sicherheit, daß es im Grunde nichts bei ihm sei als das Glück über die herrliche Wandlung im Geschick Helenens, das er sich vor der Hand nicht zugeben könne, weil er früher immer behauptet hatte, sein Kind sei gar nicht blind und brauche darum auch nicht sehend zu werden.

Als der Sintlinger darum ans Ende seiner langen Dar-

legung kam, war sie fast alle Sorge los, und ruhig hörte sie seine letzten Worte an, die lauteten: „So ist's, Johanna. Du mußt mich verstehen. Solange das Lenlein blind war, sah ich, und zwar tiefer als tausend Menschen. Nun mein Kind das äußere Gesicht erlangt hat, bin ich im Geiste erblindet und verstehe mein früheres Verstehen nicht. Also, entweder war die Tatsache von Lenleins göttlichem Seelenauge eine Täuschung, dann war auch alle Weisheit eine Täuschung, die mein Sinnen in jener Gegend der Welt entdeckt hat. Alles Glück der Heiligenhofzeit war ein Wahn. Dein Vater, der Pfarrer und Meixner sind umsonst an mir gestorben, und alle Querhovener sind Kinder, die einem Irren nachgelaufen sind. Oder ich bin in die tiefste Nacht des Daseins geraten. O Gott, und mein liebes Lenlein ist mit ihrem Sehen der Blindheit der andern verfallen. Aber wie sollen wir aus einer Nacht finden, in der das Licht eine Dunkelheit ist?!! Weib, liebes Weib!" Er schlug mit beiden Armen abwehrend um sich, schüttelte verzweifelt den Kopf und ließ die Heiligenhofbäuerin stehen. Mit langen Schritten eilte er quer über das mit magerem Weißklee bestandene Feld, bog die kleinen Fichten des Waldrandes auseinander und verschwand im Grünen, ohne noch einmal zurückgesehen zu haben. Johanna schaute ihm mit schmerzvollem Mitleid nach und sagte hinter ihm her zu sich: „Ja, Lieber, schlimm hast Du's schon. Das glaube ich gern. Aber, es wird sich alles geben, und dann ist's besser, als wäre alles nicht gewesen. Denn nach dem tollsten Wetter scheint die Sonne am hellsten."

Seufzend und immer wieder zurückschauend ging sie wieder auf den Hof.

Aber der Sintlinger, der so weit aus der Welt der Menschen hinausgewandert war, hatte sich wieder so tief in die Erdenwirrnis des Denkens verwickelt, daß er mit der einfachen Tapferkeit sich nicht mehr losreißen konnte, von der seine Frau gesonnen hatte. Es kam sogar so weit mit dem Heiligenbauer, daß er wieder anfing, in die Schenken zu gehen. Freilich verlor er nichts von seiner Würde. In der grausen Zerrüttung eines flüchtigen Königs trat er in die Gaststuben auf eine Weise, daß Wirt und Gäste erschraken, und bestellte einen großen Schnaps. Dann saß er versunken davor, die abgezehrten Hände lang auf den Oberschenkeln liegend, und rührte das Getränk nicht an. Niemand wagte, ihn anzureden, und er selbst brachte kein Wort über die Lippen. Und wenn dann alles auf Zehen aus der Nähe des unheimlichen Mannes geschlichen und die Stube leer war, weil es selbst den Wirt nicht bei ihm litt, bemerkten jene, die durchs Fenster heimlich seinem Betragen zusahen, daß er immer wieder an dem Schnaps roch und dann mit großen, hungrigen Augen in dem Raume umherfunkelte, als hoffe er, es könne ihm gelingen, an dem Dufte seiner alten Rauschzeit sich mitten in den Tanz jener bunten Tolljahre zu stehlen. Er trank mit der Nase, wie das Volk sagte.

Aber, was er ersehnte, gelang ihm wohl nie. Nachdem er kürzere oder längere Zeit gesessen, legte er ein Markstück auf den Tisch und ging schweigend, fern, in sich verschollen, davon. Und einmal folgte ihm der Hemsterhuser Bäcker Hoffmann, der Heulbeter, eigentlich doch sein Widersacher, von fern, nachdem er durchs Fenster sein unbegreifliches Gebaren beobachtet hatte. Und wie er so eine Weile hinter

dem einsamen Sintlinger dreingeht und genau auf alles an ihm achtet, um dann zu Hause recht schmälen zu können, geschieht es, daß der böswillige Mensch wider seinen Willen von einer Rührung, einer Bangigkeit überfallen wird, als geh' da vor ihm kein Teufelsverschworener, sondern ein ehrwürdigster, wirklich ein heiliger Mensch. Diese Woge von mitleidsvoller Ehrfurcht wuchs so schnell in ihm, daß er hinter dem Sintlinger herschrie: „Heiligenbauer! Sie, Heiligenbauer!", zu laufen anfing und bald mit abgetriebenem Atem neben dem Mann stand. Aber als er dem Sintlinger in die unergründlich traurigen Augen sah, kam ihm aller Trost abhanden, von dem er hatte reden wollen, und er brachte nichts als ein verlegenes Stammeln heraus.

Der Sintlinger aber berührte leicht mit der Hand seine Achsel und sagte ruhig, mit liebevollem Vorwurf in der Stimme:

„Habe ich dich auch einen Esel genannt, Bäcker, einen Narren oder Schurken?"

Der Betroffene war so bestürzt, daß er nur mit dem Kopfe schütteln konnte. „Nun also", sprach der Sintlinger hart weiter, „laß mich meiner Wege gehen und beschimpfe auch *mich* nicht mehr."

Der alte Anton Brindeisener fügte sich merkwürdig leicht in das neue Verhältnis, in das die feindlichen Fremdhöfe durch die wunderwürdige Liebe der beiden jungen Menschen gekommen waren. Sein Peter war ihm auf einmal nicht mehr der mißratene Sohn, der Todestraum in seinem Herzen, sondern ein höllisch gescheiter, gelitterter Kerl, der im Handumdrehen fertig bekommen hatte, was den berühmtesten Doktoren nicht gelungen war, nämlich das Sint-

lingerlenlein sehend zu machen und dem verrückten Pack da drüben zu zeigen, daß ein Brindeisener eben doch mehr Grips habe als so ein Flausengacker von Sintlinger.

Außerdem, er kannte doch die Brindeisener-Art gründlich, jetzt war sein Peter im Zuge. Kein Jahr, und er hatte das Büchermeckern in den Stuben satt, schmiß den ganzen Kram über den Haufen, wurde Bauer und heiratete die Blinde, wie er das sehend gewordene Lenlein immer noch bei sich nannte. So wurde der Besitz der beiden Familien in einer Hand vereinigt. Der Name der Brindeisener fuhr aus allem Bauernwesen in den Glanz wirklicher, gutsherrlicher Macht, und die Sintlinger waren für immer geschwunden, verschluckt, gefressen.

Sooft der alte Brindeisener den Sintlinger auf dem anderen Hübel drüben erblickte, rief er in fröhlicher Herzlichkeit: „Guten Tag, Nachbar! Ein schöner Tag, was?"

Zwölftes Kapitel

Nachdem Johanna von dem neuen Wirbelwind, der ihren Andreas gepackt hatte, ein Stücklein mitgeführt worden war, faßte sie sich, früherer Schäden eingedenk, mit festem Griff und lenkte ganz in die Freude über das Glück ihres Mädchens zurück. Und das tat sie mit dem unzerbrechlichen Vorsatz, sich durch nichts und niemand mehr, Gott ausgenommen, davon abbringen zu lassen. Nicht mit Tasten und halben Gelenken kam Johanna von den Wochen zurück, da sie in Kummer dem Sorgenbohren ihres Mannes gefolgt war, nein, gleichsam mit einem Ruck sprang sie neben ihr neugeborenes Kind und erstaunte, welche Veränderungen indes mit Helene vor sich gegangen waren. Aus dem mondscheinzarten Elblein war, wenn auch noch keine handfeste Dirn, so doch ein Strünklein geworden, das im besten Saften stand. Sonst schwebte sie beim Gehen, als treibe es Laub über den Boden, jetzt federte sie mit stählern entschiedenen Schritten davon. Früher sogen die Hände das, was sie wünschten, sanft und zauberhaft in sich hinein, nun packten die Finger keck und unverweigerlich zu. Sonst erschütterte ihr leises Organ bis in die tiefste Seele, nun schallte nur die Luft von ihrer fröhlichen Stimme und einem Lachen, das kaum abriß. Ihre

Augen erholten sich aus dem erfrorenen Weißblau der blicklosen Zeit zu lodernder Tiefe und jähen, fast räuberisch zupackenden Blicken. Ihre Hüften begannen zu wogen. Das zarte Oval ihres Engelgesichtes verschwand unter strotzend gesunden Wangen. Sie ging auf die Arbeit los wie ein Fleißiger, der jahrelang gelähmt gesessen, und auf die Lust und Freude wie ein Hungriger gegen einen gedeckten Tisch.

Oft sprang sie mitten in der Arbeit auf, warf jubelnd die Arbeit gen Himmel und rief: „Kinder, Kinder! Ihr wißt ja gar nicht, wie schön die Welt ist."

Sie brauchte kaum etwas zu lernen. Während sie in der jenseitigen Welt ihrer blinden Augen verwunschen umhergesessen und durch nutzlos himmlisches Träumen gewandelt war, hatte sie sich alle Fertigkeiten angeeignet, so geheimnisvoll, wie ein Kind die Sprache der Erwachsenen kann, noch ehe es ein Wort zu sprechen imstande ist. Jeder Griff lag fertig in ihren Händen und wartete nur auf den Anruf. Was sie nur einmal mit dem Saum ihres Kleides gestreift hatte, gelang ihr, wie anderen nach jahrelanger Mühe. War sie früher ein wunderwürdiges Kind aus einer anderen Welt gewesen, jetzt machte sie die Werkelei des Tages zu einer Art Zauberspuk nicht bloß durch die rätselhafte Weise des Ursprunges in ihr, sondern viel mehr noch durch die Tatsache, daß ihr Fleiß und ihre Kräfte nicht aufbrauchte, sondern vermehrte, daß sie einer Wunderlampe glich, die das Öl durch das Verzehren erzeugt. Sie ähnelte darin ganz ihrem Vater in seiner jungen Tollzeit, da sich die Arbeitslust immer aus seinem Leibe gestürzt hatte wie ein ausgeruhter Sturm aus dem Gebirge, das ihn entläßt und nichts dadurch verliert. Auch erlebten manche Eigenschaf-

ten des Sintlingers in Helene eine verwandelte Neuauf-
stehung. Das Blau ihrer Augensterne vertiefte sich nicht
nur, es überlief sich mit einem immer sanfteren Bronzeton,
wie mit dem schattenhaften Widerklang aus ihres Vaters
nachtschwarzen Augen. Die Jäheit fuhr aus ihr wie ein
immer abgezogener Schuß, und ihre Sucht, ihr unersätt-
licher Lebenshunger fand in den Aufregungen der Arbeit
keine Stillung, so daß er in alle Art geräuschvoller Lust
überschäumte, unbekümmert um die Gebote vorsichtiger
Schicklichkeit. Am liebsten, wenn Johanna sie nicht mit
Gewalt gehindert hätte, wäre sie zur Musik jedes Leier-
kastens im Arm der Mägde über den Hof gefegt. So
raste sie auf dem oberen Flur hin und her, bis alle ihre
Partnerinnen ausgeblasen auf den Schwellen saßen. Zu
jedem noch so entlegenen Gartenkonzert drängte sie, keine
Feier, keinen festlichen Aufzug wollte sie versäumen. Wie
über Nacht stand sie in tausend Flammen. Wie ein Meer
war sie, das all seine Wellen im Stoß einer einzigen Fon-
täne in die Luft verschleudern will, wie eine Erde, die
nichts kennt als den Rausch eines einzigen Frühlings.
Und wurde ihr auch nur e i n Lustplan entwunden, so ver-
fiel sie in eine Klage, als habe sie eine unwiederbringliche
Lebenskostbarkeit verloren. Dann setzte sie sich hin und
schrieb mit ihrer in Tagen erlernten, ungeübten Schrift und
einer Orthographie, die einzig den Geboten der Herzlichkeit
gehorchte, an Peter Brindeisener bewegliche Trauerergüsse
darüber, „taß sü tas Löben inn schaten förrprinken misse
als Sei sü noch plinnt", und beschwor ihn, doch ja über
acht Tage zu ihr auf den Sintlingerhübel zu kommen
„und nücht mer vorrt zu geen ün alle Dewikeit". Einer

dieser Briefe schloß: „Tönn tu bist meine Himmellfart, tu bist das öwige Welderrwahchen teiner Helene."

Selten wurde die Heiligenhofbäuerin von dem Schatten einer Furcht gestreift, sah sie Helene wie mit keuchender Brust auf das Leben losgehen. Meistens riß sie der grenzenlose Wirbel des erwachten Mädchens mit zu lauter Lust und Fröhlichkeit, oder ihr wurden gar die Augen vor Rührung naß bei dem Gedanken, wie sehr das liebe Kind in der langen Augennacht gepeinigt worden sein mußte, wenn sie jetzt einen solch besessenen Hunger ausstehen müsse. Der Heiligenbauer aber umschlang die Erhitzte angstvoll oder stand mit blassem, zuckendem Gesicht beiseite oder wich ihr geradezu aus, als sei dies dralle, laute Bauerndirnchen nicht sein jenseitsbelichtetes, erdenentrücktes Mädchen, sondern ihr platter, leerer Spuk. Doch kam er heim und fand sein Kind nicht gleich, so überkam ihn geradezu Schrecken. Er lief um den Hof, auf allen Rainen ins Feld hinaus und rief mit bebender, angstvoll ausgehender Stimme nach ihr.

Allein, in diesem Feuerkochen des erwachten Welthungers verlor das Sintlingerlenlein niemals ganz die Verbindung mit dem schattenlosen Licht ihrer verklärten Heiligenzeit. Wenn sie sich an der neuen Süße der Erde atemlos selig geschwärmt hatte, geschah es immer, daß sie die Lider über die Augen fallen ließ, als müsse sie in die Mutterstube ihres alten, jenseitigen Traumschauens auf Augenblicke zurücksinken, nur weil in der lautlosen Seelenhelle das zu verstehen sei, was in der Sonnenglut sie entzückte. Von dort aus sah sie dann mit ihrem in der Tiefe noch unirdischen Gesicht wie durch bunte Scheiben auf dies Leben.

Während so das Sintlingerlenlein sich immer tiefer in ihr neues Dasein verstrickte, daß alle Wege, die sie sah, nur den Sinn hatten, festlich darauf zu wandern, alle Häuser nur Fenster besaßen, um bunte Tücher daraus schwenken zu können, einen Himmel über den Dächern, in ihn hinauf zu jubeln, und die Tage immer zu kurz gerieten, mit allem Scherzen und Lachen ans Ende zu kommen, hing Peter Brindeisener derweil mit seinen tiefsten Träumen in den unwirklichen, verklärten Höhen, aus denen ihm das hübelheilige Mädchen wie ein himmlisches Wesen geschenkt worden war. Alles in sich fühlte er gesundet. Den Fleiß brauchte er nicht mehr mühsam dem Plunder von tausend nichtigen Zerstreuungen abzuringen, die Sammlung stammte nicht mehr von der Reue um vergeudete Zeit und Kraft, sein Stolz schmeckte nicht mehr nach der Eitelkeit des halb Gebrochenen. Die eiserne, kühle Zähigkeit seines jahrhundertalten Geschlechts hatte ihn rein von der Tiefe her ergriffen, so daß er unbeirrt treulich Tag um Tag sein Studium bestellte wie seine Ahnen ihren Acker, aber ohne deren Finsterlichkeit, ohne die lautlose Verbissenheit, denn sein Gemüt war genesen, in hellste Sonne gestellt, so als sei es nicht einst von der Brutalität seines Vaters unheilbar zerschlagen worden. Mit seinen reichen Gaben war er der hervorragendste Hörer der Rechtsfakultät. Durch die Kühle angeborenen Scharfsinns, die Fülle seiner Erfahrungen und die Bekanntschaft mit den Listen einer oft gefährdeten Existenz fand er sich in den verwickeltsten Rechtskonflikten zurecht, als sei er nicht der halb verbummelte, angemooste, zweimal fahnenflüchtig gewordene stud. jur. im dritten Semester, sondern ein junger Gelehrter, wenn

seinem Wesen auch das Rechtsfinden näher lag als die Rechtsdarstellung.

Es kam wohl vor, daß Peter Brindeisener von oder zur Vorlesung den eifrigen Schritt wie eine Fremdheit an seinem Körper fühlte und leise aber doch beglückt über sich lächelte. Doch in den folgenden Arbeitsstunden war er ganz Hingabe, ohne den Anreiz eines Zieles notwendig zu haben. Die ernste Tätigkeit und der Sinn der Pflicht reichten schon hin, ihm eine freudevolle, reine Erhebung zu schenken, und einmal überraschte ihn das Verwundern, daß die Männerwelt als Ideal ihrer Erlösung und Verklärung nicht ein weibliches Wesen erfinde, weil doch alles, was ihre Größe ausmache, von den Frauen herstamme. Auf solche Weise kreiste er auch durch Arbeit um das Lenlein, das er sich gern aus frommer Scheu wie in den Himmel entfremdete, und es daher weit von sich wies, dies hauchzarte, duftige Gebilde mit aufdringlichen, herausgeputzten Schönheiten zu vergleichen, die ihm auf der Straße oder in der Gesellschaft begegneten. Wie ein Einsiedler das Bild der Gottesmutter, so trug Peter das Bild seiner heiligen Geliebten verschwiegen in sich und vermied es peinlich, irgendeinen Vertrauten sein Glück auch nur von ferne ahnen zu lassen. Und wenn es sich hin und wieder ereignete, daß die Umsitzenden bemerkten, daß dieser kühle, mächtige Mensch mitten im Kolleg, das Gesicht mit Blut übergossen, mit verzückten Augen, wie verzaubert dasaß, so meinte wohl mancher, daß er der Nachtünche einer zu reichlichen Abendkneipe unterliege. Denn niemand ahnte, daß Brindeisener noch unter richtigen Schülerüberfällen seiner Liebe litt, daß er die Wangen Lenleins

auf den seinen, ihre Lippen auf seinem Munde und ihren Atem als heiße Woge über sich hinstreichen fühlte. Darum war er auch ganz von der Qual befreit, die ihm früher sein Auge immer bereitet hatte, daß er jede Frau, jedes Mädchen nur als Genußmenschen ohne Kleider sah, womöglich in horizontaler Auflösung. Er hatte das sonst „die Unerschrockenheit und Durchschlagskraft seines Blikkes" genannt und sich mancherlei darauf eingebildet. Nun war er in solch stetes Schwelgen hinaufgeschleudert worden, daß er sogar im Rhythmus und Ton des Geläutes jeder Glocke den Namen seiner Geliebten hörte.

Er, der hundertmal Gefallene, benahm sich wie ein Anfänger der Liebe und ließ seine Leidenschaft ein Ideal in sich zurechtkochen, das dem Wesen eines Sechzehnjährigen angemessen gewesen wäre, nicht aber einem Manne entsprach, der sooft durch die Skepsis seines überscharfen Verstandes sein Leben und das Dasein der Menschen überhaupt in Atome zersetzt hatte.

Darum konnte es auch nicht ausbleiben, daß schon nach kurzer Zeit aus einem ziemlich belanglosen Vorfall, wenn auch nicht eine rückläufige Bewegung, so doch eine Erschütterung seines erhobenen Zustandes eintreten mußte.

An einem Sonntage unternahm er einen Ausflug in die Umgebung Münsters, ganz allein, ganz einsam, nur in Gesellschaft seines Traumbildes, das ihn nie verließ. So verlor er sich, die Roxeler Straße hin, am Koesfelder Kreuz vorbei, ins Feld. Beim Zurückkehren wandte er sich oft nach der durchstreiften Gegend um, sich die Orte einzuprägen, an denen er wieder allerlei wundersame Be-

glückungen durch sein verliebtes Herz empfangen hatte. Es ging schon tief auf den Abend zu, die Nebel begannen aus den Feldern der Ferne zu steigen und hingen im Licht der untergehenden Sonne als ein geröteter Flor vor der Gegend, so daß die Hügel des fernen Horizontes in wolkenhaften Rundungen in das stille Feuerglimmen des Äthers hineinzogen. Dort erblickte er nach einigem Verweilen die zierliche Elfengestalt Helenens, wie sie im Unräumlichen nicht einem Ziele zustrebte, sondern nur im Genuß ihres Daseins in seliger Nutzlosigkeit dahingetragen wurde und endlich in der Gegend zerging, in der nach seiner Meinung Hemsterhus liegen mußte.

Diese glückhafte Erschütterung seines Innern war so heftig, daß er noch beim Eintritt in seine Stube wie durch die hohe Luft zu gehen vermeinte und einsah, Licht sei bei dieser Seelenverfassung nicht zu ertragen. Deswegen setzte er sich im finstern Zimmer still an den Tisch, und als ihn der fahle Widerschein der Straßenbeleuchtung im Fenster störte, kehrte er sich sogar ab und wandte das Gesicht der Wand zu. Als er eine Weile so zugebracht hatte, wiederholte sich wohl nicht die Erscheinung über den abendroten Feldern draußen, dafür aber fand er, wie alle Laute um ihn, das Fahren der elektrischen Bahn, das Gehen im Treppenhaus, menschliche Stimmen und Wagengerassel immer schwächer und schwächer klangen, so daß ihn bald eine vollkommene, unwirkliche Stille umgab. Und da er in dies weltabgründige Schweigen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit eindrang, um doch noch einen Laut zu erhaschen, hörte er einen klaren, hellen, hohen Ton hinzittern, hauchleise, wie Mondlicht über

Bäume ſtreicht, und nach Sekunden denſelben Ton in der gleichen Höhe, aber voller, eindringlicher.

Peter Brindeiſener horchte mit hingebendſter Aufmerkſamkeit, die Lippen ein wenig geöffnet, wie um den zauberhaften Laut einzuatmen. Und dann erklang ein zweiter, dritter, vierter, eine lange Reihe von Tönen, die leiſe wie der erſte, aber ſo klar und ruhig vorüberſtrichen, ſo, als habe jeder nur den Sinn ſeiner eigenen Schönheit und Klarheit, nicht den Sinn einer Melodie. Und dennoch war es ein Lied, was ſich ſo ſelber ſang, aber ein unausſprechliches Lied, wie es etwa die Bewegung eines Vogelzuges im blauen Himmel hervorbringt, oder der Schilf am Teich, wenn ſeine Schwingel in der Sonne beben.

Der Lauſchende wurde von den geheimnisvollen Tönen immer tiefer geführt, und mit jedem leiſen Klange drang er einen ſchwindelnden Schritt weiter in eine abgründige Unbegreiflichkeit, von der er ſpürte, daß es nichts anderes als ſein Daſein ſei.

Und die Töne ſelbſt, das war der engelhaft hohe Geſang der Seele des Heiligenhoflenleins. Und allmählich, wie, verſtand Brindeiſener nicht, ſtiegen Bilder aus ſeinem vergangenen Leben auf. Er fuhr in ſeiner Greifswalder Zeit frühmorgens mit lärmenden Kommilitonen von einem ländlichen Feſt nach Hauſe. Einer wollte mit der Hartnäckigkeit des Betrunkenen durchaus den Strand entlang fahren, und auf einmal leuchtete ihnen das Meer entgegen, ſtill, vom Scheine der letzten Sterne glänzend. Dann ging er als Junge durch ein Frühlingsgewitter. Die lauen Tropfen rieſelten an ihm nieder. In einer Eiche des Grenzweges rief ein Kuckuck, und ſein Vater ſchimpfte flu-

chend vom Hübel auf ihn herunter . . . Es waren ganz andere Dinge, die er sah, als hätten sie nicht das geringste gemein mit dem tiefbeseelten Getön, das er indessen immerfort hörte. Und doch war da eine heimliche, unbegreifliche Übereinstimmung, so als nähme er durch die Klänge, die für ihn aus Lenleins Seele stammten, den Sinn seiner ganzen Vergangenheit wahr, der sein Leben tief und auch seinen Himmel weit machte.

Er fühlte sich dabei vom Rücken her von einem wundersamen Licht bestrahlt, nur wagte er es nicht, sich umzudrehen, um seinen Wachtraum nicht zu zerreißen.

Und während Peter Brindeisener so in verwunschener Verzücktheit in der stockschwarzen Stube saß, kam ein guter Freund von ihm die Treppe herauf, fragte bei der Zimmerwirtin nach, ob der Student zu Hause sei, klopfte leise an und trat lautlos ins Zimmer. Er sah die Silhouette des regungslos Dasitzenden gegen das Fenster abgezeichnet, knipste endlich das Licht auf und brach in ein wahres Indianergeheul aus. Brindeisener fuhr verdutzt herum, der Besuch aber, ein strunkiger, lustiger Kerl, schaute sich überall um, ob er nicht etwas Versteckles bemerke, was ihm den Sinn dieses „blöden Dösens" klarmache, und entdeckte auf dem Tisch einen Brief, der in Brindeiseners Abwesenheit angekommen war. Es war das erste Schreiben Helenens. Ehe ihn Peter noch an sich nehmen konnte, hatte ihn der Student ergriffen, sah, daß es eine weibliche Hand sei, und tanzte, die ungelenke Schrift und die schauderhafte Orthographie mit Geschrei entziffernd, unter tollem Hohngelächter vor dem verfolgenden Brindeisener her um den Tisch und spürte nicht die zunehmende Reiz-

barkeit des Verliebten. Mit einem Augenblicke brach über Brindeisener eine unbeherrschbare Wildheit. Er packte ihn, als wolle er ihn erdrosseln, entriß ihm den Brief und warf den sprachlos Erschrockenen aus dem Zimmer, alles kochend, stumm, an allen Gliedern bebend, wie ein großes Raubtier in Wut. Nach diesem Vorfall wechselte Peter Brindeisener die Wohnung und zog sich, wie auf einen gewaltsamen Stoß hin, von dem Verkehr mit der Studentenschaft ganz zurück.

Er mietete im Gewirr der kleinen Gäßchen um den Romburger Hof in einem unscheinbaren Haus ein Zimmer, dessen Fenster auf einen verschollenen Hof hinausgingen. Dort, in der Nähe des kleinen Hotels, in dem Helene als Kind eine Nacht geschlafen hatte, führte er die letzten vier Wochen vor der großen Vakanz ein fast einsiedlerisches Leben, in einen Studienfleiß hineingekeilt, der fast erbitterte Formen annahm, so, als gelte es, durch diese stete, mörderische Hochspannung etwas innerlich gewaltsam über der Erde zu halten.

Im Dämmern aber, zur Zeit des Abendgeläutes, sahen die erstaunten Wirtsleute den hühnenhaften, verschlossenen Studenten aus dem Fenster lehnen und so tief ergriffen dem Ton der Glocken lauschen, als bete er.

In der letzten Woche vor Beginn der großen Ferien hatte Peter Brindeisener noch eine ziemlich umfangreiche Arbeit über das Anerbenrecht abzuliefern. Es juckte ihn manchmal schon so stark aus der Kandare seines Fleißes heraus, daß er fürchtete, jene wilde, jedem Zwang widerstrebende, genialische Ungebärdigkeit seines Geistes beginne wieder von der Tiefe seines Wesens heraufzubrechen, die

ihm schon so viele ehrlichste Versuche zu einem zweckhaftgebändigten Leben zerstört hatte. Und er schnürte die Bänder seines Willens noch fester und gönnte sich nicht die kleinste Bierpause. Er saß tapfer und unentwegt bis zum letzten Punkt, daß es nach seiner Meinung seine gelungenste Arbeit überhaupt geworden sein mußte.

Allein, als er, um einen Gesamtüberblick zu gewinnen, die ganze Arbeit noch einmal durchging, erhielt er geradezu einen Schlag. Schon gegen das Ende hin, am Schluß einer verwickelten, aber haarscharf geführten Konklusion hatte er, und zwar so geschrieben, als bilde es das notwendige Scheitelstück des logischen Bogens: „Überhaupt spürt kein Ertrinkender die Wasser, die ihn bedecken, und so fühlst du nicht mehr den Tod, den du stirbst. Nur durch Mitleid, Barmherzigkeit, Furcht, Angst und Schrecken beim Tod anderer bist du nutzlos und in Qual schon tausendmal während deines Lebens gestorben. Ihr Toren! Was fürchtet ihr euch vor dem Tode? Jedes Ausatmen ist ein Sterben." Weiterhin stimmte alles wieder.

Entsetzt legte Brindeisener den Bogen weg. Wie, griff das Zerreißen seiner Geschlossenheit schon wieder herein? Umsonst unterzog er sich einer schärfsten Inquisition, um die Flugkombination zu entdecken, von der diese Worte sich eingeschmuggelt hatten, die, an sich nicht dumm, inmitten einer Rechtsarbeit aber heller Wahnsinn, eine Störung, nein, einen richtigen geistigen Klaps bedeuteten. Brindeisener steigerte sich, den beschämendsten, niederschmetterndsten Ausdruck dafür zu finden, sprang auf und lief wie besessen einige Stunden ziellos in der Stadt umher, bis er sich soweit beruhigt hatte, den Vorfall für ein

„Intermittieren der logischen Funktion" infolge von Überarbeitung zu halten. Irgend etwas Geheimes gab sich zwar damit nicht zufrieden, aber Brindeisener beschloß, den Fall so anzusehen, schrieb den Passus mit Auslassung der Entgleisung neu, und als alles beendet war, fiel ihm ein, daß er diese Frage wie ein förmliches Gerichtsverfahren gegen sich zum Austrag gebracht habe, und er geriet darüber in fast ausgelassene Fröhlichkeit.

In gehobener Stimmung ging ihm das Semester herum, und fröhlich fuhr er der Heimat zu, sich im stillen der Überraschung freuend, die Helenen sein unvermutetes Auftauchen bereiten mußte, denn er hatte den Tag seiner Ankunft im ungewissen gelassen. Er wollte im tiefen Abend vor das Hoftor treten und das Ständchen von Strachwitz in der Mendelssohnschen Komposition durch das Dunkel über den Grenzweg hinüber, in die Lindenkronen an ihr Fenster singen, jenes romantisch leidenschaftliche Lied, das mit den Worten beginnt: „Wie gerne dir zu Füßen säng ich mein tiefstes Lied."

Er summte die Melodie auf der ganzen Fahrt und wurde dadurch nur um so hungriger auf lautes, berauschendes Singen, so daß er während des Umsteigens in Haltern beim Anblick eines hübschen, jungen Mädchens sich nicht mehr beherrschen konnte, sondern laut losjubelte: „Im Ta—a—kte wo—o—gt dein schönes Ha—upt, dein Herz hört leise zu." Den Leuten riß es die Köpfe nach dem mächtigen Menschen hin, der, über alle hinschmetternd, sang, daß die hölzerne Halle schwirrte, und dabei in tanzenden Schritten ausgriff. Einige hielten ihn für etwas „meschugge", andere für schoppentoll, die meisten freuten

sich des hünenhaften, blonden Schwärmers. In Bocholt beim Aussteigen kam seine glückvolle Erhobenheit freilich in Gefahr, wie eine Schaumgeburt umgeworfen zu werden. Denn da traf er seinen Bruder Jakob mit dem Fuhrwerk, der gekommen war, ihn und seine Sachen abzuholen. Der Vierzigjährige hockte wie ein zermergelter alter Mann auf dem Bock des Halbgedeckten und kehrte ihm sein verdumpftes, rotüberstoppeltes Gesicht zu, als er mit dem Koffer an den Wagen trat. Aus dem gebrummelten Willkommensgruß und dem verlegenen Lächeln erkannte Peter, daß er schon wieder etwas angetrunken war. Gott, und wie sahen Wagen, Pferd und Geschirr aus! Das Geviert verdreckt, aus dem zerrissenen Sitz quoll da und dort das Seegras der Polsterung, das Rößlein mager und ungestriegelt wie ein langhaariger Hofhund, statt der Zugblätter Stricke, das Geschirr da und dort zusammengeknüpft. Der Student dankte dem Himmel, daß es schon dunkelte, denn so, wie die Fahrt langsam ging, konnten sie bei Nacht unerkannt durch Hemsterhus kommen. Auf einen lauten Zuruf fuhr Jakob aus dem Dösen hervor, schrie das Pferd an, hieb ihm die Peitsche den Rücken entlang, und dann zuckelte und klirrte die Klunkerfuhre davon, dem Walde zu, der vermummt und schwarz hinter den ebenen Feldern stand.

Peter lehnte sich mit geschlossenen Augen auf den Sitz zurück, als könne er damit den düsteren Bildern von dem Niedergang seiner Familie entfliehen, und nahm alle Gewalt zusammen, diesen aussichtslosen bitteren Gefühlen nicht zu erliegen. „Indes das goldene Abendrot durchs Bogenfenster sieht", summte er aus dem Liede, das ihn

eben so begeistert hatte, vor sich hin. Aber die berauschenden Worte hatten keine Kraft mehr, und wenn er die Augen öffnete, sah er die Kiefern des Waldes rechts und links wie ein endloses Trauergeleit im Nebel vorüberrucken.

So ging es drei Viertelstunden lang. Der Wald mußte bald zu Ende sein. Da hielt Jakob an, kletterte umständlich und unsicher vom Wagen, tappte umher und schlug nach zweckloſem Suchen am Vorderrade des Wagens das Wasser ab. Dann lachte er lustig auf, trat an seinen Bruder, rüttelte ihn am Arme und fing an, über sein Elend, das Leben auf dem Hofe, vor allem über den alten Brindeisener, den Vater, zu klagen. Er redete knurrend, verbissen und mit höhnischem Spott, brach ab, ging um das Pferd herum, an seinen Platz, als wolle er aufsteigen und davonfahren, kehrte aber jedesmal zurück und fing von neuem an. Peter sah, er war in einer Verfassung, daß ihn jedes schroffe Wort wild machen mußte. Deshalb lachte er auch gezwungen zwischen die Brocken seiner endloſen Litanei, um ihn bei guter Stimmung zu erhalten, und erinnerte ihn daneben launig, doch schonend, hin und wieder, an die Weiterfahrt zu denken. Doch erreichte er dadurch nur das eine, daß Jakob erst recht aufgekratzt wurde und nun gar anfing, über den Sintlingerhof, den Heiligenbauer und das Lenlein kunterbunt und kraus durcheinander zu schwatzen: daß Peter ein Glück gemacht habe, ihr die Augen zu öffnen, denn Geld habe es auf dem Sintlingerhofe wie Mist, und die Blinde, seit sie sehe, sei gar nicht mehr wiederzuerkennen, lustig, dick, gesund, lache zum Bekugeln, tanze zu jedem Leierkasten, kurz, ein Mädel, der es niemand mehr glaubt, daß sie

einst eine Heilige gewesen sei und die Leute behext habe. Freilich, den Sintlinger reite der pure, stille Wahnsinn. Aber sie, die Bäuerin, sei eine Prachtfrau, wie sie im Buche stehe.

„Und jetzt, mein lieber Peter", sagte er endlich, „denk' ich, machen wir Schluß. Nich? Jetzte, weißte was? Jetzte fahren wir geradezu in die Hemsterschenke. Da wirst du mir een ordentlichen schmeißen, zum Danke dafür, daß ich dir den Star so gestochen habe. Denn wir müssen doch Wiedersehen feiern. Ja. Pst! Und da sollst du sehen, wer noch da ist. Du, ich sage dir. Verflucht! Die Schenkin ist doch gestorben. Da ist das Meixner-Mathinklein da und führt die Wirtschaft . . . führt die Wirtschaft . . ." Er brach in ein solches Spottgelächter aus, daß er nicht mehr weitersprechen konnte.

„Gut", sagte Peter trocken, „einverstanden. Also los! Aber das letzte Stück fahr ich. Du setzt dich hinten hin und spielst den Herrn."

Lachend und beglückt seinen Bruder auf die Achsel schlagend, willigte Jakob ein, und während der Platzwechsel vollzogen wurde, schwatzte er fortwährend weiter, was für einen Busen die Mathinka habe, wie sie auftrete, daß die Männer rein verrückt auf sie seien, die Schenke wegen ihr nimmer leer werde, nicht etwa von Bauern, sondern von feinen Stadtleuten, sogar der Landrat . . .

Da fuhr Peter mit einem leidenschaftlichen Ruck ab. Dem Jakob riß es das Wort aus dem Munde. Er lehnte sich zurück und war nach einigen Minuten eingeschlafen.

Als er aufwachte, kutschierte Peter gerade den Hügel zum Brindeisenerhofe hinauf.

Jakob brüllte: „Halt!“ und weil das nichts half, sprang er aus dem Wagen und lief nach Hemsterhus zurück. Peter aber wurde von seinem Vater bis tief in die Nacht festgehalten. Im Schein der schirmlosen Lampe mit dem funzenroten Licht saß er dem Uralten gegenüber, der sich in den Kopf gesetzt hatte, seinem Sohne alles zu eröffnen, was ihn seit langem drückte und was er vor Wochen gesonnen hatte. Und so redete er, ohne Peter einmal anzusehen, monoton, verdrossen, wie es eben seine Art war, das Haupt gegen die Tischplatte geneigt, als brummle er sich mutterseelenallein vor dem Einnicken allen Unmut seines freudlosen Daseins vor. Und als er so wie im Halbschlummer hoher Greisenhaftigkeit ein langes und breites geredet hatte, richtete er sich ächzend auf, strich die Lampe über den Tisch von sich weg und schnob unter Pein, daß Peter glaubte, sein Vater erliege einem Zufall. Aber da er aufblickte, sah er in ein von Verzweiflung entstelltes Gesicht, fahl, und die halberloschenen Augen glimmten vor Entsetzen. Darum packte er seinen Arm und rüttelte ihn angstvoll.

Der Alte schob ihn mit der Hand von sich und lächelte höhnisch. „Du mußt wissen, Peter“, sprach er dann leise und sah sich vorsichtig in der Stube um, „mußt wissen. Ja. Hm. Wie lange dauert denn noch dein Gestudiere, bist du fertig bist und kein Geld mehr brauchst?“

„Zwei Jahre denk' ich, das heißt . . .“ antwortete Peter. „Zwei Jahre. Hm. Ja. Hhha! Es macht nämlich alle mit uns, verstehst du. Es frißt uns. Randikal. Es ist alle. Ich kann nich mehr.“

Das stieß er gequält heraus, polterte sich erschreckt auf

und trat in die Stube, vom Tisch weg, ins Dunkel. Dort blies er noch einigemal den Atem geräuschvoll gegen die Dielen, wie von einer übergroßen Anstrengung sich ausschnaufend. Dann sagte er leise, ohne seinen Sohn anzusehen: „Da wär' halt das die einzige Rettung, daß du — e — e — die Bücher beiseite stellst, ein halbes Jahr auf Großbauer studierst, die Sintlingersche heiratst und beide Güter zusammenschmeißt. Da wär' uns allen geholfen." Dann schielte er hinüber, was es auf Peter für einen Eindruck mache. Der hatte den Kopf in die Hand gestützt, stierte auf die Tischplatte und konnte sich nicht rühren.

Der alte Brindeisener wartete noch eine Weile. Als aber Peter noch immer nicht antwortete, deutete er das als stumme Widersetzlichkeit, schlug sich mit der Rechten auf den Oberschenkel und sagte dann, spöttisch lächelnd: „Haha! Das is so meine Meinung. Mach' jetzt, was du willst." Darauf verließ er das Zimmer und tappte sich in die Schlafstube.

Nach langem schrak Peter auf, als erwache er aus wüstem Schlaf, sah sich verstört um, ob noch jemand im Zimmer sei, löschte die Lampe aus und ging langsam und leise vor den Hof auf die Stelle, von wo er hatte das Lied zu Helene hinübersingen wollen.

Der Sintlingerhof lag lautlos und friedlich im Dunkel der nahen Mitternacht. Der Himmel war dunstig. Nur ein einziger Stern schimmerte manchmal durch. Wie es Petern schien, gerade über den großen Linden vor Helenens Fenstern. Da übermannte ihn eine solch schmerzhafte Liebesgewalt, daß er glaubte, nun doch laut hinaus-

singen zu können. Aber es gelang ihm nur, zaghaft zu flüstern: „Wie gerne dir zu Füßen säng ich mein tiefstes Lied.“ Der Gesang selbst lag in seiner Brust wie ein toter Knäuel.

Er ging in sein Zimmer hinauf, legte sich zu Bett und sah starr über sich in die Nacht. Da fühlte er, daß ihm die Tränen lautlos die Wangen herabliefen. Er biß die Zähne aufeinander, um sich dagegen fest zu machen. In diesem Abwehren der Schwäche schob sich wider Willen der Gedanke in sein Bewußtsein, daß, wenn das Meixner-Kathinklein so wiedergekommen sei, wie sein Bruder gesagt hatte, das Mädchen in Breslau dazumal doch vielleicht keine andere als sie selbst gewesen sei. Er wehrte sich gegen diesen absurden Einfall. Allein, er kehrte noch einigemal in veränderten Bildern wieder. Während all dieses weinte es still und unaufhaltsam aus ihm weiter.

Dreizehntes Kapitel

Wenn die Menschen die geheimnisvolle Art kennten, durch die ihr Leben von innen her den Gesetzen des Weltalles gehorchen muß, genau wie ein Baum, das Wasser oder ein Tier, und daß sie auf genau dieselbe Weise mit dem Dasein anderer Menschen verflochten sind, so würden sie es nicht mehr als so aberwillig ansehen, daß die wahren, entscheidenden Ereignisse nicht jene äußeren, geräuschvollen Vorgänge des irdischen Schicksals, jene in die Sinne fallenden Siege und Niederlagen mit Jubel und Tränen sind, sondern Bewegungen unseres Innern, geräuschlos wie der Flug von Licht und Schatten und unerbittlich wie die Affinität und Gravitation, daß ein Schicksal längst entschieden ist, wenn es in die Erscheinung tritt, so wie Blüte und Fäulnis sich erst infolge der Reife und des Zerfalles zeigen können und wie kein Echo ohne vorhergehenden Laut entstehen kann. Aber, da die Menschen die Formen ihrer sinnlichen Wahrnehmungen für das Wesen der erfahrenen Tatsachen halten, daher rührt aller Schmerz, alle Enttäuschung, alle Verzweiflung auf Erden. Denn wenn die Glocke des äußeren Schicksals klingt, wissen die meisten Menschen schon nicht mehr, daß und wann sie sie geläutet haben.

Als Peter Brindeiſener am anderen Morgen aufſtand, war eine Veränderung mit ihm vorgegangen, die er nicht begriff. Er fühlte ſich am Körper wie zerſchlagen, ſo, als ſei er im Schlaf bis zum letzten Tröpfchen Kraft durch Abgründe gewandert, und auch ſein Gemüt war wohl nicht finſter, aber vollkommen leer und kraftlos. Er ſchob nach einigen Biſſen das Frühſtück von ſich und ging über den verlotterten Hof, durch die verwahrloſten Felderbreiten in den fürſtlich Arenbergſchen Forſt an die Stelle des Hornwaſſergrundes, wohin ihn als Knabe die Furcht vor dem Tode ſeiner Schweſter Amalie einſt getrieben hatte. Dort warf er ſich der Länge nach in das weiche Waldgras und ſtarrte auf das kleine Bächlein, das ſeine Wellen lautlos, wie flüſſiges Glas, über die Steine trieb. Und er hatte nicht lange gelegen, ſo kam im Anſchauen des geräuſchloſen Vorüberquellens des kleinen Waſſerlaufes ganz deutlich die Erinnerung, daß ihn damals beim Anblick der Kreiſe, die nach dem Verſinken hineingeworfener Steine über den ſtillen Spiegel gezogen waren, das Wiſſen um den Tod als ein Würgen in der Bruſt ſo ſchreckhaft angefallen hatte. Die Erinnerung daran war ſo deutlich, daß er in ſeinem Halſe denſelben Knoten des unterdrückten Schluchzens fühlte wie damals. Und indem er ſich über dieſes Spiel ſeines Innern verwunderte, ſprach er, als ſei es eine Erklärung dieſer Vorgänge, über die er keine Macht beſaß, die Worte, die ſich zwiſchen ſeine letzte juriſtiſche Arbeit geſchoben hatten: „Überhaupt ſpürt kein Ertrinkender die Waſſer, die ihn bedecken, und ſo fühlſt du auch nicht den Tod, den du ſtirbſt.“ In Furcht ſtand er auf, lehnte ſich an einen

Baum und dachte daran, daß er gestern abend gegen seinen Willen unaufhaltsam hatte weinen müssen. Zugleich fiel ihm das Gespräch mit seinem Vater ein, der nahe Niederbruch ihrer Existenz, die Verkommenheit seines Bruders und der Rat seines Vaters, durch die Heirat des Lenleins alle von der Zerstörung zu erretten. Und nun erkannte er den Grund seiner unterirdischen Trauer. Wie betäubt starrte er auf diese Dunkelheit.

Endlich erwachte er aus dem Versinken, sah hilfesuchend durch die Kronen der Waldbäume auf den Himmel und blickte gramvoll, als er sich lange in das blaue Fleckchen Äther vertieft hatte. „Natürlich," sagte er dumpf, „ist damit alles endgültig zerschlagen. Alles. Alles. Alles." Er setzte sich langsam in Bewegung, und während ihn wieder das Weinen im Halse würgte, summte er leise: „Wie gerne dir zu Füßen säng ich mein tiefstes Lied." Dabei rannen ihm kalte Schauer über den Körper, daß er das verzweifelte Singen abbrechen mußte.

Ohne zu wissen, wohin er wandere, war er aus dem Hornwassergrund heraus über einen Hügel hinaufgekommen und gelangte auf einen Waldweg, von dem er wußte, daß er zum Hofe zurückführe und kurz vor dem Ende des Waldes in die neuerbaute Chaussee münde. Auf dem ging er zurück und stand bald unter den letzten Bäumen, unter sich den Sintlingerhof und das Gut seines Vaters. Die Felder des Heiligenbauers lagen im Lichte der hohen Vormittagssonne. Ein leichter Wind trieb die erntenahen Ährenbreiten in fruchtschweren Wogen auf und nieder. Die Raine lagen wie grüne Bretter dazwischen. Es war ein friedevoller, tüchtig besorgter, liebevoll gehegter Wohl-

stand, und der Sintlingerhof mit dem altersbraunen Holz seiner massigen Scheunenbreite, der langen Stallreihe und dem überragenden Wohnhaus stand stolz und sicher auf seiner Hügelkuppe, und das Flimmern des vollen Lichtes witterte einen himmlischen Schimmer um seine schweren, hohen Schobendächer.

Auf die Felder seines Vaters wagte er kaum zu sehen, denn die segnende Sonne, die dort den Reichtum zu voller Entwicklung gebracht hatte, war hier wie segnender Ungezieferfraß durch die Furchen gegangen, daß die Früchte mager, ausgezehrt, wie von einer Krankheit befallen, der Ernte entgegensiechten. Auf einer Waldwiese mähte sein Bruder Gras, und eine Kleinemagd rechte das karge Bärtlein Grünfutter zusammen. Und da er mit einem Blick all die Verwahrlosung um den Hof seines Vaters, diesen riesigen, zusammenfallenden, braunen Bovist, umspannte, kam ihm das bittere Wissen, daß sein jahrelanges, ungezügeltes Genußleben mit schuld war an diesem unrettbaren Verfall. Allein, wenn er den törichten Gedanken seines Vaters nachgab und seine himmlische Liebe zu Helene wirklich zur Ehe mit ihr mißbrauchte, so, das fühlte er, hob er seine verfallenden Angehörigen nicht aus dem Strom ihres Versinkens, sondern zog sich und das wundersame Mädchen mit in das grämliche Verkommen. Gerade, als er dies sann, hörte er von der Waldwiese her einen gellen, lachenden Schrei, und sah, wie sein Bruder, der wohl noch halb trunken von der durchzechten Nacht war, die Sense wegwarf und auf die Magd zusprang, die die Bürde Gras aus den Armen fallen ließ und in den Wald flüchtete, Jakob in gierigen Sätzen hinterher.

Obwohl er wußte, daß es keinen Sinn hatte, weil die Entfernung zu groß war, schrie er ihm entrüstet eine Verwünschung zu und lauschte dann mit angehaltenem Atem in die Stille des Sonnenfriedens. Kein Laut war zu vernehmen, und nach einer Weile sah er die Magd an einer anderen Stelle aus dem Walde hervorstürzen und in eiligem Lauf dem Brindeisenerhofe zustreben. Wenn noch ein Fünkchen Hoffnung geglimmt hatte, sich und seine Liebe in das sonnige Leuchten seiner Seele zu retten, durch diesen Vorgang war alles in ihm ausgelöscht. Er setzte sich, wo er stand, unter den Baum und verfiel in Brüten, was nun zu geschehen habe, ob er gleich hinunter in den Hof seiner Eltern ging und, ohne Helene gesehen zu haben, davonfuhr, oder ob er sich noch ein letztes traumhaft schönes Zusammensein mit ihr gönne, um über dem schweren, harten Leben, das jetzt für ihn anhob, für immer einen seligen Schimmer zu besitzen, an dem er sich aufrichten konnte.

Die Sonne stieg höher und höher, die Mittagsglocken der Dörfer rundum summten schläfrig in die Schwüle, von dem Hemsterhuser Turm schlug es eins: Peter Brindeisener saß und sann und konnte zu keiner Entscheidung in sich kommen. Da, als er wieder einmal an einen Entschluß herangewirbelt war und das Gesicht zu einem blinzelnd visierenden Blick über das Hügelgewoge unter sich hob, sah er Helene armverschlungen mit ihrer Mutter, wohl nach dem mittaglichen Mahle, zu einem kurzen Gang ins Feld aus dem Hofe treten. Sie hatte ein geblümtes Hauskleidchen an, eine grüne Zierschürze vorgebunden und trug um den Hals einen breiten, weißen Kragen. Ihr blondes Haar blühte wie eine weißgoldene Krone um ihren

Kopf. Dann und wann löste sie im säumigen Wandeln den Arm aus dem ihrer Mutter und bückte sich nach einer Blume am Wegrande, die sie betrachtend der Sintlingerin zeigte. An dem Feldbirnbaum unterhalb der hohen Kippe hörte er sie laut lachen und sah, wie sie ihre Mutter zu umfassen strebte. Da die Bäuerin sich aber fröhlich wehrte, begann sie, die Arme auseinandergeworfen, unter jubelndem Singen allein den Weg hinunterzutanzen, daß die Röcke flogen, bis sie mit einem hohen Jauchzer der glückvollen Erschöpfung sich fast fallend in das Gras des Abhanges setzte.

Peter Brindeisener verschlang das Bild jugendlicher Lebensberauschtheit mit durstigen Augen. Sein Trübsinn schwand, wie von einer glühenden Stichflamme hinweggeschmolzen.

Als die beiden in den Hof zurückgekehrt waren, saß er noch immer mit hämmernden Pulsen, und die ganze Welt hing ihm als ein flimmernder Schleier vor den Augen. Endlich raffte er sich auf und sprang unter einem höhnisch übermütigen Lachen auf die Beine.

O nein, er hatte doch sein ganzes Leben nicht auf einem Herdwinkel und in sauren Töpfen gekocht! Und so wollte er diese letzte Schönheit, vielleicht die höchste seines Daseins, nicht in grauem Gramdunst vorüberschleichen lassen. Diese Ferienwochen sollten ihm als einem Seligen am Arm seines Engels vorübergehen. Dann mochte kommen, was kommen mußte. Gott sei Dank hieß er noch immer Peter Brindeisener und nicht Peter Kadaver.

Den Hut in die Luft schwenkend, sang er trotzig „heute ist heut" und schritt strack aufgerichtet die neue Straße hügelab dem Hofe seines Vaters zu.

Und so brachen Liebeswochen für die Kinder der beiden Fremdhöfe an, die ganz der Ernte jenes Jahres glichen, in die sie fielen. Ein Rausch der Fülle bei Glut und hoher Sonne, Tage voll flimmernden Lichtes und Nächte traumhaft blauer Sternenentrücktheit.

Am Tage schaffte jedes, Peter sowie das Lenlein, mit auf dem Felde bei der Erntearbeit, der Student emsig und hingegeben, als liege ihm wirklich daran, nach dem Rat seines Vaters die ersten Schritte von den Büchern ins Bauernwesen hineinzutun, das Lenlein voll Glück und Heiterkeit, als sei das alles keine Arbeit, sondern nur ein Spiel, das ihr Gelegenheit bot, vom Felde ihrem Geliebten über den Grenzweg zuzusingen oder vom hohen Erntefuder herab mit dem bunten Kopftuch wie einer Freudenfahne zu winken oder Augenblicke nur stillzusitzen und ihn drüben im Sonnenflimmern am Walde wie ein traumhaftes, unwirkliches Wesen hin und wieder zu sehen. An den Abenden saßen sie dann scherzend und lachend entweder beieinander auf dem Torbänklein unter der Linde oder in der Laube oder gingen das kurze Weglein des Blumengartens hin und wieder oder verloren sich ins Feld hinaus bis an den Wald, wo sie wohl standen und auf die tief verdunkelte Baummauer sahen, hinter der ein Glück unversehens über sie gekommen war, das so lange vorher begonnen hatte. Aber wo sie auch saßen, kauerte irgendwo der Sintlinger, regungslos wie ein Stein, heimlich wie ein Schatten, abgewandt und achtlos; wo sie gingen, erblickten sie ihn auf fernem Rain in tiefem Brüten zweck- und ziellos hinschreiten, mit keinem Ruf heranzuholen, durch nichts aus seiner Verschollenheit zu locken. Und wenn es

vorkam, daß Peter Brindeisener in der Stube des Sintlingerhauses beim Licht der Lampe am Tisch saß, so verharrte der wunderlich gewordene Heiligenbauer auch da in abseitiger Versunkenheit, fast ohne ein Wort zu sprechen. Nur wenn Peter diese und jene Schnurre aus seiner Studienfahrt so lustig und blühend erzählte, daß Johannas volle Brust in glücklichem Lachen nur so schütterte und das Lenlein mit verzehrendem Augengeleucht zuhörte oder mit zugefallenen Lidern sich in ihre frühere Welt zurücksinken ließ, quoll dann und wann ein so unbändiger Strom gramvoller Dunkelheit aus seinen tiefen Augen, daß alle betreten wurden, weil niemand wußte, was in dem geheimnisvollen Manne vorging. Das Lenlein allein faßte sich aus diesen vorüberstreichenden Bedrückungen immer am ersten und immer auf dieselbe Weise. Sie sprang auf und verfiel in kindliches, überstürztes Lachen, hüpfte trällernd durch die Stube und spaßte sich in übermütiger Fröhlichkeit zur Tür hinaus vor den Hof; und einmal, als sie bis an den Rand des Abhanges gekommen war, wo sie standen und in die laue Nacht hinausschauten, ließ sich Helene unversehens zu Boden fallen und rollte in ausbrechender Tollheit zum Schrecken Peters über den Hofhügel hinunter. Wie von unerfindlich albischen Strudeln erfaßt, verschwand sie unter singendem Prusten im Dunkel zu seinen Füßen, und als er ihr bestürzt nachsprang, kam sie ihm auf halber Höhe schon wieder entgegen, lief wie blind an ihm vorbei, kehrte sich aber nach zwei Schritten um, warf sich von oben her an seine Brust und verschwand jagend und unter seligem Gelächter in den Hof, wie von der Nacht davongeführt.

Aber wie die Tage gingen, die Felder sich leerten, die Glut in der stillen Luft knisterte und die Nächte noch Hitze brauten, fiel dies Lodern öfter und öfter über Helene. Und Peter Brindeisener gab sich willig dem Rausch hin, von dem sie erfüllt war. Sie streiften oft den ganzen Tag durch die Wälder, denn Johanna, die Sintlingerbäuerin, hatte jede Sorge um ihr Töchterchen an der Seite des Studenten verloren, daß sie nie dachte, sich oder eine andere Person den beiden als Sittenwächter aufzudrängen, wohl aus dem Instinkt heraus, daß das Lenlein in der heiligen Kindhaftigkeit ihres Wesens beschützt genug sei.

So konnten die beiden nach Herzenslust tanzen bis tief in die Nacht, wo immer in der Umgegend sich eine würdige Gelegenheit bot. Am zweiten Sonntag der Ferien fuhren sie zu einem Gartenkonzert, das eine Militärkapelle in der Waldmühle gab, und schwelgten während des sich anschließenden Kränzchens bis nahe an die Mitternacht durch den großen, hellerleuchteten Saal. In der dritten Woche vergnügten sie sich auf dem Rochusfest in Dingden. Sie besuchten die Kreisstadt und fuhren zu Schiff ein Stück auf dem Rhein. Und Helene, die all das zum erstenmal sah, erlebte und genoß, kam aus dem Entzücken und hohen Glück gar nicht heraus. Bald war sie ganz ein züngelndes weißes Feuer, voll unbändiger Lust, bald spielte sie sorglos bunt und kraus wie ein Vögelchen um Peter, und dann wieder kamen stille Blütenstunden über sie, als wandle sie noch im Licht ihrer jenseitigen Augen, und Brindeisener zitterte in einer Liebe, die ihm wie Verzweiflung weh tat.

Dann ereignete es sich, daß er wohl mitten im Lachen

und im Spiel der Fröhlichkeit von einem dunklen Geiste befallen wurde. Besonders, wenn sie von einem Lustgange oder einer Ausfahrt zurückkehrten, vor dem Abschiede, verwandelte sich sein Wesen oft so, daß er ohne Grund ihren Arm erschreckt fahren ließ oder gar von ihr zurücktrat, sie schmerzvoll ansah und mit sich rang, als kämpfe er, ihr etwas Hartes und Bitteres zu verheimlichen, was ihr doch am Ende nicht erspart werden konnte. „Lenlein", sagte er gegen das Ende der Zeit hin einmal, „Lenlein, ich verstehe dich nicht. Du mußt es doch sehen. Das glaube ich nicht." Und als das liebe Kind im Erschrecken in ihn drang, ihm doch zu sagen, was es gäbe, sie wisse nicht, was er meine, schrie Peter in schmerzhaftem Glück ihren Namen hinaus, und hob sie in die Luft, als müsse er sie von sich in den Himmel zurückwerfen, aus dem sie stammte. An diesen Tagen auch geschah es, daß Helene, nachdem sie wieder zu Boden gekommen war, betäubt und wankend neben Peter hinging, mit geschlossenen Augen, als sei sie wieder blind geworden. Zaghaft, unsicher, auf bebenden Füßen wandelte sie vor sich hin, als sei sie ganz allein. Auf die Frage Peters, was sie sinne, fing sie mit einer vollkommen anderen Stimme so leise zu reden an, daß er kein Wort verstehen konnte und doch davon auf eine schreckhaft tiefe Weise ergriffen wurde.

Und da er dem Hofe seines Vaters zuschritt und dann bei offenem Fenster im Bett lag, war dies sylphenhafte Reden des Lenleins im Laut des Nachthauches, der ums Dach strich, im Gesäusel der Bäume, ja sogar in dem bleichen Monddunst, der zum Fenster herein über die Diele sank. Es war so tief und ganz drin, daß er sein Lauschen

nicht mehr aushalten konnte, aufstand, sich halb anzog, eine Weile aus dem Fenster lehnte und dann auf bloßen Füßen lautlos die Stube auf und nieder schritt. Er mußte sich losmachen von ihr. Das ertrug er nicht mehr. Es zerriß ihn. Es war, als steige und sinke er zu gleicher Zeit. Was nutzte es ihm, diesen unwirklichen Traum länger gewaltsam festzuhalten? Aber wenn er sich nur vorstellte, daß er davonging, so fühlte er den Atem aus seiner Brust weichen und das Herz stillstehen. Die ganze Welt erlosch. Sein Dasein lag da wie vergessener Unrat, zu dem er zurückkehrte, um sich wieder von ihm zu nähren.

So kämpfte er bis an das Grau des Morgens. Da setzte er sich müde und fröstelnd auf den Bettrand, sah auf seine Füße, spreizte die Zehen auseinander und sagte dumpf: „Gott zerstört mich. Gott zerstört mich."

Als es ganz licht geworden war, erhob er sich steif, atmete schwer auf und dehnte die Arme bei geschlossenen Fäusten nach hinten. Dabei sagte er langsam: „Dann muß ich eben durch eine dunkele Tür davongehen . . . davongehen ... in meine Nacht."

Darauf warf er sich, wie er war, aufs Lager, wühlte sich hinein und schlief wie nach einem Prügelschlag auf den Kopf ein.

Aber merkwürdig, nach dieser Auseinandersetzung mit sich brach bei Peter ein ungestümes, wildes Feuer aus. Seine Fröhlichkeit glich vulkanischen Stößen, er ging einher, als fresse er die Erde mit seinen Schritten, tanzte, als wolle er das Lenlein zerstören, lachte ein klirrendes Lachen, und seine weißblauen Augen funkelten. Bei Ausfahrten begann er zu schwelgen und tröstete seinen Vater wegen des

vielen Geldverbrauches, daß es nicht mehr lange dauere, bis er in aller Form um Helene anhalte. Aber solange er noch nicht Gewißheit habe, könne er sich doch nicht lumpen lassen. Das Sintlingerlenlein wurde oft furchtsam und saß verzagt mit geschlossenen Augen beim Schäumen seiner Lust. Der Sintlinger wich ihm aus, wo er nur konnte, und ließ sich im Hause nicht mehr blicken, sooft Peter in seiner Stube zu Besuch weilte. Die Bäuerin nur, die sonst alle bunten Frohfahrten der beiden mit glücklichem Lächeln gewährt hatte, hielt tapfer aus, höchstens, daß in ihrem Gesicht manchmal ein dunkles Verwundern und auf ihrer Stirn sogar hie und da ein bedenkliches Krausen aufkam. Mit Befriedigung hörte sie darum, daß Peters Ferien nur noch vierzehn Tage währten, und meinte, so solle ihr Kind ruhig die sehnsüchtig erwartete Lust bis zuletzt haben. Zumal sie an Helenens Wesen merkte, daß der „ewige Zucker" ihr sowieso nicht mehr mundete. Nicht, daß das Mädchen es mit Mienen verriet oder gar darüber sprach. Aber sie arbeitete ruhiger, ging oft wieder still und betrachtsam durchs Haus, richtete sich im Felde auf und versank mit wesenlosen Augen träumend in die Höhe, und einmal traf sie Helene im Garten, hingerissen und andächtig vor einer Blume knien, auf der sich regungslos ein Falter sonnte. Und als sie endlich die lautlos hinter sie getretene Mutter gewahrte, blickte sie sich nach dem Davonfliegen des Schmetterlings mit schimmernden Augen um und sagte leise und süß, wie in ihrer verwunschenen Zeit: „Weißt du, Mutter, einst, als ich noch ein kleines Kind war, konnte ich ganz gewiß mit den Schmetterlingen reden. Ja, ja, ganz gewiß." Dann stand sie, verwundert das Köpfchen be-

wegend, auf, strich sich sinnend die Schürze zurecht, ging von der Mutter weg an die Stelle des Zaunes, wo sie der erste Liebesgruß Peter Brindeiseners bis ins Herz getroffen hatte, und schaute in die Welt hinaus. Sie begann auch, wie sie die Lust an ihrem turbulenten Gehaben einbüßte, an den grellbunten Kleidern das Vergnügen zu verlieren, und wenn es ihr nach gegangen wäre, so hätte sie mit einem Griff all die geblümten, leuchtend bekrauften, überschmückten Kleider aus dem Schrank entfernt und wieder sich in die weichen, matten, leisen Farben und Stoffe gehüllt, zu denen sie in der blicklosen Zeit eine solch geheimnisvolle Neigung gedrängt hatte. Unzweifelhaft haben bei dieser Rückkehr Helenens in die Vorliebe einer vergangenen Zeit die spöttlichen Blicke und Bemerkungen Peters auch eine Wirkung ausgeübt. Denn er hatte sich beim Anblick seiner oft allzu schreiendbunt und bäuerlich geschmückten Helene nicht immer des Spottes ganz enthalten können, der bei ihm ja nicht allein aus den Verletzungen des Geschmacks, sondern doch mehr aus der Bitterkeit über sich und sein ganzes Leben rührte. Aber das hübelheilige Mädchen, dem mehr und mehr die Kraft des inneren Gesichtes wieder zurückkehrte, ist sicher durch dieses kleine Ungenügen des Geliebten an ihr auch nicht bloß in die weibliche Eitelkeit, sondern viel tiefer in jene Gegend der Seele getroffen worden, wo wir die Wesensverdunkelungen der Menschen schon wahrnehmen, ehe wir sie deutlich verstehen. Irgendein Kummer schwelte um ihren Peter, ein Mißklang schrillte aus ihm, ein Drücken und Ballen ging von ihm aus und zog oft wie ein Schattennebel hinter seiner leuchtend lauten Fröhlichkeit. Sie erlebte das in der Bildkraft

ihrer allsichtigen Seele und brachte es aus Furcht und Beklemmung doch nicht über sich, ihn selbst oder ihre Mutter danach zu fragen. Sie wurde in der Einsamkeit stiller Augenblicke nur oft von einer Ratlosigkeit befallen, daß sie forschend an sich niedersah, um zu erkennen, was mit ihr vorgegangen sei, oder sie ergriff mitten in schlafloser Nacht mit der linken die rechte Hand, legte den Kopf in ihren bloßen Arm und sagte dabei inbrünstig und beschwörend seinen Namen leise vor sich hin: „Peter! — Peter!!“ In jener Zeit verschwand der Landrat Zwinin wegen schwerer Verfehlungen aus sittlicher Zuchtlosigkeit von seinem Posten, und wenn seine heimliche Flucht auch schon vorher erfolgt war und in der Gegend besprochen wurde, so drangen die ersten Nachrichten davon erst jetzt an das Ohr des Sintlingermädchens, die sicher deswegen wieder von der Erinnerung an den Makel befallen worden ist, den die Berührung mit diesem entarteten Menschen am Tage der Straßeneinweihung ihr zugefügt hatte. Zudem dünstete nach dem Verschwinden des verlorenen Mannes, wie es gar nicht anders möglich ist, eine Wolke von Gerüchten über Personen der Umgegend auf, die im geheimen denselben Zuchtlosigkeiten frönten wie dieser Unhold. Daß der Name Jakob Brindeiseners, Peters Bruder, auch und mit Recht durchgehechelt wurde, nimmt nicht wunder, und als eines Tages nach einem bösen Auftritt die Kleinmagd den Brindeisenerhof verließ, erzählte man sich, sie sei von dem dumpfen, menschenscheuen Kloben von Jakob überwältigt worden und gehe damit um, ihm deswegen das Gericht auf den Hals zu schicken.

All dieses, das nur undeutlich und weitab um das

hübelheilige Mädchen braute, beschwerte doch die Luft der Ratlosigkeit, ungewisser Beklemmung und dunkler Ahnung noch, von der sie ohnedies sich umdrängt fühlte. Und als sie wieder einmal gegen die Schattenschleier rang, die ihr vor die Seele sanken, wohin sie blicken mochte, hörte sie das ängstliche Summen einer Fliege neben sich durch die Luft huschen und erschrak davon so sehr, daß sie ihre Beine weich werden fühlte und sich auf einen Stuhl setzen mußte. Es war in ihrer Stube, wo ihr das geschah. Der tiefe Abend drang als grauer Brodem durch die geöffneten Fenster. Außer einigen Vögeln, die mit leisem hohen Piepen nach einem Schlafplatz in den Lindenkronen suchten, regte sich kein Laut in der Natur. Helene sah sich um und saß dann regungslos in einer unerklärlich gierigen Furcht mit geschlossenen Augen da und lauschte, fast mit aussetzendem Herzen, ob sich das Summen wiederhole. Es blieb nicht nur still, langsam wurde die Stube, die Lindenkronen, der ganze Hof, ja sogar die Welt draußen von einem lastenden Stocken erfaßt. Und als dieses Erlöschen um sie den höchsten Grad erreicht hatte, sah sich das hübelheilige Mädchen bei eingesunkenen Lidern am Morgen jenes Tages über das Feld flüchten, an dem ihr im Walde ihr Geliebter und das Augenlicht geschenkt worden waren. Sie sah sich erschreckt die Lerche in der Hand halten, die tot aus der Luft gefallen war, und horchte, genau wie jetzt, das angstvoll brünstige Summen einer Fliege an ihrem Ohr hingerissen. Helene erlebte das alles grell bis in jede Einzelheit und sah sich dann stolpernd weiter übers Feld jagen, bis sie mit Händen und Knien die Straßenböschung erklomm. An dieser Stelle erlosch die innere

Bilderreihe. Helene öffnete die Augen und sah sich in ihrer fast nachtdunkel gewordenen Stube um. Dann stand sie vom Stuhl auf und ging in einer Art traumhafter Geführtheit quer über die Stube auf den Kleiderschrank zu. Dabei fiel ihr ein, daß Eintagsfliegen nach der Meinung der Leute ein besonders inbrünstiges Summen an sich haben. Aber nun war das Entsetzen ganz aus ihr geschwunden. Sie öffnete den Schrank, und während sie ihre Kleider der Reihe nach mit den Händen genau betastete, erinnerte sie sich noch, an jenem entscheidungsreichen Tage ein zarthelles, besonders weiches Musselinkleid getragen zu haben. Darauf ließ sie den Schrank offen stehen, kehrte auf den Stuhl zurück und verfiel in ein Sinnen, das mehr tiefe Hingenommenheit war. Als sie daraus erwachte, war es ganz tiefe Nacht geworden. „Wer weiß?" sagte sie leise zu sich, trat ans Fenster und griff in den nassen, glatten Blättern einer Lindenkrone umher. „Wer weiß?" sprach sie dabei weiter leise zu sich. „Peter geht in acht Tagen wieder nach Münster. Ich will mir genau ein solch zarthellblaues, einfaches Kleid machen lassen, wie ich es damals getragen habe, als er mir im Walde das Gesicht geschenkt hat. Damit werde ich ihn beim Abschied überraschen. Ich will mir auch die Haare genau so kämmen. Alles soll sein wie damals. Dann wird vielleicht seine Fröhlichkeit wieder heiter werden, wenn er sieht, daß ich ganz so sein will wie früher. Und alles, was dunkel geworden ist seitdem an der Welt, an meinem Vater, an Peter und auch an mir, alles, alles, alles vergeht dann wieder."

Sie schloß die Augen und öffnete sie bei allem, das noch zu tun war, nicht mehr. Als sei sie wieder die Blinde, deckte

sie das Bett ab, zog sich aus, ging durch das Zimmer, die Tür zuzuriegeln, und lag mit eingesunkenen Lidern, bis der Schlaf sie aus der Welt führte.

Kaum, daß am anderen Morgen das Grau sich in die erste Helle aufgelöst hatte, kam Helene im kurzen Röckchen und in der Nachtjacke, leise fröstelnd von der Kühle, zur größten Überraschung an das Bett der Mutter, und nachdem sie ihr mit einem unendlich weichen Kusse einen guten Morgen gewünscht hatte, begann sie ohne irgendeine Begründung, wie es die Art der Kinder ist, von dem Anliegen zu sprechen, das sich ihr gestern abend auf so merkwürdige Art aufgedrängt hatte. Sie redete so ergriffen, so zärtlich von der Notwendigkeit, sogleich, nein, heut, wenigstens, ehe die angefangene Woche zu Ende sei, ein neues Kleid zu besitzen, daß die Bäuerin, die bis jetzt liegend zugehört hatte, sich mit lächelndem Verwundern halb aufrichtete, ihr mit der freien Hand die Haare aus der Stirn strich und in gütigem Vorwurf sagte: „Ach geh, Lenlein, wegen so was lauft man doch nicht vor dem ersten Hahnenschrei aus dem Bett. Ich glaube, da hast du am Ende gar noch die Nacht nicht geschlafen." Denn wirklich, die Augen des hübelheiligen Mädchens hatten einen übernächtigen Schimmer und liefen bei der halben Ablehnung ihrer Mutter voll Wasser. So verharrten die beiden eine Weile in wortlosem Gegenüber, die Bäuerin immer noch mit verwundertem Kopfschütteln, das Lenlein mit gesenktem Gesicht, ratlos an den Fingern zupfend. Mit einmal aber riß sich das Mädchen aus der Gebücktheit auf, umarmte leidenschaftlich ihre Mutter und, den Kopf an

ihre Brust gegraben, wiederholte sie unter Geschluchz die Bitte nach einem zarthellblauen, weichen Kleide, wie sie es einst besessen habe. Bei all dem liebevollen Hin und Wieder entschlüpften Helene wider Willen eine Reihe von Bemerkungen, aus denen Johanna erkannte, wer den Anstoß zu der leidenschaftlichen Aufgeregtheit und dem närrischen Plan des Lenleins gegeben habe. Doch ließ sie sich von dieser Einsicht nichts anmerken, sondern bat das Mädchen unter Liebkosungen, sich zu beruhigen. Es solle in allem seinem Willen nachgehen, und wenn ein Pferd frei sei, so könne sie ihretwegen schon diesen Vormittag zu der Schneiderin nach Bocholt fahren und alles besorgen, wie sie es wünsche. Nur eine Bedingung knüpfte sie daran, auf dieser Fahrt an eine Zusammenkunft mit Peter Brindeisener nicht zu denken, weil in den letzten Tagen so viel ärgerliche Vorkommnisse auf dem Hofe sich ereignet hätten, mit der Magd und Jakob, Streitereien und allerhand Zank, daß es auch wegen der Leute gut sei, eine gewisse Zurückhaltung zu üben. Ja, sie denke, Peter selbst müsse es peinlich sein, unter diesen Umständen ihr gegenüberzutreten. Denn es sei ihr doch auch aufgefallen, daß er seit einigen Tagen sich nicht sehen lasse.

Das hübelheilige Mädchen hatte, wieder an den Fingern zupfend, der Mutter aufmerksam zugehört, und da sie nun schwieg, stand Helene vom Bettrand, wo sie gesessen hatte, auf, bewegte mit großen, nachdenklichen Augen und fernem Ernste zustimmend den Kopf und sagte dann leise nichts als: „Ich danke dir, Mutterlein", küßte ihr flüchtig den Mund und verschwand geräuschlos wie eine Erscheinung aus dem Zimmer, daß Johanna ihr lange nachschauen

mußte. Aber der Arbeitstag auf dem Sintlingerhofe war schon eingeteilt, kein Gespann in den Frühstunden entbehrlich, und so mußte sich das Lenlein gedulden bis nach dem Mittag, wo die Pferde abgefüttert waren. Dann sollte sie von Gottlieb hinüber nach Bocholt kutschiert werden: Johanna hatte sich diese Begleitung Helenens ausgedacht, weil die geheime Abneigung Meixners gegen Peter Brindeisener ihr die Sicherheit vor etwas gewährleistete, was sie nicht benennen konnte.

Helene betrieb die Entwirrung der ganzen Angelegenheit mit einer sanften, unausweichlichen Hartnäckigkeit, und fand an ihrem Vater, dem Sintlinger, eine fühlbare Unterstützung gegen alle Hindernisse, die die Bäuerin unauffällig herbeizuziehen wußte. Dabei trat der Heiligenbauer aus der über ihm lastenden Verdunkelung und Schweigsamkeit nicht heraus, saß horchend am Tisch, ließ seine großen schwarzen Augen langsam von der Frau zur Tochter und wieder zurückgehen, preßte die abgemagerten Hände gegeneinander und stützte dann wieder sinnend den Kopf auf. Am Ende langte er über den Tisch, faßte des Lenleins Hand und rief in ausbrechender Liebe: „Kind, liebes Kind, gut! Du fährst also um eins." Dabei strahlte sein verhärmtes Gesicht das erstemal nach langen Monaten so licht auf, daß des Lenleins Scheu vor ihrem unheimlich gewordenen Vater mit einem Male ganz verschwunden war. Sie sprang auf, umarmte ihn und küßte ihn auf die Augen, die Stirn, den Mund. In einem Sturm der Zärtlichkeit bat sie ihren „liebsten Vater", „den besten auf der ganzen Welt", um Verzeihung wegen allem, was sie ihm angetan habe, kurz, war so aufgelöst und ergriffen, daß der Heili-

genbauer ganz betroffen und verwirrt wurde. Dann ging sie, schon zur Abfahrt gekleidet, mit ihm auf das Feld, und die beiden verbrachten eine unvergeßliche Stunde unter dem sonnenhohen, wolkenlosen Spätsommerhimmel in einem so von der Tiefe zusammengeströmten Einssein, wie es ihnen nur in den schönsten Augenblicken der verwunschenseligen Vergangenheit beschieden gewesen war. Helene war ganz das entrückte, hübelheilige Mädchen von früher und ließ während der ganzen Zeit ihre Hand nicht aus der seinigen.

Im Hausflur trennte sie sich von ihm und ging auf ihr Zimmer, um noch einiges vor der Abfahrt zu besorgen. Während sie die Stufen der Treppe langsam emporstieg, fiel ihr ein, was die Mutter von den unangenehmen Vorgängen auf dem Brindeisenerhofe gesprochen hatte und daß Peter sicher unter diesen bösen Ereignissen sehr leide. Da genügte es doch nicht, bis auf den Tag der Abreise zu warten, um ihm zu helfen und seine Hoffnung und freudige Zuversicht wieder aufzurichten. Bis dahin konnte irgend etwas, vielleicht noch Dunkleres geschehen, und sie trug dann die Schuld, weil sie feig und kleinmütig, nur der Leute halber, ihn mit seinem Schmerz allein gelassen hatte. Was scherte sie das Geschwätz der Menschen, wo es sich um Peters Glück und ihre Liebe handelte! Und auch die Mutter würde in Wahrheit nicht zürnen, wenn sie ein Versprechen nicht hielt, was zu halten etwas Böseres bedeutete, als es zu brechen. Also schrieb sie, auf ihrem Zimmer angekommen, einen kurzen Brief, in dem Peter ersucht wurde, nachmittags um vier Uhr halbwegs zwischen Bocholt und Hemsterhus an der Zwieselkiefer — einem in

der ganzen Umgegend bekannten Baume — zufällig aus dem Walde auf die Straße zu treten. Es fahre zu dieser Zeit jemand vorüber, der mit ihm notwendig zu sprechen habe.

Diesen Brief schickte sie mit einem Kuhmädchen, der sie Achtsamkeit und Verschwiegenheit einschärfte, hinüber in den Brindeisenerhof. Dann betrieb sie tätig und befreit die Zurüstung zur Abfahrt und nahm von der Mutter noch eine Reihe von Aufträgen zu Besorgungen in Hemsterhus entgegen. Um ein Uhr fuhr sie Gottlieb in einem leichten Halbsitzer den Hügel hinunter. Der Brindeisenerhof lag verfallen und grämlich in der stillen Mittagssonne, einsam, als sei jedes Leben längst in ihm erloschen. Sein morsches Tor war geschlossen, kein Gesicht zeigte sich am Fenster. Helene fühlte ein Bangen in sich aufsteigen, und als sie von dem Zufahrtswege in die neue Chaussee einbogen, bat sie Gottlieb, schnell zu fahren, denn ihr war, als könne sie zu spät kommen. Bald aber mußte sie über ihren Einfall lächeln, denn überhastete Eile mußte nur dazu führen, daß sie vor der festgesetzten Zeit an dem besprochenen Punkte vorüberkam und damit Peter verfehlte. Als sie darum durch Hemsterhus waren und sich dem Walde näherten, ließ sie die Gangart des Pferdes mäßigen und gab sich dem Zauber des mittagsstillen Waldes hin, dessen Bäume sich in verschlafenem Traume kaum merklich bewegten. An der Zwieselkiefer fuhr ein schmerzendes Zucken in ihr auf, und sie mußte zurücksehen, ob Peter etwa schon hinter dem Stamm auf sie lauere. Aber der Platz war leer, und Helene lehnte sich in einer leisen Enttäuschung zurück, fühlte sich müde werden, schloß die Augen, und

durch eine traumvolle Unruhe hindurch hörte sie immerfort das große, stete Brausen des Waldes, das auch klang wie fernes Rauschen eines mächtigen Wassers, auf sie eindringen.

Sie traf die Schneiderin nicht zu Hause und mußte sich von deren betagter Mutter maßnehmen lassen. Enttäuscht stieg sie die enge Holzstiege wieder hinunter. Ihr war weh ums Herz, daß sie nicht in das stille, weiße Gesicht der alten Jungfrau hatte sehen und ihren Namen nicht hatte aussprechen können. Schon auf der Straße kehrte sie um, hastete eilig die Treppe wieder hinauf, öffnete die Tür und sagte: „Bitte, Frau Seiler, sagen Sie mir, wann kommt Fräulein Babette heim?" Sie achtete aber gar nicht auf die Erklärungen der Greisin, sondern stand mit wogender Brust und sog die weltverlorene Stille der übersauberen Stube in sich ein. Dann ging sie zögernd davon und machte sich Vorwürfe, warum sie nicht einen Augenblick sich auf einen Stuhl gesetzt habe, um den leisen Zauber des Schneiderstübchens länger zu genießen. Auch der Gang zu dem Schnittwarenhändler war erfolglos. Man hatte wohl einige Musseline auf Vorrat, die so weich und duftig waren, wie sie wünschte. Aber ein solch zartes Hellblau sei eine ausgefallene Farbe, das verlange niemand in der Gegend und deswegen könne es nicht geführt werden. Höchstens der Großhändler Stenzel in Dingden könne vielleicht so etwas in seinem Laden haben.

Helene traten die Tränen in die Augen, als sie die Straße hinunter dem Gasthaus zuschritt, in dem Gottlieb eingekehrt war. Sie erwog, ob es nicht angängig sei, jetzt gleich nach Dingden hinüberzufahren, hörte aber von

Meixner, daß man über Hemsterhus zurück müsse und dann vor dem Abend kaum in Dingden ankomme, auch wenn er das Pferd treten lasse, was das Zeug halte. Helene fuhr sich kummervoll über die Augen und strengte sich an, einen Ausweg zu finden. Aber es kam dabei nichts heraus, als daß sie nur immer Peter niedergeschlagen und kummervoll von sich gehen sah, weil sie ihm nicht zeigen konnte, wie sie eigentlich war. Und ihm alles sagen, von allen Sorgen sprechen, die sie sich um seinetwillen machte, nein, das hätte sie wohl noch vor einer Woche fertiggebracht, aber jetzt war ihr das nicht mehr möglich. Sie erhob sich wie aus einer Betäubung und sah, daß die Uhr schon über die dritte Stunde hinausgerückt war. Noch eine Viertelstunde nur, und sie mußte Peter im Walde verfehlen. Gottlieb erschrak über die jagende Hast, von der Helene nach dem langen, versunkenen Dasitzen gepackt wurde, riß das Pferd aus dem Stall, und kaum fünf Minuten später schoß das Gefährt mit den beiden davon. Das Herz des Heiligenhoflenleins war wie von heißer Flugasche erfüllt, die von einem Brande aufstiebt. Sie sah alles durch graues Staubgewölk, Gottlieb, der, zurückgestemmt, das galoppierende Pferd fest im Zügel hielt und es doch mit Zurufen und Peitschenkreisen auch antrieb, die Bäume, die, ruckend in die Höhe gerissen, vorbeieilten, und wartete nur immer gespannt, ob nicht bald der mächtige, geteilte Schirm der Zwieselkiefer über dem Walde zu ermitteln sei. Meixner mußte einen Verdacht geschöpft haben, daß dieser Baum in irgendeinem Zusammenhange mit dem so plötzlich veränderten Wesen Helenens stehe. Denn, als die graugrüne Kieferkuppe in der Ferne auf-

stieg, ließ er das dampfende Pferd langsamer gehen. Sowie man aber in deren Nähe gekommen war, erhob er sich, schrie und peitschte so auf das Tier ein, daß der Staub wieder aufwirbelte und der Wagen in höllischer Eile dahinraſſelte. Helene sah, wie plötzlich ein Mann hinter dem Baum hervorsprang und gestikulierend auf das Gefährt zulief, schrie gell den Namen Peters und Gottliebs, und als dieser das Pferd nur noch mehr antrieb, traf sie Anstalten, aus dem jagenden Gefährt herauszuspringen. Da riß Meixner das Tier mit einem Ruck zurück und musterte, bitter und blaß, das Lenlein, das ihm wegen des unsinnigen Fahrens mit verlegener Stimme Vorwürfe machte und dabei, Tränen in den Augen, ein glückliches Lächeln um den Mund, Peter zuwinkte, der mit großen Schritten langsam herankam.

„Eine dolle Fahrt", sagte er, höhnisch lächelnd und an den Wagen herantretend, „das kann einen ja umbringen. Gottlieb, was fällt dir denn ein! Das ist ja die reine Kaputtfuhre. Hahaha! Guten Tag, Lenlein! Ja, ja, auch blaß, wie? Haha!" Er reichte ihr die Hand, nahm den Hut ab und trocknete sich das schweißüberströmte Gesicht.

Helene blickte bestürzt auf seine unruhigen, umzuckten Augen, seinen nervösen Mund, sah ihn zwischen den spöttisch hervorgeschnarrten Worten die Lippen mit den Zähnen nagen und legte bekümmert ihre Hand auf seine Linke, mit der er sich am Wagen anhielt.

„Willst du nicht hereinkommen?" fragte sie furchtsam. Er schüttelte nur den Kopf. „Oder wollen wir zusammen zu Fuß gehen, wenn du zu erhitzt bist? Gottlieb kann

langsam vorausfahren und wartet in der Hemsterhuser Schenke. Ich habe im Dorfe noch Besorgungen zu machen."

„Hemsterhuser Schenke ist gut", murmelte Peter Brindeisener bitter.

„Was sagst du, Lieber?" fragte Helene schüchtern.

„Ach, nich nötig. Meine Liebe, nur keine Umstände. Nich nötig. Halten wir's nur, wie es immer gewesen ist. Du fährst, ich gehe zu Fuß nebenher. So, das ist das beste. Darum, Gottlieb, langsam Hott und Hü."

Meixner zupfte das Pferd in Gang und Peter, die Hand am Wagen, schritt aufgereckten Leibes, weit ausholend nebenher.

Helene schaute manchmal verstohlen auf den Zerstörten, der finster, das Auge in die Ferne gerichtet, ohne ein Wort neben dem Wagen ging.

Auf einmal ließ er die Hand vom Wagen fallen, schwenkte ausgelassen den Arm in die Luft und fing an, mit seiner schönen Stimme ein Studentenlied zu singen:

„Bin ein fahrender Gesell,
Kenne keine Sorgen.
Labt mich heut ein Felsenquell,
Tut es Rheinwein morgen."

„Gefällt dir das, liebes Lenlein?" fragte er nach dem ersten Vers.

Das hübelheilige Mädchen schaute ihn angstvoll an.

„Nicht lustig, mein Kind? So, so. Nun, also, eine wehmütige Platte."

Und er sang:

„Der Sang ist verschollen,
Der Wein ist verraucht.
Stumm irr ich und trübe umher . . .“

Aber das Lenlein ertrug die schwermütige Melodie nicht. Qualvoll schrie sie:

„Um Gottes willen, Peter, hör' auf! Ich muß sonst sterben.“

In Brindeiseners Lebenshaus waren Fenster und Türen eingeschlagen, beim Aufschrei des Lenleins zerriß aber doch der finstere, wilde Taumel, mit dem er sich fühllos machte. Er sah erschüttert herum, trat an die Zurückgesunkene heran, fuhr ihr liebkosend mit der Hand über die Wange und sagte bebend: „Armes, liebstes Lenlein. Ich kann nicht dafür.“

Dann trat er wieder zurück und ging zusammengesunken, vor sich hin grübelnd, neben dem Wagen, bis sie aus dem Walde herauskamen und die ersten Dächer von Hemsterhus zu sehen waren. Als sie langsam die Wegbiegung hinfuhren, mit der die Bocholter Straße in die neue Chaussee mündet, sah Peter durch die Bäume des Gartenstreifens Mathinka Meixner von dem Fenster des Gasthauses zurücktreten. Da verzog sich sein Gesicht in bitterem Krampf. „Auch das noch! Nun, also Schluß“, schoß es ihm durch den Kopf. Er trat an den Wagen, um Abschied zu nehmen und davonzueilen. Aber als er das Lenlein sah, die bleich, wie geistesabwesend im Wagen lehnte und, von seinem jähen Herantreten aufgescheucht, ihm kümmerlich zulächelte, verließ ihn auf einen Augenblick die Verhärtung seines Gemütes und er brachte es nicht

über sich, der Wunden mit brüskem Davongehen noch einen Stoß zu versetzen. „Komm, liebes Lenlein", sagte er weich, „du bist von der Aufregung ja ganz mitgenommen. Liebes, liebes Kind! Sei mir nicht böse. Aber das Leben wirtschaftet mit mir nicht gut."

Sie waren nun vor der Schenke angekommen. Aber das hübelheilige Mädchen rührte sich nicht; sie saß regungslos, als wolle sie nicht mehr aufstehen, und lächelte nur tapfer. „Komm, wir wollen einen Augenblick hineingehen. Da trinkst du einen Kaffee, wir plaudern wie sonst, du erholst dich, und Gottlieb macht indessen für dich die Besorgungen."

„Ja, ja, Peter", antwortete sie endlich gehorsam, „wenn du meinst. Es ist wohl das beste."

Sie erhob sich langsam und ging wie verschlafen mit ihm in das Gasthaus, nachdem sie Gottlieb eine Besorgung aufgegeben hatte. Als sie an der Haustür angekommen waren, sagte sie leise: „Du, Peter, war das nicht das Mathinklein, vom Meixner-Elis aus Querhoven?" und auf seine Bejahung schüttelte sie schmerzvoll den Kopf. „Mir tut das arme Mädchen leid. Sie soll so schön sein, und die Leute reden soviel Schlimmes über sie. Sei nicht hart zu ihr, lieber Peter. Aber nun komm, mir ist schon wieder ganz gut." Brindeisener öffnete ihr die Tür und dachte dabei: „Ich Lump, ich Lump, gemeiner."

Die große Gaststube war vollkommen leer. Auf mehreren Tischen, die für besseren Besuch bestimmt waren, lagen saubere, rotgewürfelte Tücher. An den Wänden hingen bunte Plakate: „Trinkt alten Dessauer." — „Dort-

munder Union." — „Salem Aleikum Gold. Etwas für Kenner." Mit einem Blick hatte Peter beim Hereintreten das Mathinklein gestreift, die hoch, geschmückt, voll, im Schenkhaus stand. Aber er wandte sich sofort ab, sprach Belangloses mit dem Lenlein und las dabei die Anpreisungen an den Wänden. Dabei dirigierte er sie an einen hinteren Tisch. Mathinka Meixner verfolgte mit geringschätzigem Lächeln die betretene, schüchterne Art, in der das hübelheilige Mädchen zwischen den Tischen hin an ihren Platz ging. Nachdem die beiden sich gesetzt hatten, trat sie in aufreizender, frischer Keckheit, mit leichter Handbewegung die Frisur ihres reichen, dunklen Haares zurechtdrückend an den Tisch und fragte nach einer liebenswürdigen Einleitung mit dem gewinnendsten Lächeln „nach dem Wunsch der Herrschaften", ganz so, als sei sie noch Direktrice in einem großen Geschäft.

Das Lenlein wagte nicht, zu ihr aufzublicken, sondern beschäftigte sich mit ihrem Handtäschchen. Peter Brindeisener ging eine rote Woge übers Gesicht, und mit vorbeiflüchtendem Blick bestellte er für Helene eine Tasse Kaffee, für sich ein Glas Bier und ein Dutzend Zigaretten. Als das Bier vor ihm stand, ergriff er das Glas, schüttete es halb in seinen Schlund, rauchte sich eine Zigarette an, lehnte sich mit unwilligem Auflachen zurück, und da Lenlein, über dies neue Losfahren erschreckt, zu ihm aufsah, sagte er laut, wie in der Fortsetzung einer unterbrochenen Unterhaltung: „Es ist ja Unsinn!" Das hübelheilige Mädchen verfärbte sich, ergriff seine Hand und flüsterte bittend: „Gut sein, lieber Peter, gut sein." Er aber neigte sich nahe zu ihr und begann leidenschaftlich und

leise auf sie einzureden: „Sieh mal, Lenlein, es ist nicht anders, was hilft's? Jawohl, sieht man nicht dem brutalen Leben festen Auges in die Visage, wollte sagen Gesicht, festen Auges, ohne Gefühlsmengerei, dann hilft alles, alles nichts. Wenn man bestehen will, bleibt einem am Ende nichts übrig, als, gleich dem König Salomo, lachend alles puren Unsinn zu nennen."

„Und mich", wollte das Lenlein gekrampften Herzens fragen, „und unsere Liebe?"

Aber Mathinka Meixner brachte den Kaffee, und das Lenlein ergriff mit zitternder Hand den Löffel, rührte betäubt das schwarze, bittere Getränk um und trank schweigend. Denn sie hatte in der Verwirrtheit vergessen, Zucker und Sahne hineinzutun.

Peter Brindeisener fing einen spöttischen Blick des Mathinkleins auf, sah ihren vollen Busen, ihre schlanke Taille, den schönen Hals, die heißen Augen, erbleichte einen Hauch lang und begann wieder, halb ärgerlich und überstürzt, auf Helene einzureden. Er wurde tiefer und tiefer in seine Zerrissenheit zurückgerissen und zerfetzte spottend, höhnisch, lustig, wie ein Irrsinniger sich selbst blutig schlägt, alles Schöne, Heilige und Hohe seines Lebens in unbändiger Gier. Dabei trank er unmäßig.

Das Mathinklein beobachtete die wachsende Erregung des wildernden, blonden, sehnigen Mannes und das einsinkende, unscheinbare Lenlein, das ratlos und stumpf dasaß, und was sie beim Eintritt der beiden nur überschattet hatte, davon wurde sie jetzt ätzend in die Brust gepackt. Daß der Sintlinger ihren Vater in den Schandtod getrieben habe und dies käsig blasse, blöde Mädchen,

das Lenlein, schuld war am Scheitern ihrer ersten Liebeshingabe an Peter Brindeisener in jener Fluchtnacht nach dem Hemsterhuser Aufruhr, der ihrem Vater das Leben gekostet hatte.

Eine unbezähmbare Leidenschaft, Haß und Rache gegen das hübelheilige Mädchen erfaßte sie, und sie brach in unbändig höhnisches Lachen aus.

Da richtete sich das hübelheilige Mädchen auf, schloß einen Moment die Augen und sagte dann gütig und ruhig zu Peter: „Nun muß ich aber gehen und die Besorgungen machen. Lebe wohl, Peter." Sie nahm das Täschchen an sich und ging leise und kühl davon.

Starr aufgerichtet, mit großen, fast entsetzten Augen schaute ihr Peter Brindeisener nach, dann stützte er den Kopf in beide Hände und verfiel in finsteres Grübeln. Nun war er durch das dunkle Tor hinausgewandert, und die Welt war zugeschlagen.

„So, jetzt kann ich gehen", murmelte er dumpf. Auf einen Laut vom Schenkhaus hin hob er schwer den Kopf und sah, daß das Mathinklein ihn betörend heiß und bereit anglühte.

„Da mach' keine Augen, Mathinklein", sagte er in verwittertem Gram, „das ist eine andere wie wir beiden. Verstehst du? Da sind wir zwei bloß lumpiges Gemüse. Ja ja! Und Gott der Herr stürzte Luzifer und seinen Anhang in die Hölle hinab. Wie es zu lesen ist in der Genesis."

Dann kehrte er sich ab, versank in Brüten und trank weiter; aber er wurde nicht trunken. In der Nacht brach er endlich auf.

Es war heller Mondschein. Als er den Sintlingerhof in dem kühlen Schimmer auf seinem Hügel liegen sah,

sprang er über den Graben und stieg durch den Obstgarten zu ihm hinan.

„Einmal kann ich noch tun, als ob ich lebendig wär'," sann er, „und unter den Fenstern der Heiligen sitzen."

Er bog um die Ecke und ließ sich auf das Bänklein unter den Linden nieder, im tiefen Schatten, im Zustand vollkommener Ausgeleertheit.

Dann und wann blies es in den Linden schwach auf, als stoße ein Schlafender leise den Atem aus. Im Mondlicht draußen zitterte und flitterte es wie von lautlosen Insektenflügeln. Aus der Erde rundum stieg das Gemummel Pans.

Da wurde das Fenster über ihm geöffnet, und das Lenlein beugte sich weit heraus. So verharrte sie regungslos, wohl eine halbe Stunde, wie ihm deuchte.

Dann sang sie leise, fast in sich hinein:

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.
Drum sag' ich's noch einmal:
Schön sind die Jugendjahr',
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr."

Als sei der Mondschein über der Welt tönend geworden, so sang sie das ganze Lied, klar, beseligt, ohne Schmerz und ohne Schatten.

Dann zog sie sich zurück und schloß ruhig das Fenster.

Peter Brindeisener aber lief davon wie ein Gehetzter.

Am anderen Morgen sahen Waldarbeiter ein rotseidenes Umschlagtuch auf dem Buchteich schwimmen.

Sie fischten es heraus, und am Abend wußte die ganze Gegend, daß das Sintlingerlenlein im Wasser den Tod gefunden hatte.

Vierzehntes Kapitel

Der Buchteich, in dem das Heiligenhoflenlein den Tod gesucht und gefunden hatte, war ein großer, verdrossener Waldspiegel mit bräunlichem Wasser, nicht weit von der Grenze der beiden Fremdhofwälder nach dem Rheine zu, von der Waldmühle aus in kaum einer halben Stunde zu erreichen. Er war das Sammelbecken eines starken Baches, der, ohne einen sichtbaren Abfluß zu finden, sich in ihn ergoß. In der Mitte des Wassers schwankte seit ewig ein schwaches, trichterndes Kreisen hin und her, woraus zu erkennen war, daß der Bach dort ins Erdinnere abströme, sich in unterirdischen Höhlen und Schluchten verliere oder, wie einige meinten, geheimnisvoll, tief in der Erde, auf rätselhaftem Wege dem großen Rheinstrome zuwanderte.

Unter dem Volke ging die Sage, daß der Buchteich nichts wieder hergebe, was von seinem stillen, unheimlichen Strudel einmal erfaßt worden sei. Und so geschah es in der Tat mit Helene Sintlinger, die sich aus den unentwirrbaren Rätseln dieser Erde in ihn geflüchtet hatte.

Die Querhovener eilten wohl noch am selben Tage, da das Unglück geschah, mit Stangen, Netzen und langen Haken herbei und begannen, von den Knechten des Sint-

lingerhofes unterstützt, jeden Winkel, jeden Spalt des finsteren Wassers zu durchsuchen, jeden Stein zu wenden und unter jeder Baumwurzel zu stöbern, um das Heiligenhoflenlein doch noch in ein trockenes Grab zu retten.

Allein es war vergeblich, und als sie am Abend des dritten Tages überwacht, bleichen Gesichtes am Ufer standen und beratschlagten, ob man das Letzte wage, und in die Mitte, in den tödlichen Wirbel des Strudels fahre, oder überhaupt davon ablasse, weil es doch so aussah, als sei es Gottes Wille, die Leiche des Mädchens allen Blicken zu entziehen, als die Querhovener Männer im Lichte der untergehenden Sonne so standen und in ratloser Wehmut in das Wasser sahen, hatte der Weber Staupitz, der sie anführte, ein Gesicht. Er schaute durch das klare Wasser hindurch bis auf den Grund des Teiches und dort sah er auf einmal leibhaftig das Lenlein liegen, nicht kalkig, zerdunsen, leichenhaft, sondern in einem lebendigen, seligen Ruhen, als sei sie gar nicht gestorben, sondern schlafe nur. Der Widerschein des leuchtenden Blaus am Himmel war wie ein schwellendes Bett unter sie gebreitet, und rotangeglühte Wölkchen standen regungslos wie verzückte Engelsgesichter um sie, als wachten sie über den paradiesischen Träumen der Entrückten. So lag das Heiligenhoflenlein drunten und doch in der Höhe, vom Strudel fortgerissen und doch in eine Seligkeit geborgen, die herrlicher schien als die Schönheit des irdischen Himmels über ihnen. Die Männer staunten mit fast aussetzendem Atem das verklärte Lenlein an, bis das Wunderbild blasser und blasser wurde und endlich in der Tiefe des Teiches verschwand.

Die Querhovener gingen noch denselben Abend auf den

Heiligenhof und erzählten, unter welchen Umständen sie das Lenlein wiedergesehen hätten. Dann kehrten sie nach Querhoven zurück, erklärten sich die rätselhafte Erscheinung ihres gläubigen Schauens für einen Fingerzeig Gottes und hörten auf, nach dem verschwundenen Mädchen zu suchen. Bald auch verbreitete sich aus dem Dorfe der armen Speilhobler und Spunddreher die Überzeugung, das Sintlingerlenlein sei durch das Wasser direkt in den Himmel entrückt worden, ohne den Tod gekostet zu haben, und wer reines Herzens sei, der sehe sie auf dem Grunde des Buchteiches in lauter himmlischem Gewölk liegen.

Trotzdem der Hemsterhuser Pfarrer Dr. Spiller mit allen Mitteln diese Verherrlichung des Freitodes als einen Teufelsspuk ketzerischen Aberglaubens bekämpfte, sahen immer mehr Menschen das Sintlingerlenlein verklärt im Wasser liegen, und in manchen Nächten erblickte man an der Stelle, wo das rote Seidentuch gefunden worden war, ein blasses Leuchten, wie einen Schimmer jenseitiger Sterne über dem finsteren Teiche schweben, dergestalt, daß man anfing, Helene wirklich für eine Heilige zu halten.

So sehr wurde die ganze Gegend von dem Schicksal erfaßt, das über den Sintlingerhof gegangen war, und alle fühlten sich von der Seele her zugleich erschüttert und erhoben.

Auch der übersichtige Kräutersammler Georg Hunatay aus Schmalenbach erschien trotz seines hohen Alters, mühselig, auf zwei Stöcken gehend, an dem Buchteich. Denn dieser Märtyrer der reinsten Liebe wollte vor dem Ende, das er nahe fühlte, wenigstens einmal die verklärte, unirdische Erscheinung eines Wesens sehen, das zwar in

diesem Leben wie er an der Liebe gescheitert, aber doch nach dem Tode in eine Seligkeit gehoben worden war, nach der sein Pilgern auf Erden umsonst gesucht hatte. So saß er Stunde um Stunde an dem Ufer des dunklen, unheimlichen Wassers und beschwor das Bild des entrückten, heiligen Mädchens mit leisem Singen und trauervollen Worten krausen Tiefsinns. Unausgesetzt rief er nach ihr und warf dabei Blumen ins Wasser, bis der Teichspiegel aussah wie eine einzige blühende Wiese. Es war alles umsonst. Das Sintlingerlenlein erschien ihm nicht, weder als schimmerndes Bild am Tage, noch als jenseitiges Leuchten im Dunkel der Nacht. Und so kehrte er, schmerzvoll in sich hineinschluchzend, nach Schmalenbach zurück, schloß sein Haus hinter sich ab und ließ sich seitdem von keinem Menschen mehr sehen.

Der Sintlingerhof aber war von dem Schicksal, das ihn getroffen hatte, in undurchdringliche Nacht gehüllt. Die Bäuerin glich einem Strauch, der fortwährend von einem Sturm zerrissen wurde, zerbrach und doch nicht vergehen konnte, alle Blätter verlor und doch nicht starb. Allein als durch den frommen Glauben der Querhovener und die Ergriffenheit der ganzen Gegend der grause Tod ihres einzigen Kindes als ein seliges Wunder in den Himmel gehoben wurde, verwandelte sich auch in ihrer Seele der Schmerz. Eines Tages tauchte sie wie auf eine gnadenvolle Berührung Gottes aus der Leidverschollenheit, und es wurde ihr gegeben, daß sie das Dasein Helenens wie zwischen die fernsten Sterne des Weltalls gestellt, wirklich als eine heilige Angelegenheit des Himmels zu sehen anfing. Denn immer klarer erkannte sie in dem Leben und

Tode Helenens die Führung göttlicher Ratschlüsse und daß das frühe, grause Ende ihres Kindes die einzige Rettung vor dem unglücksvollen Leben bedeutete, das ihr an der Seite Peter Brindeiseners beschieden gewesen wäre.

Allein das hätte vielleicht noch nicht genügt, sie der Zerstörung des Grames zu entziehen. Aber als sie erst einmal das Auge aus der Nacht gerungen hatte, sah sie den Zustand ihres geliebten Andreas, den alle noch immer den Heiligenhofbauer nannten. Da duldete sie dann nie mehr, daß Schmerz und Klage sie übermannten. Von seinen Lippen kam kein Wort, aus seinen Augen kein Blick. Wenn er lag, schlief er nicht, und bewegte er sich, glich er doch einem Abgeschiedenen. Seine Wirtschaft, sein Leben, die Welt und alle Menschen, nichts war mehr für ihn da.

Bald nach dem Aufstehen begab er sich an den Rand des Sintlingerhügels. Dort stand, lag oder kauerte er bis in die Nacht und sah mit regungslosen Augen und zusammengepreßtem Munde über den Grenzweg auf den Brindeisenerhof, in dem der fast neunzigjährige Bauer noch allein hauste.

Warum er tagaus, tagein auf den anderen Fremdhof starrte, war ihm mit nichts zu entringen. Aber es wird wohl ein Haß gewesen sein, der so grenzenlos war, daß er den Sintlinger in immerwährender Betäubung zum Anblick dieses Anwesens nötigte, von dem er in der damaligen Verfassung seines Wesens annahm, alles Unglück seiner Familie und die Zertrümmerung seines eigenen Lebens rühre nur von dem riesigen Schober Unrat her, zu dem der Brindeisenerhof geworden war.

Denn eines Abends stand der Sintlinger wieder vor

seinem Tore und wartete, daß sich ereigne, was er schon unzähligemal erlebt und erlitten hatte. Da sah er den alten Brindeisener aus dem Hofe schleichen, der in der Dämmerung nicht anders aussah wie ein ungeheurer, zusammengefaulter Reisighaufen. Der greisenhafte Fremdbauer, nun schon weit über neunzig Jahre alt, ging gebückt, so, daß seine langen, herunterhängenden Arme mit den Fingerspitzen fast den Boden berührten und er mehr einem uralten Großtier ähnlich sah als einem Menschen. Manchmal blieb er stehen, roch mißtrauisch in die Luft, wie ein aufgescheuchtes Stück Wild, und versank dann in das Trödeln, das ihn bei einbrechender Nacht immer um den Hof führte, seitdem er mutterseelenallein hauste, weil sein ältester Sohn Jakob im Gefängnis saß, Peter mit Mathinka Meixner irgendwohin davongegangen war und sein Weib vor vielen, vielen Jahren, er wußte nicht wann, sich von ihm wie eine vergessene Hündin im Tode verloren hatte.

Da griff er an einer halb zerfallenen Radwer umher, dort versuchte er, ein zerdorrtes Rad an einen umgesunkenen Wagen zu stecken. Baumelnde Zaunlatten drückte er in Nagelstümpfe, daß sie bis zum nächsten Windstoß für befestigt gelten konnten. Mit einer halbgestielten Düngergabel fing er an, einen Unrathaufen umzustechen, rüttelte an Gerümpelstößen, lachte höhnisch, geriet in Wut, begann mit fistelnd weinerlicher Stimme zu fluchen und mäßigte sich dann wieder in ein eintöniges, tiefes Gebrummel, als sei er nur ein endloser Gang, in dem sich verfangener Wind mißmutig einen Ausgang sucht. Und wie jeden Abend fuhr er zuletzt auf, sah den Sintlinger

drüben im Dunkel auf dem Hügel stehen und herüberstarren, ging an einen geneigten Apfelbaum, zog seinen zusammengesunkenen Leib mühsam auseinander, lachte gell auf und schrie dann:

„Gu'n Abend Andreas! Andreas, wo bist du? Hahaha!"

Und da der Sintlinger wie immer schwieg, fuhr er in seinem Spott fort:

„Aha, dir hat der Heilige Geist wieder in den Kopf gesch.....! He, du Nasensäufer! Verfluchter Hurenbrüter! Leichenvater!"

So ging das Schimpfen fort und wurde immer grausiger, bis es der Sintlinger nicht mehr vertrug, sich gewaltsam losriß und in den Hof eilte.

Der alte Fremdbauer tobte noch eine Weile und kroch endlich irgendwo durch eine Luke ins Haus. Aber damit hatte sich seine Wut noch nicht ausgespielt. In die Stube zurückgekehrt, lehnte er sich aus dem Fenster und sang nach einer wilden, improvisierten Melodie sein Hohnlied zum Heiligenhof hinüber.

An diesem Abend sang er:

„Die Sintlinger wachsen wie Schöllkraut aus dem Dünger.
Der Satan schmeißt sie in die Welt und holt sie wieder, wenn sie reif von Hundswut sind.
Bald sind sie Brandstifter, bald schieben sie mit dem Teufel Kegel, bald sind es blinde Huren.
Sie sollen alle im Wasser ersaufen wie räudige Katzen oder an ihrem eigenen Dünger erwürgen. Verflu—u—u—cht! Verflu—u—ucht!"

Der Haß des alten Brindeiſener war infernaliſcher wie ſonſt, und der Sintlinger, der von ſeinem Zimmer aus alles mit angehört hatte, rang mit aller Gewalt gegen ſeinen Zorn, warf ſich ins Bett und wickelte ſich die Decke um den Kopf. Aber die Worte des Alten gellten ihm fortwährend in die Ohren, daß ihn endlich die Wut wie ein Taumel übermannte. „Gut", ſagte er zu ſich, „iſt der Tolle über mir, ſo hat er mich eben. Und wenn ich das alte, grölende Tier im Feuer umkommen laſſe, ſo bedeutet das nicht mehr, als brenne ich Schwaben mit dem Kienſpan aus."

Er ſprang aus dem Bett, zog ſich notdürftig an, ſuchte im Finſtern nach Streichhölzern und trat, zu allem entſchloſſen, leiſe auf den dunkeln Flur. Aber er war ſo erregt, daß ihm die Zähne aufeinanderſchlugen und ſein ganzer Leib wie von großem Froſt geſchüttelt wurde. Kaum wußte er, wo er war. Überall, wo er hingriff, ſtieß er gegen eine Wand und, nachdem er lange ſo wie trunken umhergetappt war, gab er es auf, die Stiegenmündung zu finden, blieb ſtehen und horchte in das nachtſtille große Haus, ob noch irgend jemand wach ſei und ihn gehört habe. Da vernahm er Schritte über den Hof gehen, und dann klang leiſe die Haſpe des Beipförtchens.

Der Krampf in ihm verlor ſich, und er trat in ſein Zimmer zurück.

Am anderen Morgen fand man die Leiche des alten Zenker neben der Scheuer auf dem Brindeiſenerhofe. Ein aufgeriſſenes Käſtchen Streichhölzer lag zerſtreut neben ihm; die Hände noch verkrampft nach dem Stroh ausgeſtreckt, das aus einem Loch der Mauer quoll, das

tote Auge weit aufgerissen und stier, der zahnlose Mund fest zusammengebissen, so lag er da, ein Häufchen erstarrter, wilder Rachsucht.

Nach diesem Vorkommnis hielt sich der Heiligenbauer tagelang vor allen verborgen, und als er endlich sein Weib in sein Zimmer vor sich ließ, war er ganz verwandelt und eröffnete ihr den Entschluß, daß er nicht mehr länger auf dem Hofe seiner Väter bleiben könne, wolle er sich nicht der Gefahr aussetzen, nach allem Unglück noch Schimpf und Schande über sich und jene zu bringen, die mit ihm verbunden seien. Überdies, sein Leben sei abgeschlossen, und ihm bleibe weiter nichts mehr zu tun übrig, als seiner Seele zu dienen oder vielmehr, was etwa noch davon vorhanden sei.

Dies alles sagte er mit ruhiger Stimme, entspanntem Gesicht und bewegungslosen Augen. Die Bäuerin versuchte umsonst, tiefer in ihn einzudringen. Zu allem, was sie sprach, schüttelte er den Kopf und endlich, als sie ratlos schwieg, lächelte er in ergreifender Güte, strich mit linder Hand über ihre Stirn und bat sie, ihn in dem neuen Leben, das jetzt beginne, nicht zu verlassen.

Wegen der Dienste, die Meixner-Gottlieb ihm und seinem Lenlein erwiesen hatte und auch als Dank an den alten Zenker übergab ihm der Sintlinger den Heiligenhof zunächst pachtweise. Nur die Wiese an dem neuen Grenzwege, einige anstoßende Ackerbreiten und den Wald dahinter behielt er für sich. Dort erbaute er sich ein einfaches, bequemes Wohnhaus, das dem Gutswohnhaus auf dem Heiligenhofhübel ähnlich sah. Nur lief hier der Frontspieß in ein kleines Kuppeltürmlein aus, während auf

dem Heiligenhofe der Turm mitten aus dem hohen First herausschoß.

Der Sintlinger nahm außer dem nötigen Hausrat nichts als die Glocke mit von dem Hofe. Als nämlich der Gedanke an den Hausbau in ihm zwingend geworden war, nach jenem Abend, an dem ihn die Rachgier so überfallen hatte, nach den Tagen vollkommener Einsamkeit, war er erschöpft in einen Traum verfallen, so scharf und deutlich wie ein Begegnis des Lebens. Er sah das Lenlein in einem hellblauen, flordünnen, lang nachwallenden Kleide mit ihren hohen, schwebenden Blindenschritten über eine Wiese gehen, auf der, spärlich verstreut, da und dort große blaue Glockenblumen wuchsen. Das Mädchen ging zu jeder Blüte hin, sprach mit ihr und läutete sie, und als der Sintlinger erwachte, hörte er den Klang der Blumen noch deutlich in seinem Ohr.

Deswegen bestand er darauf, die Glocke mitzunehmen, obwohl die Bäuerin meinte, auf diese Weise werde sie das Unglück nie verlassen. Der Sintlinger überwand ihren Widerstand und läutete die Glocke dann auch zu allen drei Tagzeiten wie sein Ahn, der tolle Jakob Sintlinger, mit dessen Leben seine Art und sein Schicksal eine solche Ähnlichkeit hatte.

Wohl lag es an der anderen Umgebung: dem nahen Walde, den langen, von drei Seiten gegen das Haus geneigten Abhängen, daß der Klang der Glocke nun anders, weicher, verhaltener, fast wie ein gesungener Frauenton anzuhören war. Und die Leute von Hemsterhus, Brederode und Querhoven, nachdem sie dem Geläut einige Tage gelauscht hatten, sagten, die Glocke habe seit dem Umzuge

eine Menschenstimme bekommen, und nicht lange darnach entstand die Sage, sooft der Heiligenbauer läute, singe sein totes, verklärtes Lenlein im Himmel mit, und endlich geschah es, daß der Sintlinger selber daran glaubte, weil er sich an seinen Traum erinnerte.

Seitdem schloß er jedesmal beim Läuten die Augen und der Klang des Glöckleins führte ihn hinauf und hinaus in alle Welt. Alles rundumher, Himmel und Erde, war ein geheimnisvoller Wohllaut, alles in Klang getaucht, in den Klang der Stimme seines Kindes, das ihn bei Lebzeiten so tief in alles Jenseitige, in das Himmlische der Erde und der Menschen geführt hatte, daß er heute nicht mehr verstand, was er damals gesonnen hatte. Aber solange sein Lenlein durch die Stimme der Glocke in ihm sang, war alles wie damals, und er hatte die alte Seligkeitsempfindung des gesamten Weltallbesitzes durch seine Seele.

Doch kamen auch oft genug schwere Tage, ja ganze Wochen, in denen es ihm war, als sei er von sich ausgesperrt. Dann war sein Ohr hörnen, sein Auge stumpf, sein Kopf wie eine beinerne Nuß und sein Herz ging leer wie eine leere Pleuder.

Meistens fiel den Heiligenbauer dieses Gefühl der Ausgeschlossenheit von sich und der ganzen Welt, diese eisige Todeseinsamkeit in den hohen Mittagsstunden an. Dann zog er wohl wie sonst sanft und zärtlich an dem Glockenstrick, griff mit verschmachtetem Ohr nach dem Klang in den Lüften und ließ den Widerstoß des Glockenschwunges durch die Arme bis in seine Brust zittern. Aber das sonnenhafte Stäuben wachte nicht auf in seiner Seele. Alles in ihm blieb erstorben wie in einem verfallenen Haus.

Wenn er dies Erstarren in sich spürte, packte ihn jedesmal der Schmerz so tief, daß er an dem Strick riß wie einer, der die ganze Welt um Hilfe anruft, und die Glocke gellte aus dem Heiligenwinkel wie ein verzweifelter Schrei, der zuletzt jäh abriß.

In Hemsterhus, Brederode und Querhoven, wenn die Leute die Glocke also toben hörten, erbleichten die Mütter, rissen ihre Kinder vom Spiele weg in die Stube, schlossen vor dem qualvollen Laut in den Lüften Fenster und Tür und sagten erschrocken: „Kommt, seid still! Der Heiligenbauer schreit."

Dem Sintlinger geschah es in solchen Zeiten, daß er die Welt nicht mehr begriff, die er doch selber, tätig und schaffend, aus eigener Tiefe geboren hatte. Und doch saß er noch mitten darin, aber verirrt wie in der Unwirtlichkeit eines unabsehbaren Waldes, aus dem er keinen Ausweg sah. Nicht ein lebendiger Ton kam zu ihm, weder aus seiner Vergangenheit, noch rührte ihn etwas aus seiner Gegenwart. Johanna sah ihn oft stundenlang auf der Altane des Hauses mit zugefallenen Augen sitzen und sprechend, aber ohne Laut, die Lippen rühren in der Art, wie leidenschaftliche Menschen erregt denken, und wenn sie ihn fragte, womit er sich denn wieder herumschlagen müsse, achtete er entweder gar nicht auf sie oder krümmte nur bitter die Lippen oder sagte Unbegreifliches, wie: „Wenn Schatten Schatten wären, dann wüßte man auch, daß Dinge wirklich sind. So aber, wenn der Wald rauscht, weiß ich nicht, bin ich es oder der Wald. Ach, mein liebes Weib, ein Hahn, ein Haus, ein Mensch, ein Gott, ich und du! Was ist das alles?" — Mit entgleisten Blicken sah

er ratlos um sich, ließ die Augen wieder zufallen und versank in seine Verschollenheit.

Gegen das Ende einer solchen Dunkelzeit hin, als es ihn wieder einmal durch tausend unsichtbare Schluchten und Höhlen geschleift hatte, daß sein Körper welk und sein Gesicht ganz verfallen war, packte er im Vorbeigehen unvermutet Johannas Hand mit schmerzhaftem Griff und sagte mühsam, verzweifelt, wie einer, der am Ende seines Widerstandes angekommen ist:

„Weißt du, Johanna, es geht zu Ende mit mir, vollkommen zu Ende. Und nun habe ich nur noch einen Wunsch. Der Faber möchte kommen und noch einmal mit mir reden. Das ist das einzige, was mir noch helfen kann."

Die Bäuerin aber wußte von dem jahrzehntelangen Ringen ihres Mannes mit diesem großen Menschen nichts. Sie kannte ihn nur, wie alle Menschen der Gegend, von der fast vergessenen Herner Rebellion her als einen wilden, mörderlichen Landfahrer und Leuteschrecken. Deshalb verfärbte sich die gute Frau und fragte, mit Tränen der Angst in den Augen, wieso er auf diesen furchtbaren Gedanken verfallen könne, denn dieses Scheusal sitze ja schon seit Jahren im Zuchthause oder sei vielleicht schon gar in irgendeiner Henkergrube verscharrt.

Da brach dann der Sintlinger das erstemal das sorgsam behütete Schweigen über den verborgenen, geheimnisvollen Kampf, in dem sein Geist mit dem Geiste dieses Rebellen begriffen war, von dem ersten und einzigen Gespräch an in der Nacht nach der Einweihung des Sintlingersteines auf der Wiese, wo jetzt ihr Haus stand,

ging alle geheimen Nöte und Berückungen durch, die er von ihm erfahren, erwähnte auch dessen Brief, den er am Tage der Beerdigung des Vanlyßender empfangen hatte, und versicherte, daß eigentlich nur dieser Mann am Scheitern seiner Weisheit und an dem vollkommenen Zerbrechen seiner Welt schuld sei. Der Bäuerin kamen die Aufschlüsse über solch rätselhafte Beziehungen zwischen Menschen nur wie ein auf allen Wolken segelnder Wahn eines kranken Gemütes vor, und sie wußte sich keinen anderen Rat, als ihren lieben Andreas erschütterten Herzens zu umarmen und ihm zu sagen, wenn es so sei, wie er glaube, was sie aber nicht verstehe und auch nicht verstehen wolle, dann werde sich sicher alles zum Guten wenden, denn ein Mann wie er könne in einem solchen Kummerloche nicht enden, in dem er jetzt stecke. Das glaube sie ganz fest.

Darauf ging sie davon und behielt die Sorge für sich, die ihr trotzdem im Herzen saß.

In jenem Jahre nun hatte sich wieder einmal das Verhältnis zwischen der Arbeiterschaft und den Unternehmern in dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet zu einer unerträglichen Spannung erhitzt. Alle Betriebe waren davon ergriffen, und man befürchtete den Ausbruch eines Streiks größten Stiles. Unter denen, die am tätigsten an der Vermeidung dieses Kampfes arbeiteten, wurde der Name Franz Fabers auch in den Syndikatszeitungen mit Achtung genannt als eines Mannes von großer Einsicht, weiser Mäßigung und reinster, höchster Menschenliebe. Und als endlich die Ruhe wiederhergestellt war, erschien es dem Sintlinger unausweichlich sicher, daß Faber seinem verjährten Versprechen nachkommen und ihn aufsuchen mußte,

obwohl der Heiligenbauer keine anderen Anstalten traf, als nur seine schmerzhafte Sehnsucht nach ihm von Tag zu Tag zu steigern.

Und sein Herz, das nach ihm verlangte, betrog ihn nicht.

Johanna sah eines Nachmittags ihrem Mann von der Stube durchs Fenster verstohlen zu, wie er wieder unbeweglich und eingesunken auf der Altane saß, und wenn er auch nicht in ewiger Gedankenunstetheit lautlos die Lippen gehen ließ, wie sonst, so merkte sie doch, daß das dunkle Arbeiten eines friedlosen Geistes noch immer in ihm war. Denn von Zeit zu Zeit hob er den Kopf, strich in einer Art begütigenden Beschwörens mit der Hand über die Stirn und sah dann eigen und genau in die Weite, dorthin, wo hinter dem sänftlich niederen Taleinschnitt zwischen den beiden Fremdhöfen, schon etwas fernüberblaut, die leicht bewegte Hügelwand den Horizont abschloß, die das Gebiet der Fremdhöfe von Querhoven trennt. Doch konnte sie nicht herauskriegen, wodurch die Aufmerksamkeit ihres Andreas, wie sie meinte, gerade immer dorthin gezogen wurde. Denn es war da nichts Merkwürdiges. Das Fichtenbärtlein, das von dem Walde des Dürrenberges herablief, stand als ein durchbrochener dunkler Schleier, und das Licht der schon geneigten Sonne blitzte in goldfunkigen Streifen und Punkten durch das Geäst. Jedoch gegen den Abend hin, als dies Spiel des Sonnenschimmers schon rot zu glühen anfing, sah sie einen ungewöhnlich großen Mann über den Querhovener Hügel den Fußweg gegen die neue Chaussee, den früheren Grenzweg, herabsteigen und langsam und würdig wie ein König herankommen. Zwischen den Fremdhöfen, mitten im Tal-

einschnitt, blieb er stehen und schaute bald den Sintlinger-, bald den Brindeisenerhübel mit aufmerksamem Betrachten an, so, als sei er mit sich nicht einig, gegen welches Gehöft er hinansteigen solle. Er trug den Hut in der Hand, und sein leichter grauer Mantel wehte in dem schwachen Winde, der ihm auch manchmal einen riesigen Vollbart, gleich einem dichten weißlichen Gewölk, über die Achsel trieb. Nach einigem Bedenken setzte er, aber nun mit geneigtem Kopfe, den Weg fort, hob an der Stelle, wo der Weg nach dem Fremdhofwalde zu eine Biegung machte, das Gesicht, musterte das Sintlingersche Fluchthaus einen Augenblick und schritt dann entschieden über das kleine Grabenbrücklein auf den Eingang des Gartens zu, der sich bis nahe an die Straße hin ausdehnte.

Sowie er, energisch auf ihr Haus zusteuernd, den ersten Fuß auf das Grabenbrücklein setzte, sah die Heiligenhofbäuerin ihren Mann jäh aufspringen, hochaufatmend mit beiden Händen das Geländer der Altane packen und dann überstürzt die Stufen hinab durch den Garten auf den Fremden zueilen. Am Gartenpförtchen trafen die beiden Männer zusammen. Johanna sah ihren Andreas das kleine Türchen öffnen und dem großen Ankömmling die Hand entgegenstrecken. Aber noch ehe der andere sie ergreifen konnte, fing der Heiligenbauer an zu taumeln, und der Fremde mußte ihn in den Armen auffangen, um ihn vor dem Umsinken zu bewahren.

Johanna stieß einen Schrei aus und sprang die Stufen der Altane hinab, durch den Garten, den beiden entgegen, denn die Gute glaubte, ihrem Manne sei infolge der langen Gramzeit ein Unglück zugestoßen. Und wirklich, als sie

sich den beiden fliegend näherte, sah sie den Sintlinger blaß, von halber Ohnmacht betäubt, mit geschlossenen Augen, aber doch beglückt lächelnd, am Arm des Fremden hängend, herankommen.

Franz Faber, denn das war der Fremde in der Tat, winkte ihr, sich nicht zu beunruhigen, grüßte in gewinnender Güte und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, sich aller lauten Worte zu enthalten.

Auf der Altane angekommen, bat er sie ebenso stumm, ihn mit dem Sintlinger allein zu lassen. Dann saß er lange schweigend bei dem Erschütterten und hielt seine Hand in der seinen. Aber der Heiligenbauer sah fortwährend vor sich nieder und vermochte nicht, den, nach dem er doch so gerungen hatte, anzusehen. Nur dann und wann ging ein Zucken über das Gesicht ihres Andreas, ein Zug, der aus Bitterkeit und Seligkeit gemischt war, und auch aussah wie das glückvolle Lächeln des Unterliegens.

Und jedesmal, wenn ein solch letzter Anfall zerbrochenen Stolzes über den Sintlinger kam, bemerkte die Bäuerin, die hinterm Fenster die beiden betrachtete, daß Faber seine Hand beruhigend auf ihres Mannes Achsel legte, und am Rucken des großen Bartes erkannte sie, daß er ihm gut zusprach.

Nein, das war kein Narr, wie ihn der Sintlinger so oft gescholten, noch weniger ein böser Verführer und Allesfeind, wie sie lange mit der Menge gemeint hatte; er saß, im Gegenteil, da wie ein großer, gütiger Menschenvater, und die furchtbare Säbelnarbe, die schräg über seine Stirn gehauen war, vermehrte seine Ehrwürdigkeit noch ins

geradezu Erschütternde hinein. Und die einfache, reine Frau empfand, daß ihr rastlos umgetriebener Mann nun geborgen sei. Sie begab sich vom Fenster weg und ging in die Küche, das Abendbrot zu richten.

Nicht lange danach hörte sie die beiden erst leise, dann immer lebhafter miteinander sprechen.

Noch diesen selben Abend breitete der Sintlinger sein ganzes Leben vor Faber aus: Wie er mitten in der ererbten Wildheit seines Blutes durch die Geburt des engelhaften Lenleins zu neuem Dasein erweckt und von ihr in unsagbar lichte Höhen geführt worden sei; wie dann Dunkelheiten und Schatten nach dem Sehendwerden über ihn gekommen seien, vor allem nach dem Tode Helenens ihn eine solch tiefe Nacht des Geistes umfangen habe, daß er nun verwirrt und zerstört dastehe und wirklich nicht mehr wisse, wohin zu wandern sei. Der Heiligenbauer verlor die letzte Scheu und sprach von seinem Geheimsten.

Als er geendet hatte und voll gespanntester Erwartung Faber ansah, merkte er wohl dessen tiefe Erschütterung. Der mächtige Mann lehnte mit zurückgesunkenem Haupt und geschlossenen Auges da. Dann nickte er schwer, schaute den Sintlinger tief an, ergriff seine Hand und drückte sie mit herzlicher Kraft.

Aber er ging doch an der Lebensbeichte des Sintlingers vorüber und erzählte, daß er schon einen Tag seinetwegen bei den Querhovenern drüben gewesen sei, die sich ja als seine Jünger betrachteten. Dort habe er schon vielerlei von ihm und seinem Schicksal erfahren. Die Abrundung und richtige Einsicht sei ihm indes erst jetzt durch ihn selbst

gekommen. Er danke ihm herzlich für sein Vertrauen, bitte jedoch, ihm diese Nacht Zeit zu lassen, damit er sich noch einmal alles bei sich überlege. Auch sei er heut übermüdet.

Der Sintlinger saß nach dieser Antwort enttäuscht da, senkte das Gesicht und nagte an der Lippe, überwand sich aber, stand auf und übergab Faber seine Tagebuchblätter mit dem Bemerken, daß darin noch mehr enthalten sei, als er habe erzählen können, das meiste, oder vielmehr viel von dem, was er innerlich erlebt habe. Wolle er sie lesen, so würde es ihm noch leichter werden, das zu finden, woran er habe zerbrechen müssen.

Franz Faber nahm die Blätter mit bedeutsamem Dank entgegen. Darauf trennten sich die Männer, und Faber stieg in das Stüblein hinauf, wo ihm sein Nachtlager bereitet worden war.

Des anderen Tages blieb Faber fast ganz auf seinem Zimmer. Während der Mahlzeiten saß er, in sich wie in große Ferne verloren, am Tisch, und den Heiligenbauer und sein Weib ergriff oft ein rätselhafter Schauer, wenn er seine Augen mit dem über die Erde langenden Blick lange und ergründend auf ihnen ruhen ließ.

Am Abend dieses zweiten Tages gingen der Heiligenbauer und Faber auf dessen Vorschlag an allen Plätzen umher, die ihnen bei ihrer ersten Zusammenkunft vor zwanzig Jahren merkwürdig geworden waren, vom Strauchhaufen zum stillen Tümpel, wo Faber auf der Flucht ohnmächtig zusammengebrochen durch den Sintlinger gefunden worden war; überschritten den Graben, wandelten im Mondschein das kleine Tälchen entlang,

stiegen zum Heiligenhofe hinauf, saßen unter den Linden am Sintlingerstein, schauten auf den verfallenen Brindeisenerhof hinüber, blickten zu den Fenstern empor, hinter denen Helene die letzten Jahre ihres Lebens gewohnt hatte, und verloren sich über die hohe Kippe ein Stück in den Wald.

Der Sintlinger redete noch mehr von den Kämpfen und Verwickelungen seines Daseins, und wie er eigentlich fortwährend, gleichsam unterirdisch, habe mit Faber ringen müssen, bis heute, bis alles wie Staub in ihm zerfallen sei.

Faber war bisher fast schweigend neben ihm gegangen, und sein Anteil an dem Gespräch hatte eigentlich nur in den Anregungen bestanden, den Fluß der Sintlingerschen Erzählung weiterzuführen und unmerklich zu steuern.

Als der Sintlinger die letzten Worte über seine Auflösung gesprochen hatte, blieb Faber stehen und fragte:

„Und weißt du, Sintlinger, warum es nicht ausbleiben konnte, daß du vor dir verschwandest? Weißt du das?"

Der Sintlinger schüttelte das Haupt.

Deswegen fuhr Faber fort:

„Du bist mein Bruder, Sintlinger. Das habe ich an den Querhovenern erfahren, die behaupten, den neuen Weg zu Gott und ihr ganzes verändertes Leben von dir empfangen zu haben. Am meisten, tiefer noch ist es mir durch deine Aufzeichnungen gewiß geworden, daß du mein Bruder bist in dem heiligen Geist, der beginnt, nun in den Menschen zur Herrschaft zu gelangen, ohne Verhüllung von Dogmen, ohne Gleichnis, nachdem er vermummt all

die Jahrtausende leitend in ihnen umgegangen ist. Noch einmal sei es gesagt: Du bist tiefer mein Bruder wie je ein anderer Mensch auf Erden.

Und darum mußten wir miteinander ringen, noch ehe wir uns recht kannten. Denn die Menschen der gleichgerichteten Art sind sich nahe, auch wenn sie sich nicht sehen, und wären Meere oder Jahrhunderte zwischen ihnen: Die Ermannung des einen wird des andern Sieg, und durch den Fall des einen straucheln und stürzen viele andere, die in Unsicherheit leben. Deswegen weiß ich auch um dein Inneres.

Soll ich weiter reden, oder weißt du es nun auch schon selber, warum du dich verwirrt hast?"

„Ich bitte dich, rede, Faber", antwortete der Heiligenbauer leise.

„Na, da du es willst, so höre. Die Glocke, die du alle Tage läutest, tönt dir nicht ihren Klang, nicht deine eigene Stimme und nicht deinen Geist, sondern die Stimme und den Geist deiner gestorbenen Tochter Helene. Aber, so wie es jetzt ist, war es, als sie noch lebte, wie ich gelesen habe vom ersten Tage ihres Daseins an. Auch damals lebtest du eigentlich nur ihr Leben, sannst mit ihrem Geiste und fühltest mit ihrem Herzen.

Dein Leben aber, dein Geist und dein Herz blieben an dem Orte, wo sie gewesen waren, noch ehe dein Kind geboren wurde. Du fandest Weisheit und wurdest nicht weise, lebtest die Tugend eines anderen Herzens, wähntest dich frei und warst gefangen.

Darum, als ein Wandel über dein Kind kam, als sie durch die Erschütterungen der Liebe das äußere Gesicht erlangte und dann gar im Tode von dir verschwand, mußte

sich alles vor dir verwandeln und verschwinden, weil du nur durch ihr Dasein wußtest, was du erkannt hattest. Denn man kann auch auf einem Irrweg auf einen Gipfel gelangen, wohl sehen, daß es ein Gipfel ist, aber dann, ohne zu wissen wie es zugeht, sich wieder davon verlieren. Selbst die reinste Liebe ist ein Irrweg, wenn sie dich nicht ganz auf den Pfaden deines Geistes führt, und zu allerletzt im tiefsten darf kein Mensch jemand anders angehören als nur Gott.

Also, wenn du nicht weiter, wie du sagst, Staub in dir sein willst, so mußt du nun ein zweites Mal und jetzt mit eigenen Kräften erwerben, was du durch dein heiliges Kind besessen hast. Denn ich glaube selbst, dein Lenlein war ein heiliger Mensch. Deswegen sei nicht mehr traurig und mutlos. Alles Leben in und außer uns muß immerfort verschwinden, da es die Art der Welle ist, zu kommen und zu gehen. Doch das Meer bleibt, wie du selbst in deinen Aufzeichnungen geschrieben hast. Wir Menschen aber, solange wir auf den Strömen dieser tanzenden Erde fahren, müssen mit immer reinerem Geist und Willen uns immer höher bauen, wir, die Lichtschatten Gottes von unserer Seele her."

Über diesen Worten waren sie aus dem Walde gekommen und wieder am Hause angelangt.

Der Sintlinger stand gesenkten Hauptes da, während Faber sich schon anschickte, die Stufen zur Altane emporzusteigen.

Es sah aus, als wolle der Heiligenbauer, von neuem Gram übermannt, nicht schlafen gehen, sondern wieder in den Wald entweichen.

Deswegen nahm Faber seine Hand und sagte liebreich: „Nein, Sintlinger, nun gleich ins Bett! Glaube mir, du schläfst mit deinem größten Glück Wand an Wand. Morgen will ich weiter mit dir sprechen und dann davongehen."

Allein der Heiligenbauer wurde doch von der alten Friedlosigkeit und Zerstörung überfallen, und als Faber die Tür hinter sich geschlossen hatte, verließ er den Garten und lief in den Wald, wo er mit seinem bösen Geiste rang bis an den Morgen.

Es schien ihm, als habe Faber nun erst recht sein ganzes Leben durch die Forderung zertreten, daß er sich sogar von dem Geiste des verstorbenen Lenleins wie von einer Torheit fernhalten solle.

Doch, als nach langen Stunden der Nacht endlich über den Baumwipfeln das erste Silbergrau der Frühe aufwachte, begann ihn das Wühlen der Widersetzlichkeit gegen Faber zu verlassen, und es ging ihm auf, daß er all die Stunden wie in den langen Jahren vorher sich eigentlich gegen den Sinn gebäumt hatte, den er in verletztem Stolze den Worten Fabers eigenmächtig untergelegt hatte. Wie hätte der große Mann sonst von Helene als von einem heiligen Menschen reden können! Er faßte sich mit festem Griffe, daß es ihm nicht wieder geschehe, durch die Irre auf einen Gipfel zu kommen.

Er machte sich frei von der Eitelkeit seines Geistes und der Selbstverliebtheit des Herzens, und sah ein, daß die Wahrheit nicht wahr sei, weil sie jemand spricht, sondern weil es die Wahrheit ist, und daß sie von Anbeginn in jedem Menschen sein muß, da sie sonst nie von jemand hätte erkannt werden können.

Als der Heiligenbauer aus dem Walde trat, sah er sein Haus verklärt in dem ersten Glanze des Morgens liegen.

Er faßte das als eine trostreiche Verheißung auf, und die Handvoll Schlaf, die ihm noch blieb, erquickte ihn so tief wie der Friede von ruhigen Jahren, und aus dem Zusammensein der beiden Männer an diesem letzten Tage wurde dann ein hohes, denkwürdiges Fest der Seele.

Faber merkte glückvoll die reine Aufgeschlossenheit und Freiheit, die ihm Sintlinger entgegenbrachte, und redete mit ihm über alle Geheimnisse seines und des Lebens aller Menschen.

Am Nachmittage drängte Faber zum Aufbruche, denn er wollte vor seiner Abreise aus der Gegend noch einen Abend in Querhoven bei dem Weber Staupitz im Kreise der armen Walddörfler zubringen, die er wunderbare Menschen nannte.

Alle Bitten des Sintlingers, noch länger zu bleiben, wies er mit herzlichem Dank zurück. Denn er dürfe sich keine Ruhe gönnen. Lächelnd stand er auf und ging, beglückt über die Liebe des Heiligenbauers und seiner Johanna, ein paarmal in der Stube hin und her. Zuletzt trat er an das Fenster und schaute lange über den Garten in die Landschaft, durch die er einst als Verfemter bei Nacht in der Not geflüchtet war, und jetzt nach zwanzig Jahren weilte er hier als Friedensbringer.

Indessen er so stand und versunken hinaussann, trat auch die Bäuerin leise herein und setzte sich geräuschlos zu ihrem Manne an den Tisch. Die beiden hingen mit Blicken der Verehrung an der hohen Gestalt des in sich gekehrten Weisen, bis er sich langsam umwandte und sie

mit einem Gesicht anschaute, das von tiefer Seligkeit verschönt war.

„O ja", sagte er strahlend, „das Leben ist schön! Wie herrlich ist in Wahrheit alles Schwere, wenn wir Menschen es in der rechten Weise empfangen und überwinden!"

Nach diesem Ausruf wurde er von seinem Geist ganz überwältigt und hingerissen und fuhr zu reden fort:

„Seht, ihr beiden lieben, lieben Menschen, ich muß wieder davongehen. Ich bin froh, daß ich bei euch war, und bin doch auch glücklich, daß ich wieder fort muß. Denn mich treibt mein Geist, den Menschen ein neues Evangelium zu bringen, nicht daß ich im Jagen es mir erst erwerben müßte. Nein, ich besitze es. Mitten in den Zerstörungen bin ich selbst unzerstörbar. Es ist ein anderes, als die Menschen bis jetzt geglaubt haben. Denn wer noch von Erlösung redet, redet ausgehülste Worte, lebt in der Sündeneitelkeit, beleidigt Gott und bäckt das Brot seiner Tage im Angstofen des Todes. Auf der Fahne, die ich entfalte, ist kein Tier gemalt und kein Leichnam, sondern das Bild eines glückvollen, lebendigen Menschen. Das ganze Weltall mit seinen unzähligen Gestalten, alle Lehren der Kirchen, die waren und noch sein werden, alle Wahrheiten der Wissenschaften sind nur Sinnbilder seines Wesens, alles an und in ihm, sogar sein häusliches Tun, seine Familien und Staaten und selbst noch seine Sünden. Denn Zeit ist nur in unserer Rede und Raum durch unser Denken. Jedes Wort vom Unterschiede ist nur ein Gleichnis auf Erden.

Das unbezeichenbare Wesen, das den Grund der Welt bildet, es ist auch unser tiefstes Wesen, vor dem ein Halm

so groß ist wie ein Berg. Es kennt nicht das Mehr und das Weniger, nicht groß und klein, nicht hier und dort, nicht heute, morgen und gestern. Geburt und Tod sind nur Töne seines ewigen Liedes. Der Tanz der Gestirne verursacht Ebbe und Flut; aber er läutet auch unser kleines Herz. Und alles zusammen ist doch nicht mehr als der Hin- und Wiedergang der Uhr an der Wand im Hause des Menschen.

So tief ist das ewige Wesen, das wir in uns Seele, außer uns Gott nennen.

Nach dem Tode sind wir ungeteilt. Hier in dem Zustande, den wir Leben nennen oder Dasein, wird uns alles verschleiert durch den Geist und sein Denken, daß wir es verkehrt sehen wie die Bilder im Spiegel des Teiches oder im Sterne unseres Auges.

Doch schon hier, gefesselt durch die Trugbilder von Raum und Zeit, können wir dahin gelangen, in jenes Haus ohne Mauern, das einige das Jenseits heißen, andere den Himmel und noch andere das Nichts, weil es das All ist.

Wenn ein Vogel auf der Spitze des äußersten Baumzweiges sitzt, so erlebt er nur die Bewegungen dieses Zweiges. Rückt er tiefer hinein auf den Ast, so umfaßt er die Bewegungen von hundert Zweigen und schwankt doch nur wenig. Wählt er aber seinen Platz im Kroneninnern, hart am Stamm, so erlebt er die Bewegungen des ganzen Baumes und wird selbst nicht mehr erschüttert.

Noch mehr wie diesem Vogel geschieht einem Menschen, der bis in die Tiefe seiner Seele sinkt. Denn dort erlebt er alles Leben, das ganze Weltall, den ganzen Gott mit all seinen Geheimnissen, weil dieser unser Grund auch der Grund Gottes ist.

Wer aber dieses weiß, von dem ist jede Trauer genommen und das Vergängliche vor dem Unvergänglichen verschwunden.

Jubelt! Da ist der Friede, das Glück, das Licht, die Schönheit, die niemand euch mehr nehmen kann.

Das schenke ich euch zum Abschiede. Bedenkt es in eurem Herzen, wenn ich fort bin, und handelt darnach in Wachsamkeit und Treue. Lebt wohl!"

Als Faber so geredet hatte, trat er zu dem Bauer und der Bäuerin, ergriff ihre Hände, schüttelte sie stürmisch, und verließ sie dann mit seinen schnell zusammengerafften Sachen, eilig, fast flüchtend.

Der Heiligenbauer und seine Frau waren von dem unvermutet losgebrochenen Strome der Faberschen Weisheit betäubt wie von einem Gewitter, geblendet, als seien ihre Augen von der hohen Sonne versengt worden, dergestalt, daß sie wohl den Handdruck des Abscheidenden erwiderten, auch Worte sprachen, sich sogar einige Schritte ihm nach bewegten und doch eigentlich nicht wußten, was sie taten.

Als sie aus diesem unirdischen Traume erwachten, fanden sie sich einander gegenüberstehend auf der Schwelle der Tür desselben Zimmers, in dem nun auch das letzte Regen der Worte Fabers verschwunden war. Sie sahen sich an und bemerkten, daß ihre Gesichter ganz blaß waren.

Der Sintlinger trat zurück und begann langsam die Stube hinzuschreiten. Johanna eilte hinaus, die Altane hinab in den Garten und rief immerfort laut Fabers Namen, um ihn womöglich noch einmal zum Zurückkommen zu bewegen. Der aber war nirgend mehr zu sehen.

Als sie in die Stube zurückkehrte, fand sie ihren An-

dreas am Fenster stehend, die Stirn an die Scheiben gepreßt. So, daß sein Gesicht nicht zu sehen war, stand er und schaute unbeweglich in die Weite.

Sie trat zu ihm, legte eine Hand auf seine Schulter und blickte auch hinaus, von dem schnellen Lauf und der Aufregung noch immer hochaufatmend.

Nach einer Weile des Hinschauens sagte der Heiligenbauer leise:

„Siehst du, nun steigt er über die Querhovener Hügel hinauf."

Und Johanna erspähte Faber jetzt auch, wie er, den Hut in der Hand, rüstigen Ganges, die Anhöhe emporstieg. Sein Haar und sein Bart wehten weiß um sein mächtiges Haupt.

Nun war er auf der Höhe angelangt, schaute einen Augenblick nach ihrem Hause zurück und verschwand dann im Lichte der untergehenden Sonne zwischen den Fichten. Als sich der Heiligenbauer zurückwandte, bemerkte Johanna, daß seine Augen noch von Tränen überschimmert waren.

Er rührte aber mit keinem Wort an seine tiefe Ergriffenheit, sondern sagte lächelnd:

„Nun hat Faber ja mein Geschriebenes mitgenommen. Und dann habe ich auch vergessen, ihn nach seinem Leben zu fragen."

Dabei ging er, ließ sich sinnend auf einen Stuhl am Tisch nieder und sagte nach einigem Nachdenken leise zu sich:

„Nun. Ja, ja. Es ist wohl so. Wenn man immerfort bloß an sein eigenes Leben denkt, verliert man's, und wenn man's gibt, kriegt man's. Und ein jeder von uns ist immer nur der Laut der Schritte eines Größeren, der nach uns kommt."

Nach dem Besuch Fabers trat der Heiligenbauer in seine letzte Verwandlung.

Er schloß sich in immer größerer Liebe und Güte allen Menschen auf. Auch den Querhovenern näherte er sich mehr und mehr und förderte die Walddörfler auf jede Weise innerlich und äußerlich. Gottlieb Meixner aber liebte er wie seinen eigenen Sohn und das Meierlein, die seine Ehefrau geworden war, wie seine Schwiegertochter, seit er erfahren hatte, daß die beiden in der Nacht vor dem Sehendwerden Helenens von seinem Kinde gleichsam zusammengegeben und gesegnet worden waren. Und als den beiden das erste Kind, ein Knabe, geboren wurde, war es ihm, als blühe ein Teil seines und Lenleins Wesen, auch das Herz seines lieben Weibes, weiter auf dem Hofe seiner Väter.

Trotzdem verlangte ihn je und je nach seinem gestorbenen Kinde, und er läutete die Glocke seines Hauses weiter, damit die Stimme des Lenleins erwache und es zwischen Himmel und Erde zu seiner Seele rede. Aber niemals mehr kam das wilde, heisere Toben über die Glocke in dem Heiligenwinkel. Sie tönte von nun an immer heiter wie die Stimme eines Kindes, und jetzt, wenn sich ihr Ton lieblich durch die Täler und über die Hügel schwingt, sagen die Leute in den Stuben zueinander: „Horcht, das Heiligenlenlein singt", hören auf zu sprechen, treten vor die Haustür und lauschen bewegt, bis die Glocke verklungen ist.

Dieses Buch wurde gedruckt
in Borgis Unger-Fraktur von der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

BOUND BY
HNM
2-93

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122884544